Böhmisches

Märchenbuch.

Deutsch

von

Alfred Waldau.

Prag,
Druck und Verlag von Kath. Gerzabek.
1860.

Z 115 ||

Universitäts-
München
Bibliothek

AD [illegible] L.
UNI [illegible] ES.
MONAC.

Dem

gefeierten böhmischen Dichter

Karl Jaromir Erben

in

innigster Verehrung

zugeeignet.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

In keinem Lande ward im Laufe dieses Jahrhunderts für die Ausbeutung und Verbreitung der unendlich reichen Goldschätze alter Märchenpoesie so viel gethan, als in Deutschland. Ehedem fand ein Volksmärchen, geholt aus der dörflichen Spinnstube, aus der Hütte des Schäfers und Jägers, von der Haide und aus dem Walde nur selten eine verlorene Stelle in dem Werke eines Schriftgelehrten, weil man sich beinahe zu schämen schien, dergleichen Allotrien seinem Publikum anzubieten; seitdem jedoch Bürger und Göthe mit der Wünschelruthe ihrer Poesie auf diese Schätze hingewiesen haben, seitdem Grimm's liebliche „Kinder- und Hausmärchen" erschienen sind, sah der deutsche Büchermarkt eine förmliche Märchenliteratur heranwachsen, die noch alljährig mit einigen Bänden von Märchen der verschiedensten Völker bereichert wird. Nur für die Verdeutschung der Märchen slavischer Stämme ist bisher verhältnißmäßig noch wenig gethan worden, obzwar sich hier eine große, kostbare Sammlung ohne große Schwierigkeiten anfertigen ließe. Böhmen besonders scheint so recht ein Märchenland zu sein. Bereits dem

großen Shakespeare muß es wunderbar erschienen sein, weil er es mit einem Meere umgürtet, und Libussa lebt mit ihren stahlgepanzerten Amazonen noch heute als mächtige Zauberin im Volksmunde fort. Und in der That besitzen die Böhmen bereits so schöne, reiche und gediegene Sammlungen ihrer Märchen, daß diese sich den Märchenbüchern eines Gebrüderpaars Grimm oder eines Ludwig Bechstein würdig zur Seite stellen können. K. J. Erben, Jakob Malý, Božena Němcowá, J. Košjnz Radostowa u. A. sind für die czechische Märchenliteratur dasselbe, was Grimm und Bechstein für die deutsche oder Wuk Stephanowitsch Karadschitsch für die serbische. Aus ihren Sammlungen habe ich nun das Schönste und Beste ausgewählt, um es in getreuer Übersetzung dem deutschen Publikum vorzuführen. Alle diese Märchen sind wirkliches Eigenthum des Volkes und auch durchaus getreu im Tone desselben erzählt. Wohl sind unter den Märchen manche, die sich in den Grundzügen unter den Märchendichtungen aller Völker wiederfinden; viel Triebfedern, welche in deutschen Märchen spielen, erscheinen auch hier; viele Partien daraus entbehren eines exclusiven Charakters, welcher sie an irgend einen bestimmten Ort, an eine besondere Landschaft bände, vielmehr könnten sie auch andern slavischen, selbst deutschen Ländern, theilweise sogar dem allgemeinen Märchenkreise angehören. Es werden dadurch die treffenden Worte des berühmten Wuk Stephanowitsch Karadschitsch durch neue Beweise erhärtet, daß die Märchendichtungen überhaupt für den Niederschlag uralter, wenn auch

umgestalteter Mythen zu gelten haben, die von Volk zu Volk, jedem sich anschmiegend, fortgetragen, richtigen Aufschluß darbieten können über die Verwandschaft zahlloser Sagengebilde und Fabeln, welche Europa unter sich und noch mit Asien gemein hat Dennoch hat das böhmische Märchenbuch fast insgesammt das schönglänzende Gepräge slavischer Erzählungen angenommen, was sich theils in der Einflechtung slavischer Sitten und Gebräuche, theils in der Anwendung besonderer Darstellungsformeln und Wendungen wahrnehmen läßt.

Was den Ursprung und das Alter dieser Volksmärchen betrifft, so genüge hier der kurze Bericht, daß ein großer Theil derselben bis in die vorhistorischen Zeiten hinaufreiche, und besonders für die Beleuchtung der altslavischen Mythologie von wesentlichem Nutzen sei. Ein anderer Theil scheint orientalischen Ursprungs zu sein, weil ihn der Geist von „Tausend und eine Nacht" lebhaft durchweht, was übrigens bei den Märchen fast aller europäischen Nationen der Fall ist. Aller Wahrscheinlichkeit zufolge stammt dieser Theil aus den Zeiten der Kreuzzüge her, wo auch die slavischen Krieger mit den Asiaten in so vielfache Berührung kamen, und die farbenprächtigen, sinnebezaubernden Märchen werden nicht das Letzte gewesen sein, was sie als kostbare Beute in ihre Heimath zurückbrachten, und diese dann nach dem Geschmacke ihres Volkes umformten und in einheimische Gewänder kleideten.

Die vorliegende Sammlung selbst soll auf keinen wissenschaftlichen Fond, nicht auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch erheben, weßhalb sie sich auch aller

gelehrten Vergleiche mit den verwandten Märchen anderer Völker, und der Deutung altmythologischer Grundzüge selbst enthält. Sie soll nur einen reinen poetischen Genuß dem größern Publikum darbieten; denn wer sollte nicht der glänzenden idealen Märchenwelt aus ganzem Herzen hold sein? Man hat wohl schon seit manchen Jahren von einer gewissen Seite her mit aller Kraftanstrengung darauf hingearbeitet, um den „dummen Märchenaberglauben" im Volke mit dem Schwerte der Dialektik auszurotten, und die Volksbücher, Lieder und Märchen haben bedeutende Nachstellungen über sich ergehen lassen müssen. Aber wir wissen zu gut, es gebe noch ganz andere Kreise, die fern aller Vorliebe für die Cultivirung der Märchenpoesie, einem viel verderblicheren, modernen Aberglauben huldigen, als die vom gemeinen Volke geliebten Allotria sind, ohne daß man gegen sie zu Felde zieht. Und da ist es denn gut, daß es noch stille Waldeinsamkeiten, Haiden und Bergschluchten gibt, wo noch Menschen leben, deren Unbekanntschaft mit den unheimlichen Zauberkünsten in dem Sturm- und Drangleben der gegenwärtigen großen Culturwelt draußen sie zu den glücklichsten und zufriedensten auf Gottes schöner Erde macht Und wir Andern nehmen eine Sammlung i h r e r so lieblichen, zarten, phantasie- und gefühlvollen Märchen herzlich gern zur Hand, besonders wenn draußen der eiskalte, scharfe Dezemberwind unheimlich schrillt und dichte Schneeflocken an die Fensterscheiben wirft, während d'rin im traulichen Gemache das Kaminfeuer so lustig lodert und eine so liebliche Wärme ausstrahlt! Da

lesen wir innigst vergnügt ein duftiges, wie ein schelmisches Kinderauge uns anlächelndes Märchen nach dem andern; glänzende phantastische Bilder und liebliche Gestalten ziehen sylphenhaft an unserer Seele vorüber und wir gedenken in seliger Stimmung der holden rosigen Jugendzeit, und retten uns für einige Stunden glücklich vor jenem modernen Aberglauben, der sich anmaßt, der Lebensweg und das Wahrheitslicht zu sein. —

Damit wäre die schöne Bestimmung dieses Märchenbuches ausgesprochen; möge es, von freundlichen Seelen beschützt, diese glücklich erreichen!

Prag, am 12. November 1859.

A. W.

Böhmisches Märchenbuch.

Prinzessin Goldhaar.

Nach K. J. Erben.

Es war einmal ein König, der so viel Weisheit besaß, daß er sogar die Gespräche aller Thiere verstand. Vernehmet nur, wie er dieß lernte. Einst kam zu ihm ein altes Mütterchen, brachte ihm in einem Korbe eine Schlange und sagte, er möge sich diese zubereiten lassen: habe er sie verzehrt, so werde er alles verstehen, was irgend ein Thier in der Luft, auf der Erde und im Wasser spreche. Dem Könige gefiel es, daß er mehr kennen werde, als sonst ein Mensch; er gab dem Mütterchen einen guten Lohn und befahl sogleich seinem Diener, daß er ihm diesen Fisch zum Mittagsessen zubereite. „Aber," sprach er, „daß Du ja nicht auch das kleinste Stückchen verkostest, sonst bezahlst Du es mir mit dem Kopfe!"

Jirik, der Diener, fand es sonderbar, warum ihm der König dieß so strenge verboten habe. „In meinem ganzen Leben habe ich keinen solchen Fisch gesehen," sagte er zu sich selbst, „er schaut ja gerade wie eine Schlange aus! Und was für ein Koch wäre das, der nicht einmal verkosten würde, was er zubereitet?" Als das Ding gebraten war, nahm er ein Stück-

chen auf die Zunge und prüfte den Geschmack. In diesem Augenblicke hört er rings um seine Ohren etwas summen: „Uns auch etwas! uns auch etwas!“ Jiřik sieht sich um, was das heißen solle, und sieht nur einige Fliegen in der Küche schwirren. Da ruft wieder draußen auf der Gasse Jemand mit heiserer Stimme: „Wohin? wohin?“ Und dünnere Stimmen antworten: „In die Gerste des Müllers, in die Gerste des Müllers.“ Jiřik blickt zum Fenster hinaus und sieht einen Gänserich mit einer Schaar von Gänsen. „Aha!“ spricht er, „also derartig ist der Fisch?“ Schon wußte er, wie die Sachen ständen. Schnell schob er noch ein Stückchen in den Mund und trug dann die Schlange zum Könige hin, so als wäre gar nichts geschehen.

Nach der Mahlzeit befahl der König dem Jiřik, er möge ihm ein Roß satteln und ihn auf seinem Spazierritte begleiten. Der König ritt voraus und Jiřik folgte. Als sie über eine grüne Wiese ritten, machte Jiřik's Pferd einige Sprünge und wieherte: „Hohohoho, Bruder, mir ist so wohl, daß ich über Bergeshöhen setzen wollte!“ — „Du hast leicht zu reden,“ sagte das andere, „auch ich möchte gerne hüpfen; aber auf mir sitzt ein Alter: mache ich einen Satz, so stürzt er zur Erde wie ein Mehlsack und bricht den Hals.“ — „Mag er ihn brechen, was liegt daran?“ sagte Jiřik's Pferd, „statt eines alten wirst Du dann einen jungen Mann tragen.“ — Jiřik lachte herzlich zu dieser Wechselrede, aber nur ganz insgeheim, daß es der König nicht merke. Allein auch der König verstand recht wohl, was die Pferde unter einander sprachen,

wandte sich um und da er sah, daß Jiřik lache, fragte er: „Worüber lachst Du?“ — „Ueber gar nichts, Königliche Durchlaucht, es ist mir nur so etwas eingefallen,“ redete sich Jiřik aus. Der alte König aber hatte ihn schon im Verdachte und mißtraute auch bereits den Pferden; deßhalb wandte er um und kehrte nach Hause zurück.

Nachdem sie im Schlosse angelangt waren, trug der König dem Jiřik auf, ihm ein Glas Wein einzuschänken. „Aber Dein Kopf soll fallen,“ sagte er, „falls Du nicht vollgießest oder übergießest!“ — Jiřik nahm die Weinkanne und begann einzugießen. Da flogen durch's Fenster zwei kleine Vögel herein; einer jagte den andern und der fliehende hatte drei goldene Haare im Schnabel. „Gib sie mir,“ sagte der andere, „sie sind ja mein!“ — „Ich geb' sie nicht, mein sind sie, ich habe sie aufgehoben.“ — „Aber ich habe sie fallen gesehen, als die goldhaarige Jungfrau ihre Locken kämmte. Gib mir wenigstens zwei.“ — „Nicht ein einziges!“ — Da flog das andere Vöglein auf das vordere zu und erfaßte die goldenen Haare. Als so die beiden im Fluge darum stritten, blieb in dem Schnäbelchen eines jeden ein Haar und das dritte Goldhaar fiel klingend zu Boden. Da sah sich Jiřik darnach rasch um und übergoß den Wein. „Dein Leben hast Du verscherzt!“ schrie der König; „aber ich will Dir Gnade angedeihen lassen, wenn Du die Jungfrau mit dem goldenen Haar auffindest und mir als Gattin zuführst.“

Was sollte Jiřik machen? wollte er sein Leben retten, so mußte er um die Jungfrau gehen, obzwar er

nicht wußte, wo er sie zu suchen habe. Er sattelte sein Roß und ritt auf's Gerathewohl von dannen. Da kam er zu einem schwarzen Walde und unterhalb des Waldes hart an der Straße brannte ein Strauch; Hirtenknaben hatten ihn angezündet. Unter dem Strauche befand sich ein Ameisenhügel, die Funken fielen auf ihn herab und die Ameisen flohen mit ihren weißen Eierchen hin und her. „Ach hilf, Jirik, hilf!" riefen sie klagend, „sonst verbrennen wir und unsere Jungen in den Eierchen." — Da sprang dieser rasch vom Pferde herab, zerhieb den Strauch bei der Wurzel und erstickte die Gluth. „Bis Du in Nöthen sein wirst, dann erinnere Dich unser und wir werden Dir auch helfen."

Er ritt hernach durch den Wald und kam zu einer hohen Tanne. Hoch im Gipfel befand sich ein Rabennest und unten auf der Erde krächzten und wehklagten zwei junge Raben: „Vater und Mutter sind uns fortgeflogen: wir sollen uns selbst Nahrung suchen und doch können wir arme Gelbschnäbel noch nicht fliegen! Ach hilf, Jirik, hilf! füttere uns, sonst sterben wir vor Hunger." Jirik besann sich nicht lange, sprang vom Pferde herab und stieß ihm das Schwert in die Seite, daß die jungen Raben eine Nahrung hätten. „Bis Du in Nöthen sein wirst," krächzten sie fröhlich, dann erinnere Dich unser und wir werden Dir auch helfen."

Jetzt mußte Jirik schon zu Fuß weiter gehen. Er schritt lange, lange durch den Wald und als er endlich aus diesem heraustrat, sah er vor sich ein weites, weites Meer. Am Meeresstrande haderten zwei Fischer mit einander. Sie hatten einen großen goldenen Fisch

in ihre Netze gefangen und jeder wollte ihn nun besitzen. „Mein ist das Netz, mein ist der Fisch!" und der Zweite sagte darauf: „Wenig hätte Dir Dein Netz genützt, wäre nicht mein Nachen und meine Beihilfe gewesen." — „Wenn wir das nächste Mal wieder einen solchen Fisch fangen, soll er Dein sein." — „Nicht so! Du warte auf den andern und mir gib diesen hier." — „Ich werde euch schiedsrichterlich vergleichen," spricht Jiřik; „verkaufet mir diesen Fisch, ich werde euch denselben gut bezahlen und das Geld möget ihr gleichmäßig theilen." Und er gab ihnen dafür alles Geld, das er vom Könige auf die Reise empfangen hatte und behielt nichts für sich. Die Fischer waren froh, daß sie einen solchen guten Handel gemacht, und Jiřik ließ den Fisch wieder in's Meer los. Lustig plätscherte dieser im Wasser, tauchte unter und dann steckte er nicht weit vom Strande noch einmal den Kopf empor: „Sobald Du meiner, lieber Jiřik, bedürfen wirst, dann gedenke nur mein und ich werde mich dankbar gegen Dich zeigen." Hierauf verschwand er. — „Wohin gehst Du?" fragten die Fischer den Jiřik. — „Ich gehe, um meinem Herrn, dem alten Könige, die Braut, die goldhaarige Jungfrau zu holen und weiß nicht einmal wo sie zu suchen." — „Ach, über diese können wir Dir gute Auskunft ertheilen," sagten die Fischer; „das ist die Prinzessin Goldhaar, die Königstochter aus dem Krystallpalaste auf jener Insel. Jeden Tag früh, wenn das Zwielicht nahet, kämmt sie ihr goldenes Haar; der Schein davon ergießt sich über Himmel und Meer. Wenn Du willst, so werden wir Dich selbst nach jener

Insel hinüberfahren, weil Du uns so gut verglichen hast. Nimm Dich nur fein in Acht, daß Du die echte Jungfrau aussuchest; denn zwölf jungfräuliche Töchter hat der König, aber nur Eine besitzt ein goldenes Haar."

Als sich Jirik auf der Insel befand, verfügte er sich in den Krystallpalast, um den König zu bitten, daß er die Tochter mit dem Goldhaar seinem Gebieter zur Gattin gebe. — „Ich gebe sie," sprach der König, „aber Du mußt sie Dir verdienen: Du mußt in drei Tagen drei Arbeiten vollbringen, die ich Dir auflegen werde, jeden Tag eine. Inzwischen kannst Du bis zum Morgen ausruhen." — Früh am andern Tage sagte zu ihm der König: „Meine Tochter Goldhaar besaß eine kostbare Perlenschnur; die Schnur riß und die Perlen fielen zerstreut in's hohe Gras auf der grünen Wiese. Alle diese Perlen mußt Du sammeln, daß auch nicht eine einzige fehle." — Jirik begab sich auf die Wiese, die gar lang und breit war, kniete im Grase nieder und begann zu suchen. Er suchte, suchte vom Morgen bis zur Mittagszeit, aber nicht eine einzige Perle erblickte er. „Ach wären nur meine Ameisen da, diese könnten mir suchen helfen!" — „Ja wir sind schon da, daß wir dir helfen," sagten die Ameisen, die sich hier urplötzlich zeigten und ringsum in dichter Menge wimmelten. „Was brauchst Du?" — „Perlen soll ich auf dieser Wiese sammeln und ich sehe keine einzige." — „Habe nur ein klein wenig Geduld, wir werden sie statt Deiner zusammenlesen." Und es währte nicht lange, so trugen sie ihm aus dem Grase ein Häuflein von Perlen zusammen und er brauchte nichts anderes zu thun,

als diese nur einzufädeln. Als er bereits die Schnur verbinden wollte, hinkte noch eine lahme Ameise herbei, der bei dem großen Feuer in ihrer Ansiedlung ein Fuß verbrannt war, und diese schrie: „Warte, Jiřik, binde die Schnur noch nicht fest, ich bringe Dir noch ein Perlchen!"

Nachdem Jiřik die Perlen dem Könige gebracht und der König sie gezählt hatte, fehlte keine einzige. „Du hast Deine Sache gut gemacht," sagte er, „morgen gebe ich Dir eine andere Arbeit." — Am Morgen kam Jiřik und der König sprach zu ihm: „Meine Tochter Goldhaar badete im Meere und verlor dort einen goldenen Ring: diesen mußt Du finden und bringen." — Jiřik ging zum Meere und schritt traurig am Strande; das Meer war rein aber so tief, daß er nicht einmal auf den Grund schauen konnte; wie denn erst am Grunde einen Ring auffinden? „Ach, wäre mein goldener Fisch da, dieser könnte mir helfen!" — In diesem Augenblicke blitzte etwas im Meere und aus der Tiefe schwamm zum Wasserspiegel der goldene Fisch empor: „Da bin ich, daß ich Dir helfe; was brauchst Du?" — „Ich soll im Meere einen goldenen Ring auffinden und sehe nicht einmal den Meeresgrund." — „Eben bin ich einem Hecht begegnet, der auf der Flosse einen Goldring trug. Habe nur ein klein wenig Geduld und ich bringe Dir denselben." Und es währte nicht lange, so kehrte er aus der Tiefe zurück und brachte den Hecht sammt dem Ringe.

Der König belobte den Jiřik wiederum, weil dieser seine Sache so gut gemacht habe; am nächsten Morgen trug er ihm die dritte Arbeit auf: „Wenn Du

willst, daß ich meine Tochter Goldhaar Deinem Könige zur Gemalin gebe, so mußt Du ihr lebendiges und todtes Wasser bringen; einmal wird es vonnöthen sein." — Jiřik wußte nicht, wo er ein solches Wasser holen könnte und so ging er auf Glück fürbaß, bis er in einen schwarzen Wald gelangte: „Ach, wären meine Raben da, vielleicht könnten sie mir helfen!" — Da rauschte etwas über seinem Haupte und unversehens waren die zwei Raben da: „Da sind wir, daß wir Dir helfen. Was willst Du?" — „Ich soll todtes und lebendiges Wasser bringen und weiß nicht wo es zu suchen." — „Davon wissen wir gut. Gedulde Dich nur ein klein wenig, wir bringen Dir es." Und nach einer kleinen Weile brachte ein jeder dem Jiřik eine Kürbisflasche voll Wasser: in der einen war lebendiges, in der andern todtes Wasser. Jiřik war froh, daß es ihm so gut ergangen und eilte zum Schlosse. Am Waldessaume sah er zwischen Tannen hängend ein Spinnengewebe, in der Mitte desselben saß eine großmächtige Spinne, die eine Fliege aussog. Jiřik nahm die Kürbisflasche mit dem todten Wasser, besprengte die Spinne damit und sie fiel zu Boden wie eine reife Kirsche und war todt. Hierauf besprengte er die Fliege mit dem lebendigen Wasser der andern Flasche und die Fliege begann zu zucken, arbeitete sich aus dem Spinnengewebe heraus und schwirrte schon in den Lüften. „Das ist dein Glück, Jiřik, daß Du mich zum Leben gebracht hast," summte sie ihm um die Ohren, „ohne mich würdest Du kaum errathen, welche von den zwölf Königstöchtern die Prinzessin Goldhaar sei."

Als der König sah, daß Jiřik auch die dritte Sache ausgeführt habe, erklärte er, ihm seine goldhaarige Tochter geben zu wollen. „Aber," ließ er sich vernehmen, „Du mußt Dir sie selbst aussuchen." — Hierauf führte er ihn in einen großen Saal, in dessen Mitte sich ein runder Tisch befand und um den Tisch herum saßen zwölf schöne Jungfrauen, eine wie die andere; aber eine jede hatte um den Kopf ein langes, schneeweißes Tuch gebunden, so daß man nicht sehen konnte, was für ein Haar sie habe. — „Das sind meine Töchter," äußerte der König; „wenn Du erräthst, welche von ihnen die Prinzessin Goldhaar sei, so hast Du sie gewonnen und kannst sie gleich mit Dir fortführen; erräthst Du aber nicht, so ist sie Dir nicht bestimmt und Du mußt ohne sie fortreisen." — Jiřik schwebte in der größten Angst und wußte nicht was anzufangen. Da flüsterte ihm Etwas in's Ohr: „Bs — bs! gehe rund um den Tisch herum, ich werde Dir sagen, welche es ist." Also lispelte die Fliege, die Jiřik mittelst des lebendigen Wassers zum Leben gebracht hatte. „Diese ist es nicht — diese auch nicht — diese auch nicht — — diese da ist die Prinzessin Goldhaar!" — „Diese Tochter gib mir!" rief Jiřik aus, „diese habe ich mir für meinen Herrn verdient!" — „Du hast recht gerathen," sagte der König und die Jungfrau erhob sich schnell vom Tische, schob das Kopftuch bei Seite und die goldenen Haare floßen ihr in dichten Flechten bis auf den Boden herab und verbreiteten eine Helle wie die aufgehende Sonne, daß Jiřik's Augen fast geblendet wurden.

Hierauf stattete der König seine Tochter nach Schicklichkeit und Gebühr zur Reise aus und Jiřik führte sie seinem Herrn als Braut zu. Dem alten König funkelten die Augen und er hüpfte vor Freude, als er die Prinzessin Goldhaar erblickte, und sogleich befahl er, Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen. „Ich wollte Dich zwar zur Strafe Deines Ungehorsams hängen lassen, daß Du den Raben zur Speise dienst," sprach er zu Jiřik; „doch weil Du mir einen so trefflichen Dienst erwiesen hast, so lasse ich Dir nur mit dem Beile den Kopf abschlagen und Dich dann ehrlich begraben." — Nachdem Jiřik hingerichtet war, bat Prinzessin Goldhaar den alten König, er möge ihr diesen todten Diener schenken und der König konnte dieß seiner goldhaarigen Braut auf keinen Fall abschlagen. Hernach legte diese Jiřik's Haupt gehörig zu dem Rumpfe, besprengte ihn mit dem todten Wasser und der Rumpf verwuchs mit dem Haupte, daß von der Wunde keine Spur zu erblicken war; nun besprengte sie ihn mit dem lebendigen Wasser und Jiřik erhob sich wieder, als wäre er zum zweiten Male geboren, frisch wie ein Hirsch und die Jugend leuchtete ihm förmlich aus dem Antlitz. „Ach, wie fest habe ich doch geschlafen!" sprach Jiřik und rieb sich die Augen. — „Ja wohl, Du hast fest geschlafen," sagte die Prinzessin Goldhaar, „und wäre ich nicht gewesen, so würdest Du in aller Ewigkeit nicht aufgewacht sein!" — Als der alte König wahrnahm, daß Jiřik wieder lebendig geworden und daß er viel jünger und schöner denn zuvor sei, wäre er ebenfalls gern auch noch jung ge-

worden. Schnell befahl er, daß man ihm den Kopf abhaue und dann mit dem Wasser besprenge. Man hieb ihm also den Kopf ab und besprengte ihn mit dem lebendigen Wasser fort und fort, bis es völlig ausgeschöpft war; aber der Kopf wollte auf keine Weise mit dem Rumpfe verwachsen; erst dann begann man das Besprengen mit dem todten Wasser und augenblicklich erfolgte der Zusammenwuchs: aber der König blieb doch todt, weil bereits kein lebendiges Wasser vorhanden war, das ihn zum Leben gebracht hätte. Und da das Königreich nicht ohne König sein konnte und man Niemanden hatte, der so viel Weisheit besaß, daß er sogar die Gespräche aller Thiere verstand, wie Jirik, so machte man Jirik zum Könige und die Prinzessin Goldhaar zur Königin.

Die schwarze Prinzessin.

Nach Božena Němcová.

Irgendwo in einem fernen Lande wohnte am Meeresstrande ein sehr armer Fischer. Eine kleine Hütte, ein Kahn, einige Netze bildeten sein ganzes Vermögen. Aber trotz seiner Armuth lebte er mit seinem Weibe in Frieden und Eintracht. Sein einziger Wunsch war, daß ihn Gott mit einem Erben beschenken möge, doch dieser Wunsch blieb bisher unerfüllt.

Einstens befahl ihm der König — er mußte nämlich für die Hofküche den nöthigen Vorrath an Fischen liefern — daß er so schnell als möglich eine Menge von Fischen, und zwar der allergrößten, fange, weil eine große Zahl von Gästen anlangen werde. Ein schöner Lohn ward ihm zugesagt, falls er die Fische bald brächte, falls nicht, sollte ihn eine schwere Strafe treffen. Der Fischer kannte den König genau, daß dieser bei allen Anlässen sein Wort zu halten pflege, und deßhalb zauderte er nicht, nahm die Netze, sprang in den Kahn und begab sich auf die hohe See. Einige Stunden lang schiffte er bereits, ohne jedoch ein einzig Mal das Netz voll emporgezogen zu haben. Einige wenige kleine Fischchen, das war sein ganzer Fang. Verdrießlich warf

er sie wieder in's Meer zurück, und wollte sie nicht einmal für sich zum Nachtessen behalten. Schon beschlich ihn die Angst; der Abend senkte sich herab, und er hatte noch keinen einzigen großen Fisch, und doch umschwamm ihn, nicht anders als wie zum Trotze, eine ansehnliche Menge derselben; wie er jedoch das Netz ausbreitete, waren sie dahin, und kamen sämmtlich erst auf der andern Seite wieder zum Vorschein.

„Da seid ihr ja alle wie verhert,“ sagte er mit fast weinerlicher Stimme, nachdem er wieder das leere Netz emporgezogen hatte. „Ich fische bereits eine hübsche Reihe von Jahren hindurch, aber dieß ist mir noch niemals begegnet. Was soll ich anfangen? Ich habe auf einen Verdienst gehofft, aber wie ich sehe, werde ich eher gestraft.“

„Leichte Hilfe, Freund,“ ließ sich Jemand hinter ihm vernehmen, und wie er ganz erschrocken umblickte, sah er hinter sich einen ganz schwarzen Menschen stehen. Der Athem ging ihm aus, und ein Frost überrieselte seine Glieder, als er seine Augen auf den Mann heftete, der sich so ganz und gar unverhofft in dem Kahne befand, als wäre er vom Himmel herabgefallen.

„Weßhalb fürchtest Du Dich vor mir?“ sprach dieser, den Schrecken des Fischers bemerkend; „ich mache Dir ja nichts zu Leide. Bin ja gekommen, Dir zu helfen, doch nur unter der Bedingung, wenn Du auch meinen Wunsch erfüllest.“

Der Fischer war froh, daß der böse Geist, wofür er den neuen Gast hielt, in einer so guten Laune sich

befinde, und versprach Alles, was in seiner Macht stände, zu thun, wenn jener helfen würde.

„Gut," antwortete der Schwarze, „im Augenblicke wirst Du so viele der schmackhaftesten und größten Fische haben, als ihrer nur der Kahn fassen kann, wenn Du mir das gibst, wovon Du nicht weißt, daß Du es zu Hause hast."

„Ei, das geb' ich Euch gern," sprach ohne langes Besinnen der Fischer, denn er hatte nur sehr wenige Geräthschaften, und deßhalb konnte er leicht von allem wissen.

„Ich will mir es also nach zweimal sieben Jahren holen."

Hierauf nahm der schwarze Herr das Netz zur Hand und kaum hatte er es in's Meer gesenkt, so zog er es schon, mit den besten Fischen gefüllt, heraus. So machte er es dreimal und verschwand.

Der Fischer war vergnügt, auf so leichte Art aus seiner Verlegenheit gekommen zu sein, freute sich in voraus über seinen guten Gewinnst und beeilte sich nach Hause zu kommen. Seine Frau erwartete ihn bereits, und wie sie den Kahn noch in der Weite erblickte, bereitete sie gleich ein schmackhaftes Nachtmal, damit der Mann nach der Arbeit sich stärke. „Das war ein gesegneter Fang," sprach sie, als der Fischer an's Ufer stieß, und sie ihm die Fische herauszunehmen half. „Aber ich habe genug Aengsten ausgestanden, wie es Dir ergehen würde, denn der König hat bereits zweimal anfragen lassen, wann Du zurückkommst."

„Wohl war mir etwas ängstlich zu Muthe, liebes

Weib; ich denke aber, der König wird zufrieden sein." Hierauf brachte er Alles in Ordnung, und nachdem er zu Nacht gegessen, legte er sich zu Bette, um zeitlich früh mit seinem Fischvorrath zum Hofe zu gehen. — Der König, der bereits zu fürchten begann, daß die besten Gerichte bei der Tafel fehlen würden, hatte eine große Freude, als der Fischer früh mit so herrlichen Fischen anlangte und entließ ihn mit einer guten Belohnung. Der Fischer wollte nun seiner Frau einmal auch eine Freude bereiten, und kaufte ihr einen hübschen Weiberrockstoff, womit er sie nicht wenig überraschte.

„Weil Du so freundlich meiner gedacht hast, muß auch ich Dich mit irgend Etwas erfreuen," sagte die Fischerin, worauf sie dem Manne offenbarte, daß ihr vieljähriger Wunsch erfüllt worden sei. Allein der Fischer freute sich darob nicht so sehr, wie seine Frau vermuthete; er erinnerte sich des gestrigen Tages, und erkannte erst jetzt, was ihm der Schwarze hinterlistig entlockt habe. Um aber nicht die arme Mutter zu betrüben, wollte er es mit keinem Worte erwähnen und verschloß, so schwer es ihm auch ankam, die Trauer in seinem Herzen.

Binnen Kurzem verstrich die bestimmte Zeit und die Fischerin gebar ein Söhnchen. Der Knabe war so allerliebst, daß auch der Fischer in innige Freude gerieth, und seinen Harm einigermaßen vergaß. Nicht lange währte es, so geleitete der heranwachsende Knabe den Vater an den Meeresstrand und sammelte die schönen Muscheln, die dort lagen. Als er größer war, half er ihm beim Flechten der Netze, und mehrmals gelang es

ihm sogar schon, daß er allein der Mutter ein Nachtmal besorgte. So verflossen zweimal sieben Jahre, und der Fischer merkte es gar nicht. Vor lauter Freude über den flinken Sohn vergaß er allmälig den schwarzen Gast; dieser aber war nicht so vergeßlich.

Eines Morgens rief die Fischerin den Sohn zum Frühstück, allein umsonst. Sie glaubt, er sei auf den Fischfang gegangen, und frägt den Vater deßhalb; allein auch dieser weiß nichts von ihm. Sie eilt daher hinaus, um sich nach ihm umzuschauen, doch weit und breit findet sich von ihm nicht die leiseste Spur. Da erst kömmt dem Vater der Schwarze in den Sinn; er jammert und mißt sich selbst die Schuld bei, daß er auf den Jungen nicht besser Acht gegeben habe, und mit großem Schmerze erzählt er seinem Weibe das traurige Abenteuer. Die armen Eltern führen ein Wehklagen, aber den Sohn, für den ihnen der Schwarze einen großen Sack mit Gold in die Hütte gelegt hatte, erreichen ihre Rufe nicht mehr. Sie verschmähten das Geschenk nicht, obzwar sie wußten, daß es eine schlechte Entschädigung für ein geliebtes Kind wäre.

Fern, sehr fern von der Fischerhütte befand sich unter der Erde ein goldenes Schloß, in welchem eine verwunschene Prinzessin wohnte. Sie war über die Maßen schön, aber schwarz wie eine Kohle. Einstmal soll sie ein mächtiger Zauberer erblickt und sich in sie verliebt haben: sie aber wies ihn ab, wofür er sie in eine Mohrin verzauberte, die sie so lange bleiben sollte, bis irgend ein Jüngling eine solche Zuneigung zu ihr fassen würde, daß er vor lauter Liebe das Vaterhaus

verließe und allerhand Ungemach erduldete. Das wäre freilich noch nicht so schwer gewesen, wenn jener nicht sie mit noch andern Personen in eine unterirdische Landschaft verwunschen hätte. Was sollte sie dort beginnen? Wer sollte sie von dort erlösen?

Eines Tages ging sie im Garten umher und weinte: da gesellt sich ihr ein kleiner Zwerg bei, und frägt sie, warum sie weine? Die Prinzessin blieb stehen und musterte festen Blickes das wunderbare Männchen; weil aber dieses so freundlich fragte, erzählte sie ihm ihr Ungemach.

„Klage darob nur nicht so sehr," sagte es, nachdem es alles vernommen hatte. „Wenn es sich hier nur um einen Jüngling handelt, so will ich selbst nach einem solchen mich sorgend umsehen. Wie denn aber, wenn Du ihm nicht gefallen wirst, und er sich weigern wird, hier zu bleiben?"

„Dann wird keine Hilfe für mich mehr möglich sein, und ich will mich ruhig in mein Schicksal ergeben." —

„Ei, dann heirathest Du mich?" —

„Dich?" rief die Prinzessin, mit spöttischem Lächeln auf das Männlein niederblickend. Allein da sie fürchtete, den Zwerg böse zu machen, und auf diese Art die einzige Hoffnung auf ihre Erlösung von sich zu stoßen, so sprach sie gleich wieder freundlich zu ihm: „Wenn Du den Jüngling herbeiführen, und Dich nie zudringlich gegen mich benehmen wirst, mag ich dies oder jenes machen, so verspreche ich Dir, falls der Jüngling hier nicht bleiben und mich nicht liebgewinnen wollte, dann

Dich zu heirathen." Der Zwerg war auf diese Weise versöhnt, gelobte der Prinzessin Alles, und ging dann von hinnen.

Und das war niemand anderer als jener schwarze Mann, der den Fischer so arglistig bestrickt hatte. Wir wissen also, wie lange die Prinzessin harren mußte. Ihr aber schien es nicht so lange zu währen: unter der Erde eilten die Jahre schneller dahin, und sie blieb immer jung.

Eines Tages ließ sich der Zwerg wieder sehen, erfüllte seine Zusage, und brachte den Jüngling mit. Er hatte ihn nicht mit Gewalt dazu gehabt, sondern ihn so lange listig angelockt, bis der Knabe gutwillig mit ihm ging. Dem Radovid (so war des Fischersohnes Name) gefiel es in dem goldenen Palaste. Es war hier alles so schön wie auf der Erde, nur das Meer fehlte ihm da. Der prachtgeschmückte Palast war aus purem Golde erbaut, so daß, wenn die Sonne (welche auch dort aufging, nur mit dem Unterschiede, daß wenn auf der Erde Nacht war, hier der Tag herrschte, und umgekehrt) über ihm leuchtete, des blendenden Glanzes wegen Niemand es anblicken konnte. Rings um den Palast war ein Garten, worin Blumen, wie er sie noch nie gesehen, sich lieblich schaukelten, Vögel mit buntfarbigem Gefieder flatterten in den duftenden Bäumen, deren Aeste sich unter der Last des köstlichen Obstes zur Erde neigten. Wohin er nur blickte, Alles war schön! Arbeiten mußte er nicht: verlangte er etwas, gleich war es fertig da. Was Wunder also, daß er sich nicht heimsehnte. Freilich erinnerte er sich oft an

die Mutter und an den Vater; allein kaum bemerkte dies an ihm die Prinzessin, welche stets in seiner Nähe war, so gab sie sich gleich alle Mühe, ihn aufzuheitern. Sie sang ihm liebliche Lieder, sie führte ihn im Garten spazieren, sie erzählte ihm allerlei schöne Geschichten, so daß sich nicht einmal die Mutter mit ihm so sorgsam beschäftigte, noch ihn mehr lieben konnte, als sie. Doch auch Radovid liebte sie, trotz ihrer schwarzen Farbe, sehr. So entschwanden ihm denn in lauter Wonne die Jahre, ohne daß er wußte, wie. Nur das Eine fühlte er, daß er die Prinzessin immer mehr und mehr liebe, und ohne sie nicht leben könne. Und so schwanden die Tage in neuer Freude hin.

Einmal bemerkte die Prinzessin auf des Geliebten Antlitz einige dunkle Wölkchen; sie fragte ihn, was das zu bedeuten hätte. Und er erwiderte ihr: „Du weißt, wie ich Dich liebe, und deßhalb wirst Du mir meine Bitte verzeihen. Der einzige Sohn meiner Eltern, wurde ich von ihnen überaus zärtlich geliebt, bedenke also, welch ein Verlust es für sie sein mußte, daß ich mich von ihnen entfernt habe. Aber jetzt, wo ich zur Verstandesreife gelange, jetzt erst sehe ich ein, und es schmerzt mich sehr, daß ich mich so wenig um sie bekümmert habe. Erlaube daher, daß ich wieder einmal nach ihnen schaue. Dann will ich für alle Zeit zu Dir zurückkehren.“ — Nicht gar lieb war es der Prinzessin zu hören, aber sie durfte seine Bitte nicht unerfüllt lassen, falls sie wollte, daß alle Bedingungen ihrer Erlösung vollbracht würden.

„Nun, so willige ich ein; Du mußt mir aber et-

was versprechen, worin Dein und mein Glück oder Unglück bestehen wird."

Und Radovid that, was sie verlangte.

Darauf sagte sie zu ihm: „Du darfst Niemanden, mag es wer immer sein, mit keinem Sterbenswörtchen erwähnen, wo Du die ganze Zeit über gewesen bist; Du darfst Niemanden sagen, daß Du eine Braut hast, und auch keiner Andern Liebe schwören. Wenn Du Dein Wort erfüllst, sind wir glücklich; erfüllst Du es nicht, dann trifft Dich Unglück, und mich siehst Du wohl nimmermehr, derweil auch ich alle Hoffnung auf Erlösung verliere."

Alsdann blies sie dreimal in ein silbernes Trompetchen, und der Zwerg stand vor ihnen. „Geleite den Radovid, woher Du ihn geholt hast." — Noch einmal küßte sie den Radovid, gab ihm das silberne Trompetchen und sagte: „Vergiß meine Worte nicht; wenn Du Dich nach mir zurücksehnst, dann blase in dies Trompetchen und der Zwerg führt Dich wieder zu mir." Hierauf entfernte sie sich in ihre goldenen Gemächer, Radovid schritt mit dem Zwerge den oberirdischen Gefilden zu. Am Wege war er so vertieft, daß er gar nicht acht gab, über welche Wege und Stege ihn der Zwerg führte, und ehe er sich von seinen Gedanken trennte, waren sie am Meeresstrande, wo einst die Fischerhütte stand. Dort verließ ihn sein Begleiter.

In der Hütte fragte er nach dem Fischer. „Lieber Jüngling, Der ist schon mehre Jahre von hier fort, und wohnt jetzt in der Stadt in einem schönen Hause und hat viel Geld; woher er es genommen, das weiß

bis jetzt Niemand.“ Also sagte man ihm in der Hütte. Demnach begab sich Radovid nach der Stadt, und dort zeigte man ihm ein prächtiges Haus, das dem ehemaligen Fischer gehörte. — Dazumal gab es noch nicht, wie heutzutage alle dreißig Schritte einen Gasthof, dazumal war ein Fremdling froh, wenn er wo immer gastfreundlich aufgenommen wurde, und muthig sprach er selbst bei dem Aermsten ein, denn er wußte, daß Niemand, und sollte er selbst beim Nachbar borgen, den Gast ungelabt entließe. Ohne langes Ueberlegen trat Radovid in des Vaters Haus ein und bat um ein Nachtlager. Der alte Fischer, nun ein reicher Herr, nahm ihn freundlich auf, und lud ihn zu Tische. Radovid war hungrig, und die Einladung kam ihm daher sehr gelegen. Als er in das Speisezimmer trat, sah er daselbst seine Mutter und ein junges Frauenzimmer, die man wie eine Tochter behandelte. Bei Tische saßen Alle beisammen, speisten und unterhielten sich durch Wechselreden; doch weil es damals nicht Sitte war, den Gast nach dem Namen und Stande und Reiseziele zu fragen, so wußte bisher Niemand, wie der Fremde heiße.

„Ist das Euer Kind?“ fragte Radovid die Mutter, indem er auf die Tochter hinwies.

„Wohl, aber nicht ein eigenes; wir hatten nur einen einzigen Sohn, welchen wir jedoch in seinem vierzehnten Jahre verloren.“

„Und wie geschah dies?“

„Lieber Herr, wollet dies lieber gar nicht erfahren, es ist eine traurige Geschichte.“

„Möchtet Ihr ihn aber doch erkennen, wenn er zurückkehren würde?"

„Nicht doch, er müßte wohl jetzt schon hübsch erwachsen sein, etwa so wie Ihr."

„Du hast es errathen, Mütterchen, denn ich bin ja dein Sohn."

Die Eltern schrien auf, und fielen dem Sohne um den Hals, und küßten seine lieblichen Wangen. Die Pflegetochter hatte inzwischen diese Kunde durch's ganze Haus getragen, und so strömten im Augenblicke alle Bediensteten in das Gemach herein, um den Sohn ihrer guten Herrschaft zu sehen. Die Freude wollte kein Ende nehmen. Nachdem sich Alles einigermaßen beruhigt hatte, fragten die Eltern ihren Sohn, wo er gewesen und wie es ihm ergangen sei. Allein Radovid hatte die Worte seiner Geliebten sehr wohl im Gedächtnisse, und gestand seinen Eltern nichts, indem er sie bat, sie möchten sich damit zufrieden stellen, daß er zurückgekehrt sei.

Solange die alte Mutter ihren Sohn für verloren betrachtete, war sie zufriedener. Kaum jedoch hat sich der schöne Jüngling als ihr Sohn erwiesen, schon beschäftigten ihr tausenderlei Gedanken den Kopf — wie sie ihn am besten verheirathen könnte. Endlich kam sie mit sich überein, daß sie ihm die Pflegetochter geben wolle, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob auch er hiemit einverstanden sein werde; denn sie hielt es für vollkommen ausgemacht, daß jene ihm gefallen müsse. Es war das aber auch ein Mädchen, schön wie eine Apfelblüthe; wer sie sah, der liebte sie. Radovid erkannte ebenfalls ihren Liebreiz an, deßhalb vergaß er aber noch nicht seiner schwarzen Schönen.

Eines Tages lud der alte Fischer, um die Rückkehr seines Sohnes festlich zu begehen, eine Menge von Gästen zu einem lärmenden Freudenmale ein. Er war ja ein reicher Nachbar und freundlicher Wirth, zu allem dem hatte er einen hübschen Sohn und eine noch hübschere Pflegetochter — was Wunder, daß Jedermann mit Freuden seine Einladung annahm? An Gästen war somit kein Mangel. Man aß, trank und tanzte den ganzen lieben Tag. Radovid war gut aufgelegt und benahm sich den Jungfrauen gegenüber sehr artig, am meisten unterhielt er sich aber mit der schönen Pflegetochter. Gegen Abend ging er mit ihr in den Garten hinaus, und von dem feurigen Getränke erhitzt, versprach er mehr, als er erfüllen sollte; kaum jedoch war das unbedachte Wort über seine Lippen gekommen, da verließen ihn die Sinne, und er fiel zur Erde. Da war es ihm, als stände vor ihm die schwarze Prinzessin; in ihrem einst so mildlächelnden Antlitz lag ein tiefer Gram und ihre gluthvollen schwarzen Augen waren von Thränen getrübt. „Was hast Du gethan, Radovid?" sprach sie mit schmerzlicher Stimme. „Nun darfst Du nicht mehr zu mir, außer wenn Du Dich ganz allein auf den Weg begibst, und mich in meinem goldenen Palaste auffindest: Du müßtest aber diese Eisenstiefel mit Dir nehmen. Bist Du fest entschlossen, aus Liebe zu mir, alles Mögliche zu erdulden, dann wirst Du mich erlösen, und wir werden glücklicher sein, als jemals früher; im andern Falle bleibst Du ein Bettler Dein Leben lang." Radovid erwachte und hätte alles dies für einen bloßen Traum gehalten, wenn er nicht bei

sich die Stiefel, und sich selbst in einer zerrissenen Kleidung fern von der Stadt gesehen hätte. Es war dies eine schreckliche Veränderung innerhalb dieser wenigen Stunden; dort war er geehrt wie irgend ein Fürst, unterhielt sich mit den Eltern und mit dem schönen Mädchen, und nun mußte er, um der wenigen Wörtlein willen, eine so strenge Strafe erleiden! Als er Alles bei sich wohl erwogen hatte, fluchte er sich selbst, weil er sich nicht vor dem schädlichen Getränke gehütet. Von dem Augenblicke, wo er sein Liebchen im Traume geschaut hatte, lebten in seinem Gedächtnisse alle jene seligen Stunden auf, die er mit ihr verlebt, und fest nahm er sich vor, sie aufzusuchen, und wäre sie selbst am Ende der Welt. Daher raffte er sich auf, band die Eisenstiefel, die er auf den Füßen nicht ertragen konnte, zusammen, warf sie über die Achsel und zog fürbaß in die weite Welt hinaus.

Inzwischen wußten die armen Eltern nicht, was mit ihrem Sohne vorgefallen wäre; die Pflegetochter aber verhehlte ihnen nicht, was er zu ihr gesagt, und wie er dann plötzlich von ihrer Seite verschwunden sei. Und alle warteten auf seine Wiederkunft, er aber erschien weder am zweiten, noch am dritten Tage. Endlich glauben sie, daß irgend ein Geist in der Gestalt ihres Sohnes sie zum Besten gehabt habe, und damit beruhigten sie sich und lebten wie ehedem. Der gramerfüllte Radovid irrte mittlerweile mit seiner schweren Bürde von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, über Berg und Thal, bis er zum schwarzen Meere gelangte. Dort ließ er sich auf die andere Seite hinüberfahren;

den Fährmann fragte er, ob dieser nie von dem goldenen Palaste gehört habe.

„Nie," antwortete dieser, „aber auf der andern Seite wohnt auf einer Insel ein Riese, und der weiß Vieles, möglich, daß er Euch auch davon Kunde geben kann." Radovid ließ bei der Insel landen, suchte den Riesen, und fand ihn auch in der That auf. Nun fragte er ihn, ob er nicht von dem goldenen Palaste wisse?

„Wohl weiß ich nicht, Mensch, und kann Dir also auch nicht davon sagen; doch wenn Du siebenmal sieben Tage und Nächte lang vorwärts schreitest, gelangst Du zu einem Berge und dort wohnt mein Bruder, der wird Dir vielleicht davon sagen können."

„Ach, ich Allerärmster, was Alles werde ich noch erdulden, ehe ich dahin gelange; aber es geschieht mir schon recht, warum war ich unfolgsam!"

Unter einer solchen Wehklage schritt Radovid weiter; sein Weg führte ihn durch reizende Gegenden, über schöne Inseln; doch nirgends lockte ihn der Rasenteppich zur Rast, nirgends trug er Verlangen nach dem saftigen Obste, um sich zu erfrischen, oder um an dem Wohlgeruch der mannigfachen Blumen sich zu laben: die Sehnsucht nach dem schwarzen Liebchen trieb ihn immer weiter und weiter, und gönnte ihm kein Ausruhen. Und nachdem er siebenmal sieben Tage und Nächte lang gewandert war, kam er zu einem Berge, wo der mächtige König des Landes seinen Sitz hatte. Er begab sich zu ihm, und fragte ihn, ob er nicht von dem goldenen Palaste wisse?

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort, „aber

dies sagt Dir am ehesten mein Bruder, der König der Vögel, der weit und breit seine Boten aussendet; möglich, daß einer von ihnen Dir davon Bericht erstatten kann. Wenn Du nochmals siebenmal sieben Tage und Nächte gehst, gelangst Du zum grünen Meere, dahinter ist ein großer schwarzer Wald, und darin wohnt mein Bruder."

Radovid dankte dem Riesen und entfernte sich.— In Wahrheit kam er nach siebenmal sieben Tagen zu dem grünen Meere, worüber er sich fahren ließ. Hierauf eilte er zu dem schwarzen Walde und suchte dort den König der Vögel. Als er ihn fand, entbot er ihm einen Gruß seines königlichen Bruders und bat ihn, er möge ihm von dem goldenen Palaste sagen. Der König rief sogleich alle seine Unterthanen zusammen, und fragte sie, ob vielleicht einer von ihnen von einem solchen Palaste wisse. Ein Weilchen lang dachten die Vöglein nach, dann flog eine Schwalbe aus der Versammlung heraus, und vor den König hintretend, zwitscherte sie: „Ich, König, ich weiß davon!"

„Welchen Weg hat dahin Dein Flug genommen?"

„In sieben Flüssen habe ich gebadet, in sieben Wäldern habe ich mich geschaukelt, von sieben Höhen habe ich niedergeschaut, dann kam ich zu dem goldenen Palaste, wo die schwarze Prinzessin wohnt."

Als Radovid dieses vernahm, dankte er dem König, und begab sich abermals auf den Weg. Wie viele Mühseligkeiten er erdulden mußte, ehe er die sieben Flüße durchschwamm, die sieben Wälder durchschritt, die sieben Berge überstieg, das läßt sich gar nicht beschrei-

ben, und dennoch fiel ihm alles dies nicht schwer. Die Eisenstiefel auf den Schultern tragend, schritt er unermüdlich seinen Weg weiter und weiter.

Nachdem er endlich alles überstanden, erblickte er eines Tages in der Ferne den goldenen Palast. Ach, wie dankte er Gott, daß er am Ziele seiner so bittern Pilgerfahrt sei! Ermüdet, durch Hunger und Durst geschwächt, kam er bis in den Garten; dort setzte er sich unter einen Baum und schlief ein. Gerade zu dieser Zeit lustwandelte die schwarze Prinzessin im Garten und kam bis zu dem Baume, wo Radovid schlummerte. Verwundert blieb sie stehen und forschte, was für ein Mensch dort liege; aber wie freute sie sich, als sie wahrnahm, es sei Radovid! Sie sah an dieser eingefallenen Wange, an dieser zerrissenen Kleidung, an diesem abgemagerten Körper, daß er viel, viel ausgestanden haben mußte. Nicht konnte sie sich enthalten, ihn aufzuwecken. Und als dieser erwachend sein Liebchen bei sich erblickte, da bat er sie sogleich um Verzeihung und gelobte ihr treue Liebe bis zum Tode. Sie verzieh ihm gern. Zum Zeichen der Versöhnung küßten sich dann beide innig. Aber kaum hatten sich ihre Lippen berührt, da begann sich ihr schwarzes Antlitz zu entfärben, und binnen wenigen Augenblicken stand vor ihm die allerschönste weiße Jungfrau mit schwarzen Augen. Aber wenn sie auch schwarz geblieben wäre, er hätte sie dennoch gleich gern gehabt.

Plötzlich stand vor ihnen der Zwerg, und sprach zu den Liebenden: „Ich bin jener Zauberer, der Dich verwunschen hatte. Radovid hat alle Bedingungen

erfüllt, und ich kann von Dir nichts mehr fordern, obzwar ich Dich gern überlistet und zur Gattin gewünscht hätte. Aber nun wähle, ob Du hier verbleiben, oder wieder nach den oberirdischen Auen zurückkehren willst?“ Doch der Prinzessin gefiel es von der Zeit an, wo Radovid wieder zurückkehrte, unter der Erde sehr, und sie entschied sich dafür, dort zu verbleiben; auch Radovid bekam einen Widerwillen gegen die Oberwelt, so daß beide, abgeschieden von der Menschenwelt in dem goldenen Palaste voll Eintracht und Zufriedenheit lebten, ohne daß sie bis zu ihrem Tode ein Verlangen nach den irdischen Freuden getragen hätten.

Bušmanda.

Nach Jakob Malý.

Ein Häusler hatte drei Söhne, wovon der jüngste, von seinen Brüdern für einfältig gehalten, viel Spott von denselben erdulden mußte. Als der älteste Sohn jenes Alter erreicht hatte, wo er Knechtdienste verrichten konnte, schickte ihn der Vater in die Welt hinaus, daß er sich irgend einen Dienst suche. So ging er denn und kam in einen Wald, wo er einem Greise begegnete, der ihn nach dem Ziele seiner Wanderung fragte. Als der Alte vernahm, daß der Jüngling ausgegangen sei, um sich einen Dienst zu suchen, sprach er zu ihm: „Wolltest Du nicht bei mir Schafe hüten?" Und der Jüngling willigte ein.

Nun hütete er die Schafe des Greises, und als ein Jahr vorüber war, entließ ihn derselbe, und gab ihm zum Lohne einen jungen schneeweißen Widder aus seiner Heerde, indem er zu dem Schafhüter sagte: „So oft Du sagst: ‚Widderchen, schüttle dich!' werden Dukaten aus seiner Wolle fallen!" Der Bursche bedankte sich bei dem Alten, und trat mit seinem Widder die Rückkehr nach der Heimath an. Als er in den Wald gelangte, machte er gleich einen Versuch mit der Wunderkraft des Widders, und kaum hatte er die erwähnten

Worte ausgesprochen, da schüttelte sich der junge Widder, und aus seiner schneeweißen Wolle rieselten die blanken Dukaten zur Erde nieder. Der Jüngling sammelte das Gold, und heitern Sinnes setzte er die Heimreise fort, indem er im Geiste Betrachtungen über seinen Reichthum anstellte und sich sein zukünftiges Leben als ein wahres Fürstenleben ausmalte.

Es begann zu dämmern, als er bei einem Wirthshause anlangte, woselbst er zu übernachten gedachte. Bei seinem Eintritte rief er die Wirthin herbei, und bat sie, daß sie in ihrem Stalle den Widder über Nacht behalte; „aber," fügte er hinzu, „untersiehet Euch nicht, zu ihm zu sagen: Widderchen schüttle dich!" Hierauf ließ er sich ein prächtiges Nachtmal zubereiten, und nachdem er sich gehörig gesättigt, begab er sich zur Ruhe.

Der Frau Wirthin, welche keine geringe Gabe von der den Frauenzimmern angebornen Neugier besaß, lag es den ganzen Abend hindurch im Kopfe, weßhalb ihr wohl jener Jüngling verboten habe, jene Worte zu dem Widder zu sprechen, und sie hatte keine Ruhe, bis sie sich, nachdem Alles sich zu Bette verfügt hatte, zu dem Widder begab, und zu ihm sagte: „Widderchen, schüttle dich!" Da sah sie ein großmächtiges Wunder. Schöne gelbe Dukaten rieselten von dem weißen Widder herab, einem Schneegestöber vergleichbar. Die Wirthin ward fast starr vor Erstaunen, und nachdem sie zur Besinnung kam, sagte sie zu sich selbst: „Wenn ich doch einen solchen Widder besäße! Ein großes Gasthaus möchte ich mir an der Stelle dieser elenden Kneipe erbauen, und daran mit goldenen Lettern

diese Inschrift anfertigen lassen: Beim wunderwirkenden Widder. — Nein, so ginge es nicht, so möchte ich mich verrathen. Aber dann gingen zu mir nur lauter Edelherren, und ich müßte nicht mehr selbst die Gäste bedienen, und hätte flinke Kellner und schmucke Kellnerinnen, und ich selbst wäre die Frau, und möchte blos gebieten — aber ich habe ja doch auch einen solchen Widder, von der gleichen Gleißen, und ebenso schneeweiß von Farbe; freilich schüttelt er keine Dukaten, allein ich könnte für ihn diesen wunderwirkenden austauschen, jener Dummkopf wird es nicht bemerken, und wenn er es auch bemerkt, so stelle ich es ihm geradezu in Abrede, und schelte ihn noch tüchtig herunter!" Und also geschah es. Als am Morgen der junge Mann seinen Widder zurückverlangte, unterschob ihm die Wirthin einen andern, und für sich selbst behielt sie den wunderwirkenden.

Der Jüngling ahnte nichts Arges, bis er bei seiner Ankunft zu Hause mit seinem Reichthum groß that, und vor dem Vater und den Brüdern das Kunststück mit dem Widder ausführen wollte. Da rief er ihm fast hundertmal, zuletzt sogar mit weinerlicher Stimme zu: „Widderchen, schüttle dich!" aber der Widder schien nicht das Mindeste zu verstehen. „Ei, so schüttle dich doch!" donnerte er aus voller Kehle und schlug vor Zorn den armen Widder mit den Fäusten, aber der Widder schüttelte sich nicht, sondern meckerte nur recht kläglich. Da sah der Jüngling ein, daß er betrogen worden sei, und hatte allerdings die Wirthin im Verdachte, aber wie sollte er sich helfen? Seine Pläne von einem fürst-

lichen Leben waren vernichtet, und er sah sich genöthigt, als Ackerknecht bei dem Nachbar, dem Dorfrichter, einzutreten.

In einiger Zeit ging der zweite Sohn in die Welt hinaus. Im Walde begegnete ihn derselbe Greis und dingte ihn als Schafhüter. Nachdem er ein volles Jahr gedient hatte, gab ihm der Alte als Lohn ein Tischtuch, und sagte zu ihm: „So oft Du dieses Tischtuch ausbreitest und dabei rufest: ‚Tischtüchlein, deck' dich fein!' augenblicklich wirst Du darauf die schmackhaftesten Speisen und die kostbarsten Getränke sehen." Der Schäfer bedankte sich, und als er im Walde die Wunderkraft des Tischtuches erproben wollte, breitete er es auf der Erde aus und befahl ihm, sich zu decken. Im nämlichen Augenblicke hatte er vor sich die reichste Auswahl der schmackhaftesten Speisen und theuersten Weine, nahm ein heiteres Mal ein, und zog dann weiter, der Heimat zu.

Als es zu dämmern anfing, gelangte er zu einem schönen, neuen Gasthofe, und da er noch einen weiten Weg vor sich hatte, so beschloß er, hier zu übernachten. In der untern Stube, wohin ihn ein Kellner gewiesen hatte, fand er eine Menge von Menschen, Fuhrleute, Kutscher von Herrschaften, welche die obern Zimmer inne hatten, Wanderburschen und viele andern Reisenden. Alle sollten gemeinsam in der Stube schlafen, und da unser Freund um sein wunderwirkendes Tischtuch zu kommen fürchtete, so machte er sich auf, um die Wirthin zu suchen. Im ganzen Hause ging es äußerst lebhaft zu, flinke Aufwärter in grünen Jacken und schöngeschmückte Einschänkerinnen und Stubenmädchen flogen die Trep-

pen hinauf und herunter und durch die Gemächer; in der Küche wurde gekocht, gebraten, geschmorrt und gesotten, und die Wirthin schritt, die Hände in den Schürzentaschen, feierlich zwischen dem Gesinde auf und ab, ertheilte hier und dort herrische Befehle, und wo sie irgend eine Unordnung antraf, da schalt sie gleich die Leute tüchtig aus. Wie unser liebe Bursche sie erblickte, trat er näher, und bat sie, ehrfurchtsvoll das Käppchen abnehmend, sie möchte ihm über die Nacht das Tischtuch aufbewahren, wo er jedoch hinzufügte, sie solle auf keinen Fall zu jenem sagen: „Tischtüchlein, deck' dich fein!"

Die Wirthin nahm das Tischtuch, allein die Wißbegier, was wohl dieses Sprüchlein zu bedeuten hätte, gab ihr keine Ruhe, und als nach Mitternacht im Gasthofe Alles zu Bette ging, nahm sie das Tischtuch mit sich auf ihr Zimmer, breitete es am Tische aus, und befahl ihm, sich zu decken. Und da sah sie zu ihrer Verwunderung, wie sich der Tisch im nämlichen Augenblicke mit den kostbarsten Speisen und Getränken anfüllte, so daß selbst ein erfahrener Feinschmecker hier eine schwere Auswahl gehabt hätte. Lange konnte sich die Wirthin von ihrem Erstaunen nicht erholen, dann sprach sie zu sich selbst: „Solch ein Tischtuch wäre bei meinem Geschäfte ein wahres Kleinod. Da möchte ich die Köchinnen und die ganze Küche ersparen, und den Gästen wäre allezeit mit dem Vortrefflichsten und Seltensten gedient. Mein Gasthof würde weit und breit im Lande berühmt, denn nirgends könnte man eine schnellere Bedienung finden. — Aber ich kann mir ja doch

dieses Tischtuch behalten; jenem Dummkopfe gebe ich ein anderes, er wird nichts merken, und wenn auch, so fahre ich ihn tüchtig an, rufe das Gesinde herbei, und lasse den groben Menschen aus dem Hause werfen." Gesagt, gethan. Als am Morgen der junge Mann sein Tischtuch zurückverlangte, unterschob ihm die Wirthin ein anderes, ähnliches, und er verließ, keinen Betrug ahnend, den Gasthof.

Bei seiner Ankunft im Vaterhause erzählte er, wie gut es ihm ergangen sei, wie er ein ganzes Jahr lang bei einem alten Manne Schafe gehütet und dann zum Lohne ein wunderwirkendes Tischtuch erhalten habe, das er nun hervorzog und ihm auftrug, sich zu decken. Allein das Tischtuch deckte sich nicht, der liebe Bursche wiederholte einige Male den Spruch, und als das Tischtüchlein nicht im mindesten darauf achtete, dachte er bei sich: „Gewiß habe ich das Tischtuch verkehrt ausgebreitet," und wandte dasselbe um. „Nun Tischtüchlein, deck dich fein!" Aber das Tischtuch gehorchte abermals nicht. Da begann es dem guten Jünglinge angst und bange zu werden: „Deck' dich fein, oder ich zerreiße dich in tausend Stücke!" Doch da fruchtete kein Zureden, weder auf gute noch auf schlimme Art, und der Bursche sah ein, daß er betrogen worden sei. Er hatte freilich die Wirthin im Verdachte, was sollte er jedoch beginnen? Schon war keine Hilfe möglich, und so sah er sich denn genöthigt, als Ackerknecht bei dem Nachbar, dem Rathsmann, einzutreten.

Endlich kam die Zeit heran, wo auch der Jüngste, den die Brüder für so einfältig hielten, die Wander-

schaft antreten sollte. „Nun, der wird dort was ausrichten," sprachen die älteren Brüder spottend, allein er achtete nicht darauf, und ließ sich von der Reise nicht abrathen, die er mit Lust antrat. Hinter dem Walde begegnete er denselben Alten, der ihn sogleich als Schafhüter in seinen Dienst nahm. Und er weidete sie ein ganzes Jahr, und als die Zeit kam, wo ihm der Greis den Lohn auszahlen sollte, da vertraute er ihm alle Erlebnisse seiner ältern Brüder an, und bat um ein solches Geschenk, mittelst dessen er an der verrätherischen Wirthin Rache nehmen und den Widder sammt dem Tischtuch zurückerhalten könnte. „Da hast Du die Busmanda," sprach der Alte, indem er ihm einen starken knorrigen Stock reichte, „so oft Du zu ihr sagst: ‚Hopp, Mädel, pack' den Burschen, schlag', aber schlag' nicht todt!" gleich wird sie bebend auf dem Rücken desjenigen tanzen, dem Du sie zeigst; willst Du aber, daß sie Jemanden zu Tode prügle, so sprich: Schlag', schlag' todt; rufst Du sie zurück, so hört sie gleich zu schlagen auf."

Der Bursche bedankte sich geziemend, und als er durch den Wald der Heimath zuschritt, erblickte er in der Ferne einen Jäger. Da fiel es ihm ein, die Wunderkraft der Busmanda zu versuchen, und er fing an, Aeste und kleine Bäumchen zu brechen, worauf der Jäger hurtig herbeilief, und die Hetzpeitsche nach dem Waldfrevler ausstreckte, um ihn für solchen Uebermuth gehörig zu züchtigen. Da rief der liebe Bursche der Busmanda zu: „Hopp, Mädel, pack' den Burschen, schlag', aber schlag' nicht todt," und sie begann den

Rücken des Jägers so flink und derb zu bearbeiten, daß dieser bei allen Heiligen flehte, ihr Eigner wolle sie zurückrufen, er wolle ihm gerne allen im Walde verübten Schaden nachsehen. Der Bursche rief den Stock zurück, und da er nun einen glänzenden Beweis ihrer Zauberkraft hatte, so schritt er heitern Sinnes dem bekannten Gasthofe zu, woselbst er zu übernachten gesonnen war.

Das Gasthaus ist mit Gästen gefüllt, im Hofe stehen zahllose Wägen, durch die Gemächer und über die Treppen rennen geschäftige Aufwärter und Stubenmädchen, aber in der Küche sieht man keinen einzigen Funken, dort wird nicht mehr gekocht und gesotten, wie vor Jahresfrist, sondern die Speisen werden aus dem Gemache der Herrin geholt, wo ein Tisch mit einem reinen weißen Tischtuch gedeckt ist, und darauf gibt es einen Ueberfluß von ausgezeichneten Speisen und Leckerbissen, und von den theuersten fremdländischen Weinen. Die Wirthin sitzt beim Tische und vertheilt sie an die Aufwärter. Unser liebe Bursche tritt ein, und ersucht sie nach einem höflichen Gruße, sie möchte ihm über die Nacht jenen Stock aufbewahren — sich jedoch hüten, zu ihm zu sprechen: „Hopp, Mädel, pack den Burschen!" Die Wirthin nahm den Stock und jubelte im Geiste, den sie war der Meinung, wieder etwas Schönes gefischt zu haben, und kaum konnte sie die Zeit erwarten, wo sich Alles zur Ruhe begab. „Hopp, Mädel, pack den Burschen!" sprach sie hernach eilfertig zur Busmanda, aber in demselben Augenblicke fühlte sie die gewichtigen Hiebe des knor-

rigen Stockes. Da erhob sie ein gewaltiges Geschrei, daß die Leute aus dem ganzen Hause in ihrem Zimmer zusammenliefen, und mit eigenen Augen dieses seltene Wunder schauten! Die Wirthin wand sich vor Schmerz und wie behext lief sie in dem Gemache auf und ab, um Gotteswillen bittend, man möge ihr helfen. Aber wer es nur wagte, ihr näher zu treten, bekam selbst einen tüchtigen Hieb von der Busmanda, so daß zuletzt Jedermann ganz eingeschüchtert wurde. Inzwischen kam auch der Besitzer des wunderwirkenden Stockes herbei und kaum hatte ihn die Wirthin erblickt, so bat sie ihn weinend um aller Welt willen, er möge sich ihrer erbarmen, und sie erlösen. Der Bursche verlangte die Auslieferung des Widders und Tischtuches, die sie sich auf eine so betrügerische Art angeeignet hatte, und die Wirthin mußte beides ausliefern, wollte sie am Leben bleiben.

Nachdem er dies erzielt hatte, begab er sich mit dem Widder, dem Tischtuche und dem wunderwirkenden Stocke nach Hause und erzählte sein Abenteuer. Da wunderten sich die Brüder sehr, wie so ein Schwachkopf Besseres ausgerichtet hätte, als sie, und von nun an wagten sie es nicht mehr, ihn einfältig zu nennen. Und da sie nun in ihrer Macht den Widder hatten, der aus seiner Wolle Dukaten schütteln konnte, ferner das Tischtuch, das sie mit den schmackhaftesten Speisen und Getränken versorgte, schließlich die Busmanda, welche einen Jeden durchprügelte, der ihnen ihr Glück mißgönnte, so lebten sie recht lang zusammen in Eintracht und Zufriedenheit.

Der wilde Mann.

Nach Franz Rubeš.

Vor langen Zeiten wohnte im Böhmerlande auf einem Berge, Voškobrd genannt, in einem großen Schlosse ein mächtiger Fürst, der durch Pracht und Herrlichkeit seine Nachbarn weit und breit überstrahlte. Die Gemächer seines Schlosses funkelten in Gold und Silber; seine Dienerschaft war zahlreich und auf das kostbarste gekleidet, seine Rosse waren schnell wie der Wind; sein größter Stolz jedoch war sein Garten, wo in der kunstreichsten Weise die schönsten Blumen und theuersten Pflanzen, aus allen Weltgegenden zusammengetragen, aufgestellt waren. Der Garten war dem Fürsten so lieb, wie das eigene Leben, und er sparte weder Schätze noch Mühen, wenn er seinen Garten mit einem neuen Gewächse bereichern konnte, und so ward dieser ein wahres Paradies, und der Fürst war stolz darauf, daß nicht einmal Könige mit einem solchen Garten prahlen konnten. Um die übrige Welt kümmerte sich jedoch dieser Fürst wenig, ja selbst auf seine Kinder, drei blühende Jünglinge, achtete er nicht viel, und ließ sie unter der Dienerschaft ohne Erziehung und Zucht aufwachsen; seine Gemahlin war eine überaus

gute Mutter, die ihre Kinder gleich ihrem eigenen Leben liebte, doch gegen ihre Leidenschaften allzeit nachsichtig war, und so war ihnen der Mutter Milde noch gefährlicher, als des Vaters Nachläßigkeit.

So lebten die jungen Fürsten, von denen der jüngste eben aus den Knabenjahren herauswuchs mitten unter der liederlichen Dienerschaft des prachtvollen Fürstenhofes, und mit ihnen wuchs der Stolz des Vaters, dessen Schätze einmal die ihrigen werden sollten.

Eines Tages, als der Garten in seiner herrlichsten Blüthe stand, und das Entzücken des Fürsten seine höchste Stufe erreichte, kamen die Gärtner ganz entsetzt herbeigelaufen und meldeten, der ganze Garten sei über Nacht auf räthselhafte Weise durchwühlt, und die schönsten Blumen und theuersten Gewächse vernichtet worden. Der Fürst wüthete, als er sich von der Wahrheit der Meldung überzeugte, ließ in seinem Zorne alle Gärtner bestrafen, weil sie den Garten nicht besser bewacht hätten; dann ließ er nach dem Uebelthäter, der den Garten verwüstet hatte, forschen, und versprach dem eine reiche Belohnung, der ihn ausfindig machen würde. Die Mühe war jedoch eine vergebliche; wer eigentlich den Garten verwüstet habe, das konnte Niemand erfahren.

Hierauf sandte der Fürst Boten nach allen Weltgegenden aus und diese trugen die schönsten Blumen und kostbarsten Gewächse zusammen; dazu berief er die geschicktesten Gärtner und diese arbeiteten Tag und Nacht, und in nicht langer Zeit stand der Garten in seiner ehemaligen Schönheit.

Der Fürst war entzückt, als er seinen Garten in

neuer Blüthenpracht erblickte, und daß ihn Jemand ja nicht wieder verwüsten könne, übergab er ihn der Obsorge seines ältesten Sohnes.

Bei Sonnenuntergang versammelte der älteste Prinz die Gärtner und die gesammte Dienerschaft, und besetzte mit ihnen rings die Mauer des zauberschönen Gartens, und befahl Allen, sorgsam zu wachen, daß dem Garten kein Schaden zugefügt würde. Der junge Fürst wachte mit seinem Gefolge die ganze Nacht hindurch, und keiner schloß ein Auge; als aber die Sonne über dem Schlosse hell aufzugehen begann, da bemerkten die Wächter mit Schaudern, der Garten sei abermals verwüstet, und Alles dort bunt durch einander geworfen.

Angstbeklommen brachte der junge Prinz seinem Vater die Nachricht, daß trotz seiner eifrigen Nachtwache der Garten abermals verwüstet und die kostbare Blumenpracht zu Grunde gerichtet sei, obzwar man den Beschädiger nirgends erblicken konnte.

Bei dieser Meldung entbrannte der Fürst im Zorne, ließ abermals die Gärtner und die Dienerschaft bestrafen, und grollte seinem Erstgebornen, daß dieser nicht besser den Garten bewacht hätte.

Darnach ließ der Fürst mit großem Kostenaufwande den Garten neu herrichten, und als dieser abermals in seiner vollen Schönheit strahlte, übergab er ihn der Obhut seines zweitgebornen Sohnes. Dieser befolgte das Beispiel seines ältern Bruders, und besetzte bei Sonnenuntergang die Mauern des zauberschönen Gartens mit der Dienerschaft; die ganze Nacht hindurch wachte man sehr eifrig, im Garten war nicht die geringste Regung

zu vernehmen, als jedoch die Morgensonne aufging, sah man abermals den Garten vollkommen verwüstet. Der Zorn des Fürsten war, als man ihm die Meldung davon brachte, nicht zu stillen; alle seine Dienstleute ließ er so streng als nur möglich bestrafen und erklärte, seinen zweitgebornen Sohn nicht mehr sehen zu wollen, weil dieser so schlecht den Garten bewacht habe. Abermals forschte man nach dem Uebelthäter, der den Garten geplündert hatte, fand jedoch nicht die leiseste Spur von ihm.

Wiewohl diese Unfälle den Stolz des Fürsten schon beugen konnten und sollten, sein Dichten und Trachten nach der Herrlichkeit wurde dadurch noch mehr gereizt, und Allem zum Trotze ließ er den Garten mit unerhörtem Aufwande neu herrichten, leerte seine Schatzkästen, sammelte Gärtner, machte Einkäufe, beaufsichtigte selbst die Arbeiten und binnen kurzer Frist war sein Garten noch prächtiger und reicher, denn je, und den also hergestellten Garten übergab er seinem jüngsten Sohne zur Beaufsichtigung.

Der jüngste Prinz befolgte nicht das Beispiel seiner ältern Brüder, welche mit Wachtposten die Gartenmauern besetzten, vielmehr begab er sich bei Sonnenuntergang mit seiner ganzen Mannschaft in die Mitte des Gartens; da machte man ein großes Feuer an, welches den Garten nach allen Seiten hin hell erleuchtete; rings um das Feuer ließen sich die Wächter nieder und merkten sorglich auf, wann sich im Garten etwas regen würde. Da war es aber still, es rührte sich kein einziges Blümchen; doch wie die Mitternacht erschien, da begannen sich alle Beete im Garten zu

schaukeln, als schwämmen sie im Wasser, und die Erde flog mit den Blumen in die Höhe, als möchten Riesen sie in die Lüfte schleudern. Sogleich eilte die Wache nach der Stelle, wo die Verwüstung anfing, und da war zu sehen, wie ein Mann von riesiger Gestalt und ganz mit Moos bewachsen, die Beete unterwühle und in die Lüfte schleudere. Die Wächter erschracken, als sie das Ungeheuer erblickten; bald aber faßten sie sich, fielen von allen Seiten über den wilden Mann her, warfen ihn zu Boden, banden ihn mit Ketten, und also gefesselt schleppten sie ihn zu dem Feuer hin, wo sie als Sieger den Morgen erwarteten.

Wie es in der Frühe zu dämmern begann, trat der Fürst aus seinem Gemache auf den Balkon hinaus, um zu sehen, was im Garten vorginge; er erschrack aber nicht wenig, als er die Wächter weder bei der Gartenpforte noch ringsum an den Mauern sah, und im Garten auch nicht die leiseste Regung vernahm. In der Meinung, es habe sich schon wieder ein Unglück ereignet, eilte er rasch in den Garten hinab, staunte aber gar sehr, als er, einem glimmenden Aschenhaufen zur Seite, die Wächter rings um eine wunderbare auf der Erde liegende Riesengestalt sitzen sah, und als man ihm berichtete, das eben sei der Gartenverwüster, da freute er sich darob sehr, belobte die Aufmerksamkeit seines Sohnes und belohnte die Wächter reichlich.

Der wilde Mann wurde im Triumphe in das Schloß geführt, und dort im Thurme an eine feste Gitterstange gekettet, wohin das Volk aus der ganzen Umgebung strömte, um ihn wie ein wildes Thier zu be-

trachten. Gleich darauf ließ der Fürst ein glänzendes Festmal anrichten, und lud dazu alle Herrschaften von nah und fern, wobei er Jedermann wissen ließ, es sei ihm geglückt, ein seltenes Ungeheuer einzufangen, das seinen Garten verwüstet hätte.

Der Festtag kam heran und eine unzählige Menge von Gästen erschien zu Wagen; Jeglicher war nämlich begierig, den wilden Mann zu sehen. Das Freudenmal war prächtig und geräuschvoll; nach aufgehobener Tafel sollte der wilde Mann den Gästen zur Schau ausgestellt werden.

Während man noch im Speisesaale saß, erging sich der junge Prinz, der den wilden Mann eingefangen hatte, fröhlich in der Burg, und während seine Brüder beschämt in ihren Gemächern saßen, trieb er im Burghofe allerlei Kurzweil, bis er auch zu dem Thurme, wo der wilde Mann gefangen saß, gelangte. Da blickte er durch das Gitter seinen riesigen Gefangenen an, und schoß zum Zeitvertreibe mit kleinen Pfeilen nach ihm, die in dem Moose desselben haften blieben. Nachdem der junge Prinz alle Pfeile, die er bei sich trug, verschoßen hatte, befahl er seinem Gefangenen, sie ihm zurückzustatten; doch dieser beachtete seine Worte gar nicht. Der junge Prinz gebot wieder, drohte, ärgerte sich und weinte, der wilde Mann aber würdigte auch diesmal dessen Thun keines Blickes. Als der Prinz sah, daß er auf diese Art seine Pfeile nicht zurückbekomme, begann er den wilden Mann zu bitten: „Gib mir die Pfeile wieder, ich bringe Dir dafür ein Honigsbrod;“ und da der wilde Mann auch jetzt die Pfeile nicht ausliefern

wollte, fragte ihn der junge Prinz: „Was verlangst Du also für die Pfeile?“ „Laß' mich aus dem Gefängniße heraus,“ brummte der wilde Mann. „Wie soll ich Dich aber aus dem Gefängnisse herauslassen,“ sagte der junge Prinz, „wenn ich die Schlüßel von dem Gitter nicht habe.“ „Geh' unter die Gäste,“ sprach der wilde Mann weiter, „schmiege Dich an die Mutter an, lege den Kopf auf ihren Schooß, und wenn sie Dich streicheln wird, hefte ihr vom Gürtel den größten Schlüssel los, und auf dieselbe Art kannst Du ihr ihn wieder zurückerstatten.“ Und der junge Prinz that, wie ihm der wilde Mann sagte; er lief in den Saal, wo die Gäste tafelten, schmiegte sich an die Mutter an, legte sein Haupt auf ihren Schooß, und als diese die Wangen ihres Lieblings sanft zu streicheln begann, heftete er von ihrem Gürtel den größten Schlüssel los, eilte zum Thurme und schloß das Gitter des Gefängnisses auf. Wie nun die Gitterthür offen stand, trat der wilde Mann aus dem Kerker heraus, legte die Hand auf die Schulter des erschrockenen Jünglings und sprach: „Wenn's Dir am schlimmsten ergeht, dann komme ich Dir zu Hilfe.“ Und er verschwand. Der junge Prinz blieb wie betäubt stehen, als der wilde Mann sich verlor, und über seine eigene That erschreckend, eilte er wieder in den Saal unter die Gäste, schmiegte sich an die Mutter an, legte abermals das Haupt auf ihren Schooß, und als sie seine Wangen sanft streichelte, heftete er wieder den Schlüßel an ihren Gürtel.

Die Festtafel war zu Ende, und die Gäste eilten voll Begier, den wilden Mann zu schauen, zum Thurme,

wo er ihnen zur Schau ausgestellt werden sollte; als man jedoch das Gitter öffnete, fand man das Gefängniß leer! Man durchsuchte die ganze Burg, aber den wilden Mann fand man nirgends.

Als die Gäste ihre Erwartungen so getäuscht sahen, erzürnten sie sehr, und da sie wähnten, der Gastgeber habe sie absichtlich zum Besten gehabt, verließen sie grollend und mit Rachegedanken die Fürstenburg. Der Fürst selbst gerieth in Wuth, als er seinen Gefangenen nirgends ausfindig machen konnte, und schwur in seinem Zorne, denjenigen tödten zu lassen, der dem wilden Manne den Kerker geöffnet.

Der junge Prinz erbebte vor dem Zorne des Vaters, und da er nicht wußte, was er in seinen Nöthen beginnen solle, eilte er zur Mutter hin, und gestand ihr seine That. Die Mutter erschrack über diese Mittheilung, und um des Vaters Zornausbruch von ihrem Liebling abzuwenden, gab sie ihm so viel Geld, als sie nur in der Eile zusammenraffen konnte, führte ihn heimlich aus dem Schloße, und schickte ihn in die weite Welt hinaus mit der Ermahnung, ja nicht früher zurückzukehren, bis des Vaters Zorn sich gestillt hätte.

Der Prinz verließ das väterliche Schloß, und da er kein bestimmtes Ziel vor sich hatte, schritt er aufs Geradewohl vorwärts; so lange er noch Geld im Vorrath hatte, war ihm das Umherirren nicht beschwerlich; doch als ihm das Geld ausging, da begannen die traurigen Zeiten, arbeiten konnte er nicht, und wenn er Jemanden um eine Gabe anging, so wollte ihm Niemand

etwas gewähren, indem man stets auf seine kostbare Kleidung und seinen gesunden Körper hinwies.

So irrte der Arme lange Zeit hindurch unter fremden Leuten umher, duldete Durst und Hunger, und mußte zahllose Vorwürfe anhören, daß er gesunde Glieder habe und nicht arbeiten wolle; als er nun so oft von fremder Schwelle gewiesen wurde, da setzte er sich auf den Rain, beweinte es bitterlich, daß er seine Eltern betrübt hatte, gedachte der seligen Tage im Vaterhause und bedauerte es, auf die Rede des wilden Mannes gehört zu haben. Und da war ihm oft lieb ein Stückchen trockenen Brodes, das er in einer armen Hütte bekam, und tausendmal dankte er, wenn es ihm vergönnt war, unter einem Dache die Nacht zuzubringen.

Als der arme Jüngling einsah, daß er in seiner kostbaren Gewandung keine Unterstützung finde, tauschte er dieselbe mit einem gemeinen Schäferknaben gegen ein Linnenkleid aus, und so als schlichter Bursche pilgernd, fand er schon öfter mildthätige Hände.

Eines Abends kam er zu einem Jäger, und bat um ein Nachtlager; der Jäger sah sich den Knaben gut an, versprach ihm das Nachtlager und ließ ihm auch ein Nachtmal vorsetzen. Nachdem der junge Prinz gegessen hatte, fragte ihn der Jäger, ob er wohl in seine Dienste treten wollte? und als der junge Prinz sagte, daß er gern einen Dienst annehmen würde, sprach der Jäger: „Von diesem Augenblicke an stehst Du bei mir im Dienste, und Deine Arbeit soll sein, daß Du meine Hirsche hütest, das übrige erfährst Du morgen.“ Hierauf wies der Jäger dem jungen Prinzen ein Lager

an, und hieß ihn schlafen gehen, weil er in aller Frühe wieder aufstehen müßte. Der Prinz war sehr erfreut, daß er einen Dienst bei einem Herrn bekommen habe, der so freundlich zu sein schien, daß er wieder einmal in einem Bette schlafen konnte, und weder Durst noch Hunger mehr dulden mußte.

Bald schlief der junge Prinz ein, schlief gut, und hätte vielleicht bis zum hellichten Tage geruht, wenn ihn nicht der Jäger aufgeweckt, und ihm gesagt hätte, es wäre schon Zeit, die Hirsche auf die Weide zu führen. Der Prinz frühstückte, und wurde dann von dem Jäger in den Hof geführt, wo bereits die Heerde der Hirsche wartete. „Hier übergebe ich Dir die Hirsche," redete der Jäger den Fürstensohn an, „diese wirst Du dorthin in den schwarzen Wald treiben und sie daselbst grasen lassen; mit Sonnenuntergang treibst Du sie wieder heim. Sei nur fleißig, und Du sollst bei mir an nichts Mangel leiden; sollte Dir aber einer von den Hirschen verloren gehen, dann entlasse ich Dich sogleich, wie ich es jedem Deiner Vorgänger gemacht habe. Denn wisse, daß jeder, der bisher meine Hirsche gehütet hat, jeden Abend um zwei weniger von der Weide zurückbrachte, als er dahin getrieben hatte."

Der Prinz verließ seine neue Behausung, und schritt hinter seinen Hirschen einher, welche ohne alle Weisung gerade auf den schwarzen Wald ruhig zugingen; wie sie jedoch schon ganz nahe beim Walde waren, begannen sie zu schnaufen, und wie sie in den Wald auf einen großen Holzschlagplatz kamen, flohen sie auseinander als wäre mitten unter sie ein Schuß gefallen, tief in

die Waldnacht hinein. Der junge Hirt lief ihnen nach, aus Leibeskräften flog er her und hin, und trieb die einzelnen Hirsche auf den Holzschlagplatz. Aber kaum hatte er einige beisammen und jagte einem andern nach, da stoben ihm, ehe er diesen herbeitrieb, die früher mühsam gesammelten wieder auseinander, und so hatte der Aermste, als die Sonne auf der Mittagshöhe stand, nicht einen einzigen mehr auf dem Holzschlagplatze. Ganz ermattet und von der Furcht gepeiniget, was der Herr dazu sagen würde, setzte sich der junge Hirt auf einen Baumstamm, und begann bitterlich über sein Unglück zu jammern. Als er so wehklagte, fühlte er, daß ihn Jemand am Arme faße; er wandte sich um und sah den wilden Mann bei sich stehen, erschrack, und kehrte sich mit Abscheu von ihm weg, indem er ihm befahl, er möge ihn in Ruhe lassen, da er ihn schon ohnehin unglücklich genug gemacht habe. „Zürne nicht, zürne nicht," besänftigte der wilde Mann den erzürnten Jüngling, „ich weiß, was Du erdulden mußtest, Alles war aber zu Deinem Besten, nun komme mit mir, und entschlage Dich aller Furcht." Der junge Prinz ermannte sich, und schritt hinter dem wilden Manne einher. So gingen sie durch den dichten dunklen Wald einige hundert Schritte, bis sie bei einem großen Felsen stehen blieben; der wilde Mann berührte das Gestein, der Felsen öffnete sich, und wie durch ein Thor führte der wilde Mann den jungen Prinzen mitten durch den Felsen auf eine schöne Au, wo ein großer, prachtvoller Palast stand, längs dessen sich Teiche, Haine und Gärten den Augen des Ankommenden darboten. Der junge Prinz konnte

sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen, wie traumbefangen blickte er von einem Gegenstande auf den Andern.

Der wilde Mann führte seinen Gast in's Schloß, wo gleich im ersten Gemache ein kostbares Mittagmal für ihn bereit stand; nach dem Essen führte er ihn im Schloße herum, und zeigte ihm Alles, was sich dort befand, und der junge Prinz hörte nicht auf, sich zu verwundern. Er sah hier Gemächer, mit kostbaren Einrichtungsstücken gefüllt, in andern erblickte er große Reihen von Büchern, in andern waren die Wände mit den schönsten Gemälden bedeckt, und in noch andern schimmerten herrliche Waffen und andere Geräthschaften; kurz, Alles, worauf der Mensch nur denken kann, Alles war dort zu finden. Später verließ der junge Prinz den Palast und unterhielt sich in seiner Umgebung, wandelte durch den Hain und lauschte den lieblichen Liedern der wunderschön befiederten Vögel; darnach setzte er sich in einen Kahn und ruderte über den kleinen See, der wie ein Krystall rein war; er labte sich im Garten an dem Obste und den prächtigen Blumen, und betrachtete dann im Marstalle die stattlichen Rosse. Also vertrieb sich der junge Prinz die Zeit, bis sich die Sonne zum Untergange neigte, und erschrack nicht wenig, als ihn der wilde Mann erinnerte, es wäre schon Zeit, die Hirsche, auf die er zur Gänze vergessen hatte, nach Hause zu treiben. Ungern schied er von der Stätte, die ihm so viel Vergnügen gewährt hatte, sagte aber kein Wort, und schritt dem wilden Manne nach, welcher ihn durch den getheilten Felsen wieder in den Wald

zurückführte, wo bereits auf dem Holzschlagplatze eine doppelt so große Heerde von Hirschen seiner wartete. Als der junge Prinz sein Erstaunen darüber aussprach, äußerte der wilde Mann zu ihm: „Du wunderst Dich, daß Du mehr Hirsche hast, als Du hierher gebracht? Wisse, daß alle diese Hirsche Deinem Herrn gehören. Als seine Güter sich zu mehren begannen, fing er an, hochmüthig und unmenschlich zu sein. Um seinen Uebermuth zu zähmen, nahm ich ihm bei jeder Weide zwei Hirsche weg; wie er allmälig erkannte, daß er ärmer werde, ließ er von dem eitlen Hochmuth ab, und dem also Gebesserten sende ich nun die weggenommenen Hirsche zurück. Nun treibe in Frieden die Hirsche nach Hause, und Morgen früh erwarte mich bei diesem Baumstamm, wo ich Dich heute angetroffen habe."

Als die Sonne im Niedersinken begriffen war, schaute der Jäger mit seinem ganzen Gesinde nach jener Richtung, woher die Hirsche heimkehren sollten, und sein Erstaunen war gar groß, als eine gewaltige Heerde von Hirschen, worunter sich auch die längst vermißten Hirsche befanden, in der besten Ordnung vor dem neuen Hüter dem Gehöfte zuschritt. Darüber sehr erfreut ließ der Herr den neuen Hirten an seinem Tische essen, und gab ihm ein Bett, wie er es selbst hatte.

Den zweiten Tag zog der Prinz abermals mit seinen Hirschen in den schwarzen Wald, brachte sie auf den Holzschlagplatz, und verfügte sich selbst zu dem angewiesenen Baumstamm, wo ihn bereits der wilde Mann erwartete. Nachdem sie sich wieder in den Zauberpalast begeben hatten, und das Frühstück vorüber war, führte

der wilde Mann den jungen Prinzen in das Gemach, wo eine unzählige Menge von Büchern angesammelt war. Nachdem sie sich daselbst niedergelassen hatten, begann der wilde Mann dem jungen Prinzen weise Lehren zu ertheilen, las ihm aus den Büchern vor, lehrte ihn die Schrift kennen und schreiben; der Jüngling hörte andächtig zu, als er von Dingen hörte, die ihm selbst im Traume nie beifielen, und jedes Wort ging ihm zum Herzen. Dann führte der wilde Mann seinen Schüler in den Garten, und lehrte ihn die Blumen kennen und ihre geheimen Kräfte, er lehrte ihn den Boden bebauen und Bäume pflegen, er ließ ihn zu Pferde reiten, und übte ihn in den Waffen, bis die Zeit kam, wo er die Hirsche vom Weideplatze nach Hause treiben mußte.

So ging dies durch drei Jahre fort, und der Prinz schritt stets im Wissen vorwärts, und sein Herz ward immer edler.

Als eines Abends der junge Prinz mit den Hirschen wieder nach Hause ziehen wollte, sagte zu ihm der wilde Mann: „Deine Lernzeit ist nun beendigt, und Du mußt wieder in die Welt hinaus, um Dein Glück zu versuchen; noch heute wirst Du Dich bei Deinem Herrn für den Dienst bedanken, und morgen früh stehst Du auf, und ziehst der Sonne nach. Wenn Du drei hohe Berge überstiegen, und drei breite Ströme durchschwommen hast, gelangst Du zu einem großen Schlosse, bei dem sich ein großer Garten befindet. Da gehst Du zu dem Gärtner hin, und bittest ihn, er möchte Dich in seinen Dienst nehmen, was er auch thun wird.“ Hierauf reichte der wilde Mann dem

jungen Prinzen drei Ringe, den ersten mit einem blauen, den zweiten mit einem rothen, den dritten mit einem weißen Stein, und sagte: „Diese Ringe bewahre Dir sorgfältig auf, sie werden Dich zum Glücke führen. Wenn Du als Gärtner einmal Wasser schöpfest, und die jüngste Tochter des Fürsten, bei welchem Du dienen wirst, aus dem Fenster in den Garten hinabschaut, dann steckst Du den Ring mit dem blauen Steine an den Finger, und wenn sie Dich fragen läßt, was Du für diesen Ring verlangest, lassest Du ihr sagen, dieser Ring sei den vierten Theil der Welt werth, Du aber wollest ihr denselben geben, wenn sie Dir das Blümchen schenke, das hinter ihrem Gürtel prange. Wenn Du zum zweiten Male Wasser schöpfest, und die Prinzessin wieder aus dem Fenster blickt, dann steckst Du an den Finger den Ring mit dem rothen Steine, und wenn sie sich bei Dir erkundigen läßt, was Du für den Ring verlangest, lassest Du ihr melden, dieser Ring habe den Werth der halben Welt, Du aber wollest ihr denselben geben, wenn sie Dir ihr Armband verliehe. Und wenn Du zum dritten Male Wasser schöpfest, und die Fürstentochter aus dem Fenster herniedersieht, dann steckst Du den Ring mit dem weißen Steine auf den Finger, und wenn sie bei Dir anfragen läßt, was Du für diesen Ring verlangest, so lasse ihr berichten, der Ring sei so viel werth, als die ganze Welt, Du aber wollest ihr denselben geben, wenn sie Dir das theuerste Ringlein schenkt, das sie an der Hand trägt."

Der junge Prinz that genau so, wie ihm der wilde Mann befahl, bedankte sich bei seinem Herrn für

den Dienst, und schritt andern Tags der Sonne nach, überstieg drei hohe Berge und durchschwamm drei breite Ströme, und so kam er zu einem großen Palaste, bei dem sich ein großer Garten befand; da meldete er sich bei dem Gärtner, und bat, als Gehilfe aufgenommen zu werden. Dem Gärtner gefiel der Ankömmling, weßhalb er ihn bereitwillig aufnahm, und ihm auch gleich eine Beschäftigung anwies. Der junge Prinz, von dem wilden Manne in der Gartenkunst wohl unterrichtet, arbeitete zur vollen Zufriedenheit seines Herrn, und bald war er sein Liebling, was ihm die zwei andern ältern Gesellen stark mißgönnten, und sich alle Mühe gaben, ihren neuen Kameraden um die Gunst des Gärtners zu bringen. Ihre Anstrengung war aber vergeblich, denn was sie ihm über die Nacht verdarben, das stellte der wilde Mann über die Nacht wieder her.

Der Fürst, welchem der Garten gehörte, hatte drei Töchter; der Ruf von ihrer Schönheit war in allen Ländern verbreitet. Die Schönste von ihnen war aber die Jüngste, die mit ihrer Schönheit auch die anmuthigste Sinnesart und das edelste Herz verband.

Als eines Tages der junge Prinz nach der Arbeit Wasser aus dem Brunnen schöpfte, schaute eben die jüngste Fürstentochter aus dem Fenster; der junge Prinz, eingedenk der Worte des wilden Mannes, steckte an die Hand den Ring mit dem blauen Steine, der in den Strahlen der untergehenden Sonne schöne Regenbogen zu bilden begann; die holde Fürstin erblickte den Ring, und ließ den jungen Gärtner fragen, was er hiefür verlange, worauf er ihr antworten ließ, dieser Ring sei

den vierten Theil der Welt werth, er aber wolle ihr denselben geben, wenn sie ihm das Blümlein schenkt, das hinter ihrem Gürtel prange. Und die holdselige Fürstin schickte ihm das Blümlein, das hinter ihrem Gürtel prangte, und er übersandte ihr den Ring mit dem blauen Steine. Den andern Tag schaute die jüngste Fürstentochter wieder aus dem Fenster, als der junge Gärtner nach der Arbeit Wasser aus dem Brunnen schöpfte, und wie er sie erblickte, steckte er an einen Finger den Ring mit dem rothen Steine, der in den Strahlen der untersinkenden Sonne in rosenfarbenem Scheine prangte; wie die schöne Fürstin den Ring anschaute, ließ sie sich gleich nach seinem Preise erkundigen, worauf ihr der junge Prinz vermelden ließ, dieser Ring habe den Werth der halben Welt, ihr aber wolle er denselben für ihr Armband überlassen. Und die Fürstin schickte ihm das gewünschte Armband, und er sandte ihr den Ring mit dem rothen Steine. Den dritten Tag, als der junge Prinz abermals Wasser schöpfte, und die jüngste Fürstentochter wieder im Fenster sah, steckte er auf einen Finger den Ring mit dem weißen Steine, der in den Strahlen der scheidenden Sonne wie ein aufgehendes Gestirn entflammte; die Fürstin erblickte den Lichtglanz, und ließ nach dem Preise dieses Ringes forschen, worauf ihr der junge Gärtner vermelden ließ, der Ring sei so viel werth, als die ganze Welt, er aber wolle ihr denselben für das kostbarste Ringlein an ihrer Hand geben. Und die Fürstin sandte ihm das Ringlein von ihrem Finger, und er gab ihr den Ring mit dem weißen Steine.

Von dem Augenblicke an, wo der junge Gärtner

die wunderholde Fürstentochter zum ersten Male erblickte, entflammte er in süßer Liebe zu ihr, und grämte sich darüber, daß er ihr, wenn ihr auch ebenbürtig, dennoch als Gärtnergehilfe nicht nahen dürfe, weßhalb er ihr nur aus der Ferne sehnsüchtig nachschaute, wenn sie im Garten lustwandelte.

Die Gärtnergehilfen hatten die Pflicht, daß Einer nach dem Andern den jungen Fürstinnen nach ihrem Alter zum Namensfeste einen Blumenstrauß bringen mußte, und wer den schönsten aufzuweisen im Stande war, bildete sich auch das Meiste auf diesen Vorzug ein; deßwegen gab sich jeder die erdenklichste Mühe, um seiner Fürstin den allerschönsten Blumenstrauß zu binden, denn auch die Fürstentöchter legten einen sehr hohen Vorzug darauf, welche von ihnen den schönsten Strauß bekäme.

Es erschien der Namenstag der ältesten Fürstentochter, und der älteste Gehilfe widmete ihr einen Strauß aus den prächtigsten Blumen, und ward von dem holden Fräulein belobt und belohnt.

Es erschien der Namenstag der zweiten Fürstentochter, und der jüngere Gärtnergehilfe widmete ihr einen Blumenstrauß, der noch schöner war, als der von seinem Vorgänger dem ältesten Fräulein dargereichte; er wurde belobt und reichlich belohnt.

Es nahte der Namenstag der jüngsten Fürstentochter, und unser jüngste Gärtnergehilfe mußte zu diesem Feste den Blumenstrauß richten; er gab sich alle mögliche Mühe, um den allerschönsten Strauß herzustellen; zu diesem Zwecke suchte er sich die allerschönste Blume im ganzen Garten aus, und pflegte sie mit der größten

Sorgfalt und freute sich bereits, sein Strauß werde der allerschönste sein.

Der Festtag rückte heran, und kaum daß es zu dämmern begann, eilte der junge Prinz in den Garten, um die gepflegten Blümlein zu pflücken; wie groß war aber sein Schrecken, als er seine auserlesene Blume abgerissen und zerpflückt erblickte! Als er wieder zur Besinnung kam, lief er im ganzen Garten umher, um frische Blumen für den Strauß zu finden, allein er konnte keine einzige entdecken, die er in den festlichen Strauß hätte binden können. Da er erkannte, es dürfte nicht mehr möglich sein, für seine Angebetete einen Blumenstrauß vorzubereiten, schlich er verzweiflungsvoll in seine Kammer zurück, und es bangte ihm vor dem Zorne des Gärtners, vor dem Spotte seiner Mitgesellen und vor dem Verluste der Huld seiner Erwählten. Je näher aber der Augenblick kam, wo der Strauß hätte übergeben werden sollen, desto größer ward die Herzbeklemmung des jungen Gärtners, und bei jedem Geräusch schrack er zusammen, daß vielleicht schon der Gärtner komme, um den festlichen Strauß zu mustern. Während der junge Prinz an solchem Ungemache litt, begann sich sacht die Thür zu öffnen; er wähnte, der Gärtner sei schon da, und bedeckte vor Scham sein Antlitz mit den Händen; als er jedoch nach einer langen Weile keine Stimme hörte, öffnete er die Augen, und sah vor sich den wilden Mann stehen. Da hub der junge Prinz an, seinen Kummer dem wilden Manne zu klagen, der wilde Mann aber sprach kein Wort, sondern führte den Wehklagenden in die Altane, wo bereits ein

Blumenstrauß seiner harrte, ein Blumenstrauß, wie sich ein schönerer gar nicht denken ließe. Der junge Prinz erfaßte den Blumenstrauß, und eilte damit zum Gärtner hin, welcher sich über dessen Schönheit nicht genug verwundern konnte; neidisch schauten ihn die andern Gehilfen an, und nicht konnten sie begreifen, woher er einen solchen Blumenstrauß hatte nehmen können, da sie ihm ja doch alle Blumen vernichtet hatten.

Als unser junge Gärtner seiner Fürstin den Strauß übergab, freute sich diese sehr über dessen Schönheit und zeigte denselben entzückt den Schwestern, die mit Mißmuth bemerkten, daß er an Pracht die ihrigen überstrahle; und es ward der junge Gärtner belobt, und ein lächelnder Blick der schönsten Fürstentochter war ihm die herrlichste Belohnung.

Von dieser Zeit an lebte der junge Fürst recht glücklich; denn er sah nun häufiger seine Geliebte im Garten lustwandeln, und ihre holdseligen Blicke bezeugten ihm, daß auch er von ihr geliebt werde. Nur dies betrübte ihn einigermaßen, daß ihn der wilde Mann noch immer Gärtner sein ließ, in welchem Stande er seiner Geliebten nicht nahen konnte; er harrte daher des Augenblickes, wo er sich ihr als Fürst vorstellen könnte.

Mittlerweile sagten Feinde dem Fürsten Krieg an, und dieser rückte mit seinem Gefolge gegen sie in's Feld. Traurig blickte der junge Prinz dem abziehenden Heere nach, denn es grämte ihn, daß auch er nicht hinauseilen konnte, wo er doch das Schwert zu führen und das Roß zu lenken verstand. Deßhalb bat er den wilden Mann, als sich dieser ihm zeigte, er möge ihn

in den Kampf rücken lassen, und der wilde Mann führte den jungen Gärtner hinter das Schloß in den Wald. Dort zog er ihm ein Rittergewand an, wappnete ihn, gab ihm ein Roß, und zeigte ihm den Weg, den er einschlagen sollte. Der junge Prinz stieg auf's Pferd und nahm den Weg, den ihm der wilde Mann gewiesen. Am zweiten Tage, eben als die Sonne am Höchsten stand, erblickte der junge Prinz in weiter Ferne gen Himmel wirbelnde Staubsäulen, zwischen denen Waffen blitzten.

Er gab dem Roße die Sporen, und langte eben im Schlachtgetümmel an, als der Fürst, von den Feinden umrungen und entkräftet, zu sinken begann; da wirft sich der Prinz auf die Feinde, hält den Schlag, den mit gewichtigem Schwerte ein feindlicher Krieger nach dem Haupte des Fürsten führte, mit dem linken Arm auf, und setzt, wenn auch verwundet, den Feinden so mannhaft zu, daß diese die Flucht ergreifen müssen. Als der Fürst seinen Befreier bluten sah, riß er sein Seidentuch entzwei, und verband ihm den Arm selbst. Wie er ihm jedoch seinen Dank abstatten wollte, da war dieser nicht mehr an Ort und Stelle, das wilde Roß trug ihn im Fluge in die Ferne. Und als der Fürst vergeblich nach seinem Retter unter seinem Heere forschte, ruhte dieser schon in seiner Kammer am Bette, und der wilde Mann heilte ihn.

Der Krieg war beendigt, und der siegende Fürst ließ seinen Retter überall suchen, ihm die glänzendste Belohnung zusagend; er konnte ihn aber nicht ausfindig machen.

Der Sieg sollte in der festlichsten Art gefeiert, und dabei zugleich die Hochzeit aller drei Fürstentöchter gehalten werden. Und es erging eine Einladung an die gesammte Ritterschaft des ganzen Landes, daß sie sich bei einer feierlichen Versammlung einfände, wobei jede der Fürstentochter einen Apfel in die Luft werfen, und hernach die Braut desjenigen Ritters werden solle, der den emporgeworfenen Apfel mit seinem Speere auffinge.

Und es erschien eine große Menge von Rittern, und jeder rüstete sich mannhaft zu dem Kampfe um so zauberhaft schöne Prinzessinen, und die Feierlichkeit begann.

Am ersten Tage sollte das älteste Fräulein einen Apfel emporwerfen, und als die Festlichkeit anfangen sollte, trat der wilde Mann an den jungen Gärtner heran, welcher traurig aus dem Garten zusah, wie die Ritter in der prächtigsten Gewandung und auf den stolzesten Rossen in den Palast einritten, und er führte ihn in den dichten Wald: dort stand, an einen Baum angebunden, ein stattlicher Goldfuchs mit einem Geschirr, das ganz in Gold funkelte, und da gab der wilde Mann dem jungen Gärtner eine kostbare Ritterrüstung und einen Speer. Der junge Prinz kleidete sich an, bestieg das Pferd und galoppirte nach dem Befehle des wilden Mannes in den Fürstenpalast, um dort um den Apfel der ältesten Prinzessin zu kämpfen. Das Pferd flog nur dahin, und als er im Schloße anlangte, stürmten schon die Ritter nach dem emporgeworfenen Apfel: da wirft sich unser junge Prinz mitten unter sie, fängt den Apfel mit dem Speere auf, und jagt schon wieder im Fluge dem Waldesdickicht zu. Und während man noch im Schloße

nach dem Sieger forschte, saß dieser schon in seinem Kämmerlein, ohne Jemanden zu verrathen, was geschehen sei. Den zweiten Tag warf die mittlere Prinzessin ihren Apfel in die Höhe, und der junge Prinz erhielt zu diesem Wettkampf einen schneeigen Schimmel und ein blaues Gewand, mit Silber gestickt; und als er abermals den Apfel siegreich errungen, jagte er wieder dem Walddunkel zu, ohne daß ihn Jemand aufhalten konnte.

Am dritten Tage warf die jüngste Prinzessin ihren Apfel in die Luft, und der Fürst gab den Befehl, nach dem Ritter zu schießen, der etwa mit dem Apfel davon reiten wollte.

Als die Feierlichkeit anfing, bekam der Jüngling zum Kampfe um die Hand seiner Geliebten einen alten Rappen, der recht erbärmlich aussah, und dazu ein abgetragenes Kleid von schwarzer Farbe. Darüber hielt sich der junge Prinz auf, und fragte den wilden Mann verwundert, ob er auf einem so elenden Klepper und in einem so fadenscheinigen Kleide um des Liebchens Hand werben solle; als der wilde Mann Ja sagte, verlangte der junge Prinz ein anderes Gewand und ein anderes Pferd, weil er auf dem lahmen Gaule nur zum Spottgelächter der andern Ritter dienen würde. Da jedoch der wilde Mann nicht anders wollte, mußte der Prinz das schlechte Kleid anziehen und den erbärmlichen Gaul besteigen. Die Ritter standen schon im Burghof bereit, harrend, bis der Apfel der schönsten Prinzessin emporfliegt; als sie aber den so armselig gekleideten Ritter auf dem lahmen Roße heranreiten sahen, lachten sie

sehr. In diesem Augenblicke warf die Prinzessin den verhängnißvollen Apfel in die Höhe, die Ritter nehmen einen Andrang darnach — da fängt ihn bereits ein Speer auf, und schon sehen sie wieder, wie der verlachte Ritter auf seinem armseligen Gaule, den Apfel hoch am Speere haltend, dem Walde zueile; der Fürst befiehlt, nach ihm zu schießen, und ein Pfeil trifft den jungen Prinzen in den linken Arm, das Pferd brachte ihn aber doch in's Waldesdickicht, ohne daß man ihn selbst mit den schnellsten Rennern erreichen konnte.

Nun forschte man von Neuem nach, wer wohl den Apfel als Sieger bekommen hätte, und da man die Sieger nicht aufzufinden im Stande war, so erlaubte der Fürst den Töchtern, daß jede nach Belieben ihren Bräutigam wähle, wobei er versprach, daß der Erwählte auch ihr Gatte werden solle.

Da wählten sich die zwei älteren Prinzessinnen ihre Freier aus den Rittern; als aber die Jüngste gefragt wurde, wen sie sich zum Gemale erwähle, sagte sie, zu ihrem Bräutigam den jüngsten von den Gärtnergehilfen erlesen zu haben. Alle Gäste hielten sich darüber auf, und den Vater reizte dieser Ausspruch zum Zorne, da er aber sein gegebenes Wort nicht brechen wollte, so gab er seine Einwilligung auch zu dieser Verbindung, während die ältern Prinzessinen ihre Schwester, deren Schönheit sie verdunkelte, insgeheim auslachten, daß dieser ein so gemeiner Bräutigam zu Theile geworden.

So wurde denn der junge Gärtner herbeigeführt: den verwundeten Arm hatte er mit jenem Tuche umwickelt, mit dem am Schlachtfelde der Fürst ihm, als

seinem Befreier, die Wunde verbunden hatte. Wie der Fürst sein Tuch erkannte, da änderte sich gleich seine Gesinnung, und herzlich hieß er seinen Retter willkommen; und als der junge Gärtner die siegreich errungenen Aepfel vorwies, da hatten auch die übrigen Ritter Hochachtung vor ihm; und als es endlich an's Licht kam, daß der Jüngling einem fürstlichen Geschlechte entstamme, da erfüllte neuer Jubel den ganzen Palast, und die ältern Prinzessinen mißgönnten der jüngsten Schwester einen so ruhmreichen Bräutigam und eine solche Schönheit.

Man schob die Hochzeitsfeste auf, damit der junge Prinz seine Eltern dazu herbeiholen könnte; er reiste zu seinen Eltern, fand sie aber in der größten Armuth; denn als die von dem Fürsten zur Beschauung des wilden Mannes eingeladenen Gäste enttäuscht und grollend davonfuhren, schwuren sie ihm Rache, und führten gemeinsamen Krieg gegen ihn, bis sie ihn um alle seine Güter brachten. Nun aber besaß er keinen Hochmuth mehr, die Armuth hatte ihn gebessert.

Unser Bräutigam nahm die ganze Familie zu der Hochzeitsfeier mit sich, und sie wurden von dem Vater der Braut und von allen Gästen auf's Herzlichste empfangen, und dann wurde eine Hochzeit gefeiert, wie keine war und keine sein wird, die ihr an Pracht gliche.

Als es zu dämmern begann und die Gäste noch lärmend tafelten, blickte der junge Prinz mit der anmuthigen Gattin in den Garten hinaus. Da zeigte sich im Garten der wilde Mann und winkte dem glückseligen Bräutigam zu; dieser eilte in den Garten, und dankte

ihm auf das Innigste für das Glück, so er ihm bereitet. Der wilde Mann bedeutete ihm aber mit einem Winke, ihm zu folgen, und sie gingen mit einander. Sie kamen in den schwarzen Wald auf einen Grasplatz, wo ein Scheiterhaufen aus großen Holzstücken errichtet war, in der Nähe lag ein Block und ein hölzernes Beil. Da blieben sie stehen, und der Bräutigam erschrack über diese Vorbereitungen; doch der wilde Mann sprach: „Wie ich auf diesen Block den Kopf lege, ergreifst Du diese hölzerne Axt, hauest mir den Kopf ab, und wirfst meinen Körper sammt dem Kopfe auf den Scheiterhaufen. Das soll der Dank für die Wohlthaten sein, die ich Dir erwiesen." Der junge Prinz weigerte sich, dies zu thun; aber der wilde Mann sagte: „Wenn Du meinen Kopf nicht abhauest, so haue ich den Deinen ab." Da erfaßte, wenn auch ungern, der Prinz das hölzerne Beil, der wilde Mann legte das Haupt auf den Block, und mit Einem Hiebe trennte sich das Haupt vom Rumpfe. Dann nahm der Prinz beides und warf es auf den großen Scheiterhaufen, der sich gleich von dem verspritzten Blute entzündete. Und als der Scheiterhaufen eine Weile lang brannte, fuhr aus ihm jäh ein vielfarbiges Pferd heraus, und wild wiehernd umsauste es dreimal die Flammensäule und sprang dann wieder hinein; die Flammen besänftigten sich allmälig, und der Scheiterhaufen begann zu sinken. Plötzlich flog aus den letzten Gluten eine weiße Taube empor und schwebte zum Himmel . . .

Lange blickte der junge Prinz dem erlösten Wohlthäter nach; dann kehrte er wieder zu den Gästen zurück, die noch immer tafelten.

Der junge Fürst lebte mit seiner Gemalin recht glücklich, regierte viele Jahre und beglückte seine Unterthanen; auch ihre Eltern theilten noch lange das glückselige Leben mit ihnen.

Das weise Urtheil.

Nach J. Košin z Radostova.

König Hradibor war ein weiser und kluger Herr. Weil er weise war, machte er Kreuz- und Querreisen durch sein Land, um sich von allen Dingen persönlich zu überzeugen und weil er klug war, reiste er, was man sagt, incognito, und zwar aus dem Grunde, daß sich die Leute nicht auf seine Ankunft vorbereiten könnten. Auf diese Weise lernte er viele gar sonderbare Dinge kennen, die ihm sonst nicht einmal im Traume beifielen, und das war nicht zum Verwundern, denn er kam nicht blos in Städte, sondern auch in Dörfer; ja nicht einmal die allerärmste Hütte ließ er unbesucht, wenn eben sein Weg vorbeiging. Und eben in einer solchen Hütte erblickte er einmal, was er zuvor noch nie gesehen, nämlich eine arme Wittwe mit zwölf Töchtern.

„Das sind wohl doch nicht sämmtlich Euere Töchter?" fragte er die Alte, welche sich nicht wenig verwunderte, daß in ihre Hütte ein so hoher Herr eintrete.

„Ja sämmtlich, sämmtlich!" pflichtete sie aufseuf-

zend bei, „und ich weiß nicht, was ich mit ihnen anfangen soll."

„Nun, wenn es so schlimm steht, so nehme ich mir selbst eine, aber erst wenn ich zurückfahre." Nach diesen Worten drückte er der Alten ein Goldstück in die Hand, gab ihr ein „Behüt' Gott" und fuhr von dannen. Nun ward der Mutter einigermaßen leichter zu Muthe, aber den Töchtern schwerer. Alle Töchter waren über die Maßen brav und gehorchten der Mutter, wie sich's geziemt, aber, sag' ich, wenn so ein hübscher und großer Herr sagt, er wolle sich eine von ihnen — versteht sich zur Gattin — nehmen, das ist keine Kleinigkeit. Sogleich traten sie zur Berathung zusammen, und jede von ihnen eignete sich den fremden Herrn zu. Als sie lange nicht übereinkommen konnten, entschied die Aelteste, wie folgt: „Ich bin die Aelteste, und muß mich daher zuerst verheirathen; also verlangt es der Gebrauch."

„Wie denn aber, wenn sich jener mächtige Herr nicht an unsere Gebräuche hält?" ließ sich eine andere Schwester verlauten, „und wenn er Eine von uns nach seinem eigenen Gefallen wählt?"

„Freilich," stimmte eine dritte bei, „solche Herren kümmern sich nicht viel um irgend einen Gebrauch; was meint Ihr dazu, liebe Schwestern?"

„Ja, ja!" pflichteten alle bei, mit Ausnahme der Aeltsten und Jüngsten, welche etwa fünf Jahre zählte, aber die schönste von allen war. Da trat jedoch die Mutter unter sie und trieb sie zur Arbeit. Die Schwestern arbeiteten, aber diesmal ging es ihnen etwas son-

derbar von Statten; jeden Augenblick wurden sie tiefsinnig, ordneten die Kleider, die sie anhatten, glätteten sich die Haare, und Eine blickte die Andere mißtrauisch an. Wäre der König nicht bald zurückgekehrt, sicher hätten sich alle zu Tode gehärmt, wiewohl der König doch zugesagt hatte, er wolle nur eine einzige abholen. Aber wie gesagt, der König kehrte zum Glücke bald zurück, und da er nicht länger die Schwestern martern wollte, trat er zu der jüngsten hin, die Libienka hieß, nahm sie bei der Hand, und sprach zu der Mutter: „Diese da nehm' ich mir."

„Und wozu?" fragten einstimmig Mutter und Töchter.

„Wozu? Ich nehme sie an Kindesstatt an, weil ich zu Hause keine Tochter habe; oder wollet Ihr mir das nicht erlauben?"

„O mit Freuden," äußerte die Mutter zustimmend, die Töchter aber waren wie versteinert. Der König stieg hierauf in seinen Wagen, setzte Libienka neben sich, und nachdem er der Mutter einen Beutel mit Goldstücken eingehändigt hatte, fuhr er davon. Die Töchter umringten die Mutter, und als ihnen diese die Goldstücke zeigte, kamen sie wieder zur Besinnung und freuten sich des Geschenkes.

Inzwischen fuhr der König nach seinem Palaste, wo er drei Söhne hatte, von denen der Jüngste etwa zehn Jahre alt war.

„Da bringe ich Euch eine Schwester," sprach er zu ihnen, als er nach Hause kam. Die Prinzen umringten das neue Schwesterchen, und erstickten es beinahe unter ihren Küssen. Libienka ward von dieser Zeit an in

der ganzen Burg als Prinzeß angesehen; nur jener Diener, der mit dem Könige die Welt bereist hatte, wußte gut, dem sei nicht so. Libienka ward Tag für Tag schöner, und die Prinzen gewannen sie immer mehr lieb, und selbst die Königin liebte sie ganz so, als wäre sie ihre eigene Tochter. Nur die Dienerschaft blickte einigermaßen verächtlich auf Libienka, denn jener Diener, der ihre Abkunft kannte, vertraute dies seinem Freunde, dieser sagte es wieder einem Andern, und so ging es weiter und weiter, bis man es im ganzen Schloße wußte. Nur die Prinzen ahnten bisher nichts davon, obzwar sie bereits so erwachsen waren, daß sie heirathen konnten. Aber bisher dachte keiner daran, sie waren zu sehr mit der vermeintlichen Schwester beschäftigt; den ganzen Tag waren sie um sie herum, thaten ihr alles, was sie nur wünschte, und hätten ihr zu Liebe selbst den Tod gesucht.

Einmal befahl der jüngste Prinz dem Kutscher, die Pferde einzuspannen, weil Libienka auf eine kleine Weile spazieren fahren wolle. Der Diener wandte sich schweigend um, und in der Meinung, der Prinz sei schon fortgegangen, brummte er in den Bart: „Was sie sich mit der gekauften Dirne zieren! Als ob es eine geborene Prinzessin wäre"

„Was sagst Du da?" fragte der Prinz und faßte den Kutscher am Arme, „Libienka soll nicht unsere Schwester sein?"

Der Kutscher erschrack, und nach einer Weile preßte er mühsam heraus, er habe nichts gesagt.

„Du hast etwas gesagt," drängte der Prinz, „und

wenn Du mir es nicht gestehst, so sage ich es dem Vater."

„Ich habe nur gesagt," redete sich der Kutscher aus, „was Andere sagen, nämlich, daß unser gnädige König die Prinzessin Libienka in irgend einem Dorfe gekauft habe."

Nach diesen Worten eilte der Prinz von dannen, und ging, seine Brüder aufzusuchen.

„Brüder," redete er sie mit der größten Freude an, „Libienka ist nicht unsere Schwester."

„Dann nehme ich sie sogleich zur Gemalin," jubelte der älteste Prinz, und „ich auch," sagten darauf die beiden Andern.

„Ich bin der Aelteste, habe somit das größte Anrecht an sie," äußerte der älteste Prinz, „und auf der Stelle gehe ich zum Vater, daß er mir sie gebe." Hierauf verfügte er sich zum Könige, aber die Brüder eilten ihm nach.

Der König und die Königin erstaunten nicht wenig, als sie die Söhne mit der größten Freude erzählen hörten, Libienka wäre nicht ihre Schwester.

„Haßet Ihr sie denn?" fragte der König.

„Das am Allermindesten," antwortete der jüngste Prinz, „aber die Brüder wollen sie zur Gattin nehmen."

„Und Du vielleicht auch?" lächelte der König.

„Das Leben will ich mir nehmen, wenn ich sie nicht bekomme," schwur der Prinz.

„Also wollet Ihr alle drei sie besitzen?"

„Ja, ja!" riefen die Prinzen, einer über den andern. Der König sann nach und sagte nach einem Weil-

chen: „Höret! Alle drei können Libienka nicht zur Gattin bekommen; reiset in die weite Welt, und wer von Euch die kunstreichste Sache zurückbringt, der soll Libienka haben. Seid Ihr zufrieden?“

„Wir sind es,“ pflichteten die Prinzen einstimmig bei, und begaben sich zusammen eintrachtsvoll auf die Reise. Schon pilgerten sie drei Tage hin und her, aber fanden bisher noch immer nichts Merkwürdiges.

„Auf diese Art wird es schlecht ausfallen,“ meinte der älteste Prinz einmal im Gasthofe, wo sie über die Nacht blieben, „wir müssen uns trennen, dann wird uns vielleicht das Glück günstiger sein.“

Die Brüder waren einverstanden, und gleich darauf gingen sie nach drei verschiedenen Seiten auseinander, nachdem sie zuvor gegenseitig das Versprechen geleistet hatten, auf ihrer Rückreise in diesem Gasthause auf einander warten zu wollen.

Der älteste Prinz ging zur Rechten. Eines Tages kommt er in eine Stadt, und sieht schon aus der Ferne einen großen Zusammenlauf von Leuten: er geht näher, drängt sich bis in die Mitte des Menschenknäuels hindurch, und dort erblickt er ein uraltes Männlein mit einem ganz kleinen Wägelchen.

„Was habt Ihr da?“ fragt der Prinz einen der umstehenden Bürger.

„Ei, dieses Greislein verlangt für sein Wägelchen ein ungeheures Kaufgeld — tausend Goldstücke!“ erwiderte der Bürger.

„Und Ihr wollet es vielleicht kaufen? O Ihr Thoren, für solch ein unansehnliches Wägelchen wollt

Ihr tausend Goldstücke bieten, und fürchtet Euch nicht, daß Euch die Welt auslacht? Einfältig seid Ihr sammt dem alten Männlein!" So sprach der Prinz, und die Leute begannen sich zu schämen, Einer nach dem Andern schlich sich davon, bis zuletzt der Prinz mit dem Greise allein blieb.

„Ich bitte Euch," sprach er in der Stille zu ihm, „besitzt denn dieser kleine Wagen einige besondere Eigenschaften?"

„Ja wohl," antwortete der Greis mit geheimnißvoller Miene, „wer sich darauf setzt, findet sich gleich dort, wo er zu sein wünscht."

„Ei, das ist ja ein ausgezeichneter Wagen, da habt Ihr die tausend Goldstücke," sagte der Prinz, setzte sich in den Wagen hinein, und wünschte sich's, in jenem Gasthause zu sein, wo er von seinen Brüdern Abschied genommen, und kaum daß er sich versah, stand er bereits dort. Ganz entzückt über den Kauf eines so seltenen Gegenstandes setzte er sich zu einem Tische hin, und dachte an Libienka.

Der zweite Prinz, der den Linksweg eingeschlagen hatte, wanderte einige Tage umher, ohne etwas Anderes zu sehen, als die allergewöhnlichsten Dinge; endlich lächelte auch ihm das Glück. Auf der Heerstraße vor der Stadt erblickte er ein altes Männchen mit einem Spiegel. Jeder Vorübergehende sah diesen an, und erkundigte sich nach dem Preise desselben, als aber das Männchen ihn nannte, schüttelte er mit dem Kopfe und ging weiter. Auch der Prinz sah den Spiegel an, fand aber nichts Besonderes an ihm.

„Kauft ihn, Herr!“ forderte ihn der Greis auf, „er ist gar nicht theuer, kostet nur zweitausend Goldstücke.“

„Aber, Alter, seid doch kein solcher Narr; wer wird Euch denn für einen so alltäglichen Spiegel ein so großes Geld geben?“

„Sachte, Herr! Wer in diesen Spiegel hineinschaut, erblickt dort Alles, was er sich nur wünscht.“

„Da sind die zweitausend Goldstücke,“ rief der Prinz schnell, und gab dem Greise einen wohlgefüllten Beutel. Der Greis nahm ihn, und gab ihm dafür den Spiegel. Der Prinz sah hinein, und wünschte sich das Gasthaus zu erblicken, woselbst er mit seinen Brüdern zusammentreffen sollte. Und dort sah er den ältesten Bruder sitzen, der, so weit es sich nach dem Antlitz beurtheilen ließ, sehr vergnügt schien: da zweifelte er nicht länger, daß dieser wohl auch schon irgend einen kostbaren Gegenstand gefunden habe, und begab sich daher, ein flinkes Roß besteigend, geraden Weges nach jenem Gasthause.

Inzwischen irrte der jüngste Prinz, welcher den geraden Weg gewählt hatte, in der Welt hin und her, und wie ohne Sinne, denn Libienka's Bild wurzelte schon gar zu tief in seinem Herzen. Einmal schritt er in einer Stadt über den Ringplatz, und, ohne zu wissen wie, kam er zu einer Menschenmenge, welche ein altes Mütterchen umrungen hatte.

„Wer hat es je gehört, für einen einzigen Apfel zehn Dukaten zu verlangen! Das ist ein thörichtes Weib! Sie hat keinen Verstand!“ So hörte der Prinz die Leute ringsum mit Verdruß und Lachen schreien.

„Kauft Ihr Herren, kauft,“ rief ununterbrochen

das alte Mütterchen dazwischen, „ich habe nur drei Aepfel, aber jeder kostet zehn Dukaten!"

Dem Prinzen fiel es gleich ein, daß dies wohl ganz ungewöhnliche Aepfel seien, weßhalb er, ohne sich lange zu besinnen, dem Mütterchen die dreißig Dukaten reichte. Dieses gab ihm dafür die Aepfel und flüsterte ihm zu: „Du hast wohl gethan, Söhnchen: wer einen solchen Apfel genießt, der wird, und sollte er schon die Seele bald aushauchen, augenblicklich gesund."

Der Prinz erfreute sich darob, hob die Aepfel auf, und wanderte fröhlich dem Gasthause zu, wo ihn bereits die Brüder mit Ungeduld erwarteten.

„Wo bleibst Du denn so lange?" fragte ihn der Aelteste.

„Die Welt habe ich durchirrt, bis ich etwas Seltenes fand."

„Was denn?" fragte der Zweite.

„Drei Aepfel."

„Das ist nicht so gar selten," nahm wieder der Aelteste das Wort, „wir haben etwas Besseres; ich habe einen Wagen, der selbst fährt, schnell wie der Wind, und der Bruder hat einen Spiegel, in welchem wir Alles erblicken, was wir nur wünschen."

„So lasset uns denn schauen, was die Unsern zu Hause machen!" rief begierig der jüngste Prinz aus, und die andern Brüder waren dabei. Sie nahmen den Spiegel, und wünschten ihren Familienpalast zu sehen. Aber wie erschracken sie! Die Fenster, in denen der König mit der Königin und Libienka wohnte, waren verhangen, und im Hofe lief die Dienerschaft wie verwirrt hin und her und rang die Hände.

„Was geschieht da?" rief der älteste Prinz aus, „sollte vielleicht Jemand krank, oder gar todt sein?"

„Das können wir gleich wissen," äußerte der jüngste Prinz, und wünschte die Eltern und Libienka zu sehen. Und Sie erblickten sie alsogleich, aber wehe, Alle todtkrank.

„Was sollen wir anfangen?" lamentirte der zweite Prinz.

„Lasset uns den Wagen besteigen," rief der Jüngste aus, und schon saßen die Prinzen im Wagen, und augenblicklich waren sie im Schlosse. Der Jüngste eilte geraden Weges zu den Eltern und zu Libienka hin, und reichte ihnen je einen Apfel mit der Bitte, ihn zu verzehren. Sie thaten also, und — herrliches Wunder! — kaum daß man hundert hätte herzählen können, waren alle wieder so gesund, daß sie aufstehen konnten. Wie laut priesen nun Alle hier, und vorzüglich die Aerzte, den Prinzen; denn diese waren schon längst mit ihrer Wissenschaft zu Ende und fast der Verzweiflung nahe. Der König umarmte ihn, und Freudenthränen vergießend sagte er: „Nun ist Libienka Dein, denn ohne Deine Hilfe wäre sie zugleich mit uns zu Grunde gegangen."

„Nicht so, mein Vater," sprach der zweite Prinz, „wäre mein Spiegel nicht gewesen, so hätten wir keine Kunde von Euerer Lebensgefahr gehabt. Libienka gehört also mir."

„Mir gehört sie," ließ sich darauf der älteste Prinz hören, „denn wäre mein Wagen nicht gewesen, hättet Ihr schon längst den Tod gefunden, ehe wir Euch erreicht haben würden."

Nun entstand ein heftiger Wettstreit, welcher von den Prinzen sich Libienka's Besitz verdient hätte. Der König und alle Hofleute mußten das Recht allen Dreien zugleich zuerkennen, was half dies aber, da nur ein Einziger Libienka erhalten konnte? Da man nicht in's Reine kommen konnte, so berief der König alle Gelehrten seines Reiches in seinen Palast, daß diese den Streit entscheiden möchten. Die Gelehrten trafen bald ein, saßen ganze Tage beisammen, zankten selbst während der Tafel beständig untereinander, und dennoch konnten sie niemals das rechte Ende finden. Der König begann schon mürrisch zu werden, und eröffnete ihnen nach einiger Zeit, er wolle selbst bei ihren Berathungen zugegen sein. Die Gelehrten bereiteten sich gehörig auf diesen Tag vor, und als der König kam, begannen sie so eifrig mit einander zu streiten, daß der König sich die Ohren verstopfen und davongehen mußte. Was Wunder auch, denn die Leute redeten so viel Unsinn zusammen, daß jeder Mensch um den Verstand gekommen wäre, der es einen ganzen Tag lang unter ihnen ausgehalten hätte.

„Königliche Majestät," sprach in der Folge der Kämmerer zum Könige, „mit diesen Herren wird man nicht zum Ziele kommen, es geht ihnen hier gar zu gut, und sie werden zeitlebens hier sitzen und disputiren."

„Du hast recht," antwortete der König, „mit diesen wird's nicht gehen; aber weißt Du was? Laß' ausrufen, daß jeder meiner Unterthanen sich um die Schlichtung dieses Streites versuchen kann."

Den zweiten Tag darauf war der Saal, wo die Gelehrten disputirten, für Jedermann offen. Am Throne saß der König mit der Königin und Libienka; tiefer darunter die Prinzen, die beiden ältern mit dem Wagen und dem Spiegel, der Jüngste aber mit leeren Händen. Im Kreise herum saßen die Gelehrten und stritten mit der gewöhnlichen, wenn nicht noch größeren Ereiferung, ohne im Geringsten auf die Anwesenheit des Königs zu achten. Allmälig erschienen verschiedene Leute, in goldenen Gewändern, und in gemeinen Tuchüberwürfen, und kramten ihre Weisheit aus; sie hätten aber besser gethan, wenn sie zu Hause geblieben wären. Der König ärgerte sich immer mehr und wollte sich bereits erheben, als ein uraltes Männlein mit milchweißem Haupthaar herankam, und vor dem Könige sich verbeugend, dann zu den Prinzen sprach: „Wozu der lange Hader? Ihr Alle habt gleiche Verdienste, Du aber hast den Wagen, Du den Spiegel, Du aber hast nichts, Dir hat man die Aepfel aufgezehrt; also ist es recht und billig, daß Du Libienka zum Ersatze bekommest."

Der König sprang freudig auf, umarmte den Greis und sprach: „Du hast ein weises Urtheil gefällt, und so soll es auch geschehen."

Die Gelehrten aber waren vor Ueberraschung einer Ohnmacht nahe: einen so hellen Verstand hätten sie in so einem schlichten Kleide nie und nimmer gesucht. Wie versteinert saßen sie da, bis ihnen der König anzeigte, morgen würde die Hochzeit gefeiert werden, und sie seien dazu eingeladen. Das brachte sie wieder zum

Leben, und nun begannen sie den kleinen Alten zu loben und sich über ihn zu wundern. Die zwei ältern Prinzen mußten sich zufrieden geben, und Libienka war mit dem jüngsten Prinzen ebenfalls zufrieden.

Vogelkopf und Vogelherz.

Nach Božena Němcová.

Zeitlich am Morgen ging ein Jäger auf die Jagd. Lange durchstreifte er den Wald, und nichts kam ihm in den Schuß. Plötzlich erblickte er ein so schönes Vöglein, daß es ihm leid that, es zu erschießen, aber das Mitleid währte nicht lange; er drückt los, und das Vöglein sinkt vom Aste herab. Der Jäger nimmt es bei den Füßchen und trägt es nach Hause. Da begegnet ihn ein altes Mütterchen und als es den Vogel erblickt, spricht es zu dem Jäger: „Wisset Ihr wohl, welch einen Vogel Ihr da traget?"

„Vogel wie Vogel, nur daß dieser da ein schönes Gefieder hat," erwiedert der Jäger.

„Dem ist nicht so, lieber Herr, dieses Vöglein hier ist der Glücksvogel, und wer dessen Herz ißt, der findet Tag für Tag unter seinem Kissen drei Dukaten; wer den Kopf ißt, wird König werden."

„Haltest Du mich für einen Narren, Alte?" sagte der Jäger ungläubig.

„Gewiß nicht, Herr; wenn Ihr so thut, wie ich Euch geheißen habe, werdet Ihr Euch überzeugen, und an mich denken.“ So sprach die Alte und verschwand.

Der Jäger war der Meinung, es sei dies irgend eine gute Fee, die ihm Glück vorhergesagt habe, und begab sich mit Freuden nach Hause. Fortunat und Ales, seine zwei Knaben, liefen ihm entgegen, und nahmen ihm schreiend das Vöglein aus der Hand, wornach sie zur Mutter eilten, daß sie das wunderschöne Gefieder desselben betrachte. Auch die Frau staunte darüber, und fragte den Mann, was er damit zu thun beabsichtige? „Du wirst mir's braten, und das auf der Stelle. Ich muß noch in den Wald, Du bereite es inzwischen zu, aber das sage ich Dir, daß davon auch nicht das geringste Theilchen verloren gehe, sonst wird uns Allen Schlimmes widerfahren!“

Hierauf entfernte sich der Jäger, und die Jägersfrau rupfte das Vöglein, und steckte es auf den Bratspieß; da sie aber noch draußen zu thun hatte, stellte sie die Knaben zum Herde hin, daß sie den Bratspieß wenden und den Vogel vor dem Anbrennen behüten möchten

Die Knaben stellten sich zum Feuerherde; der eine legte Holz zu, der andere drehte den Bratspieß, und dabei blickten beide fleißig auf den kleinen Braten. Da sinkt das Köpfchen herab, und gleich nach ihm fällt das Herzchen heraus. Die Knaben heben beides auf, und einer sah den andern fragend an, was damit zu beginnen sei.

„Bruder,“ sagte der ältere zum jüngeren, „wie

denn, wenn wir dies aufäßen, Du das Herz, ich aber den Kopf. Ohnehin ist der Kopf nur lauter Bein, und Väterchen ißt ihn niemals, und betreffs des Herzchens sagen wir, der Vogel habe keines gehabt."

„Ich möchte es mein Liebster gern aufessen," entgegnete Fortunat, „aber Väterchen hat gesagt, daß auch nicht das geringste Theilchen davon verloren gehen solle; du weißt, wie er uns jeder Kleinigkeit wegen schlägt."

„Ei, er hat es wahrscheinlich nur so gesagt; ohnehin bekommen wir von jedem Geflügel Herz, Kopf und andere Kleinigkeiten, und essen wir es also früher oder später, es bleibt sich ja gleich."

Fortunat hatte wohl ebenso einen Appetit auf das Herz, wie Aleš auf den Kopf; deßhalb ließ er sich bald überreden und verzehrte das Herz. Kaum hatten sie aber Beides genascht, so kam die Mutter, um nach dem Vogel zu schauen.

„O ihr gottlosen Buben!" schrie sie, als sie sah, der Kopf sei fort. „Wo ist der Kopf? gewiß, daß es Dir darnach gelüstet hat, Du Leckermaul?" fragte sie mit zürnender Stimme den Fortunat, der nicht ihr Liebling war.

„Nein, Mütterlein, ich aß das Herz auf, Aleš den Kopf. Aber er hat mich dazu verleitet."

„Da haben wir's, es sollte nicht das kleinste Theilchen hievon verloren geh'n, und die gottlose Brut stiehlt Herz und Kopf weg. Wenn der Vater kommt, muß ich dafür leiden."

„Komm Bruder, laufen wir fort; indessen ver-

geht Mütterleins Zorn," ermahnte Aleš, eine große Strafe voraussehend und nahm den Bruder bei der Hand; beide stahlen sich aus der Küche heraus und liefen feldüber in den Wald. Aber immer schien es ihnen, als hörten sie hinter sich die drohende Stimme der Mutter, und als fühlten sie schon die Ruthe auf ihren Rücken, und liefen immer weiter und weiter, was sie nur laufen konnten, bis sie vollständig ermüdet waren. Nun blieben sie stehen, blickten in die Runde, und sahen sich mitten in dichter Waldung, und ringsum war es still wie im Grabe. Sie ließen sich im Moose nieder, um wieder zum Athem zu kommen.

„Wirst Du nach Hause gehen?" fragte Fortunat den Bruder.

„Da wäre ich ein Thor, wenn ich mir Schläge holen ginge! lieber will ich gehen, wohin mich die Augen führen," entgegnete Aleš.

„Aber wohin nur, Bruder, wer wird uns hier etwas geben? Würde ich gewußt haben, daß es einen solchen Ausgang nimmt, nie hätte ich das Herz aufgezehrt," wehklagte Fortunat.

„Mach, was Du willst, ich kehre nach Hause nicht zurück. Mir däucht es, als flüstere mir etwas zu, der Vater werde uns zu Tode prügeln. Und wozu die Aengsten, wir werden ja nicht in der Welt verloren gehen."

So sprach Aleš dem Bruder Muth zu, und nach einer Weile schritten beide weiter durch den Wald. Dämmerlicht war bereits, als sie aus dem Walde in's Dorf kamen, ohne einen Kreuzer in der Tasche. Der Hun-

ger begann sie zu quälen, und der Leib war ermattet. Was thun? Auf gut Glück traten sie in eine Hütte ein, und baten um ein Nachtlager und um ein Stückchen Brod. Sie fanden gute Leute, die sie nicht von dannen jagten, sondern zu Tische luden. Die Knaben aßen sich satt, dankten den freundlichen Hauswirthen und legten sich aufs Stroh schlafen. Zeitlich früh standen sie auf, die Hausfrau gab ihnen ein Frühstück und sie zogen weiter. Als aber die Magd das Stroh hinaustrug, fand sie im Kopfende drei Dukaten. Da begannen Bauer und Bäuerin zu glauben, es seien dies irgend welche Herren gewesen, und bedauerten, ihnen kein weicheres Nachtlager gebettet und etwas besonders zubereitet zu haben; allein schon war es zu spät. Die Knaben waren schon weit hinter dem Dorfe, und hatten keine Ahnung, welch' ein großes Trinkgeld sie dem Bauer zurückgelassen hätten. Wieder gingen sie den ganzen Tag, bis sie ein Gehöfte erreichten, wo ein Edelmann wohnte. Die Knaben traten ein, und baten um ein wenig Essen und um ein Nachtlager. Kaum erblickte sie der Edelmann, so fand er gleich ein Wohlgefallen an ihnen, und fragte sie, ob sie nicht Dienste bei ihm nehmen möchten, woher sie stammen und wohin sie gingen?

Die Brüder erzählten ihm Alles aufrichtig, und versprachen ihm mit Freuden, bei ihm bleiben zu wollen. Wie in der vorigen Nacht am Stroh, so lagen heute früh unter dem Kopfkissen wieder drei Dukaten, welche die Aufwärterin dem Herrn übergab. Der Edelmann wunderte sich, sagte aber kein Wort, da er dachte, die Knaben würden schon nachforschen. Allein die

Knaben machten nicht die leiseste Erwähnung, weder diesen Tag, noch den zweiten, dritten und vierten. Nun war der Edelmann mit sich einig, daß einer von ihnen einen Zauberkobold haben müße, und faßte den Entschluß, sie bei dem Besitze eines solchen Glückes in Allem unterweisen zu lassen, dann an Kindesstatt anzunehmen, und nach seinem Tode in seine Güter einzusetzen.

Die lieben Knaben mußten also in die Hauptstadt, der Edelmann hielt ihnen einen Lehrer, und sie lernten Alles, was einem gebildeten Menschen zu wissen geziemt. Ales war im Lernen glücklicher als Fortunat, der lieber ein Jägersmann, als ein großer Herr werden wollte; allein seinem Wohlthäter ungehorsam zu sein, däuchte ihm nicht gut. Die Jahre entschwanden wie Wellen, aus den Knaben wurden Jünglinge, und die Zeit erschien, wo sie von der Schule nach Hause zurückkehren sollten. Der getreue Diener packte die Sachen seiner jungen Herren zusammen, und ging voraus, weil die Brüder mit Gewalt zu Fuß gehen wollten, obzwar ihnen der Pflegevater geschrieben hatte, sie möchten zugleich mit dem Diener nach Hause kommen.

Während der ganzen Zeit, wo sich die Brüder bei dem Edelmanne befanden, erfuhr Fortunat nicht, welchen Schatz er bei sich trage. Der Edelmann hielt ihnen einen Diener, auf dessen Treue er zählen konnte, und dieser führte seinem Herrn die Goldstücke ab, ohne den Brüdern eine Erwähnung davon zu machen. Der Edelmann dachte, die Brüder würden vielleicht zu Verschwendern werden, falls sie davon Kenntniß erhielten, ja, böse Leute

könnten sie wohl gar um's Leben bringen. Aus diesem Grunde auch wollte sie der Edelmann nie auf Reisen gehen lassen, obzwar sie ihn oftmals um die Erlaubniß baten. Er wartete, bis sie in die Jahre gekommen wären, wo er ihnen das Geheimniß anvertrauen konnte, und so geschah es, daß Fortunat von den Dukaten nichts wußte.

Nachdem der Diener sich entfernt hatte, nahmen die Brüder je ein Gewehr über die Schultern und zogen zum Stadtthore hinaus: nach Hause ging's aber nicht. Dem Edelmanne hatten sie geschrieben, daß sie in die weite Welt hinauszögen, gern hätten sie sich von ihm verabschiedet, hätten sie nicht gefürchtet, er würde ihren Entschluß zu nichte machen; hierauf dankten sie ihm noch für Alles, und versprachen, nach Jahresfrist zurückkehren zu wollen.

„Wie denn, Bruder, wenn wir nun zu den Eltern ziehen möchten?" schlug Fortunat dem Ales vor.

„Willst Du mit leeren Händen nach Hause gehen? Ich kehre nicht eher zu den Eltern zurück, bis ich ein großer Herr bin, daß ich sie dann wenigstens unterstützen könnte," gab Ales darauf zur Antwort.

„Du hast recht, Bruder, es wäre schlecht von uns gehandelt, wenn wir zu den Eltern kommen wollten, ohne ihnen Etwas bringen zu können. Laß' uns also weiter durch die Welt ziehen und zuschauen, wo sich ein Glück uns darbietet," sagte Fortunat. Mehre Tage hindurch pilgerten sie und schon war fast alles Geld verausgabt, als sie in eine große Stadt kamen. Ein Gast-

haus betretend, fragten sie den Wirth, was es Neues in der Stadt gäbe?

„Nichts anderes, Ihr Herren," antwortete der Wirth, „außer daß unser König einen Mann sucht, der sich gut in den Schriften auskennen würde. Er ist schon alt, hat nur eine einzige Tochter, und Niemanden zur Hand, der mit ihm die Sorgen um die Verwaltung des Landes theilen möchte. Ein glänzender Gehalt soll Jenem zugesichert sein, der im Stande wäre, eine solche Stelle einzunehmen."

„Was glaubst Du, Bruder," fragte Ales den Fortunat, „wenn wir zum Könige gingen und uns um jene Stelle bewärben?"

„Für Dich möchte ein solcher Posten passen, aber nicht für mich," entgegnete Fortunat. „Wenn Du ihn bekommst, ziehe ich weiter."

Dem Ales gab es keine Ruhe, obzwar er sich nicht gern von dem Bruder getrennt hätte. Er ging daher zum Hofe, ließ sich beim Könige anmelden, und unterzog sich bereitwillig allen Prüfungen. Als der König sah, der Jüngling wäre scharfsinnig, gewandt, und in Allem wohlerfahren, nahm er ihn ohne weitere Fragen als seinen allerersten Hofherrn auf. Voll Freude lief Ales zum Bruder, erzählte ihm von seinem Glücke und ermahnte ihn, hier zu bleiben; aber Fortunat wollte durchaus nicht einwilligen, wünschte dem Ales viel Glück und zog ganz allein weiter. Allein bald war er dessen überdrüßig; das Geld ging zur Neige, die Kleider begannen zu reißen, die Füße schmerzten, und der Hunger quälte ihn oft unbarmherzig. Wenn er doch gewußt hätte, wie

theuer er jedes Nachtlager zahle, und wie gern ihm die Leute für dieses Geld selbst zehn Nachtlager geben würden, er hätte sich nicht so gehärmt; allein er griff nie unter das Kopfkissen, und also erfuhr er auch nichts von seinem Geheimniße.

Eines Abends kam er zu einem großen Hofe, der einer Frau gehörte. Da dachte Fortunat bei sich: „Hier werde ich vielleicht doch einen Dienst erhalten, und wäre dieser noch so klein, ich nehme ihn an." Die Frau dort war jedoch gar böse und eine schreckliche Geizhälsin, so daß sie dem Gesinde nicht einmal genug zu essen gab. Den Fortunat wollte sie nicht in ihren Dienst aufnehmen, ja demselben nicht einmal ein Nachtlager gönnen. Aber der Thorwart, ein guter Mann, gab ihm doch ein bischen Stroh, daß er darauf ausruhe, wofür Fortunat herzlich dankte. Als er früh aufstand, fand man an der Stelle, wo sein Kopf lag, drei Dukaten. Doch da man nicht wußte, was damit, eilte man zur Herrin um Rath. Die Herrin begann auszufragen, und als sie hörte, der Wandersmann, der sie um eine Dienststelle gebeten, hätte das Gold unter dem Haupte gehabt, befahl sie gleich, man möge ihn herbeiführen.

Fortunat gehorchte, und als ihn die Frau nach seinem Stande, seiner Heimat und nach allem Uebrigen ausgefragt hatte, nahm sie ihn als Jäger in ihre Dienste auf. Es war ihr wunderbar, daß er sich zu dem Gelde nicht melde, und noch wunderbarer, als sie Tag für Tag neue Goldstücke unter seinem Kopfkissen fand, und so blank, als wären sie erst in diesem Augenblicke ge-

prägt worden. Um sich daher Rathes zu erholen, begab sie sich zu einem Weibe, das weit und breit in der Gegend als Hexe bekannt war, und in der That schon manches sonderbare Ding ausgeführt hatte. Dieser Zauberin erzählte sie Alles.

Nachdem diese es angehört, sagte sie gleich, der Jäger trage in sich des Glücksvogels Herz, welches die Zauberkraft innehabe, daß ein solcher Mensch Tag für Tag drei Dukaten unter seinem Haupte finde. Da vergaß die neidische Frau auf ihren Geiz, und versprach der Zauberin eine große Geldsumme, falls ihr diese zu dem Herzen verhelfen könnte. Die Zauberin war ein pfiffiges, aber auch gutmüthiges Weib; deßhalb versprach sie der Schloßfrau, zu ihr zu kommen, und dem Jäger während des Schlafes das Herz aus dem Innern herauszunehmen zu wollen. Voll Vergnügen eilte die Schloßfrau nach Hause und freute sich über ihren zukünftigen großen Reichthum. Als im Schlosse Alles schlief, kam die Zauberin, und die Herrin führte sie in das Kämmerlein, wo Fortunat ruhte; sie mußte sich jedoch entfernen und die Zauberin blieb allein. Nach einigen Minuten trat sie aus der Kammer heraus, und reichte der Herrin ein kleines Vogelherz, indem sie sagte: „Heute ist es die letzte Nacht, wo der Jäger die Goldstücke unter dem Haupte hat; esset Ihr nun das Herz, und von Morgen an werdet Ihr sie haben."

Die Schloßfrau verschlang das Herz und zahlte der Zauberin die ausbedungene Summe aus; sie beschloß aber, den Fortunat gleich davon zu jagen und dem Gesinde von nun an weniger zum Essen zu geben.

um das der Zauberin gegebene Geld wieder hereinzubringen. Die scharrte das Geld zusammen, und lachte im Geiste die filzige Schloßfrau weidlich aus. Sie hatte nämlich das Glücksvogelherz dem Fortunat nicht herausgenommen, sondern trug bei sich ein Vöglein, das sie tödtete, ihm das Herz herausnahm und es dann der Schloßfrau zum Genuße brachte, zur Strafe für ihren Geiz und ihre Unbarmherzigkeit.

Kaum ließ der liebe Herrgott den neuen Tag erscheinen, mußte Fortunat aus dem Bette heraus, bekam ein wenig Wassersuppe und ward dann auf der Stelle von der Herrin davongejagt, die nichts auf seine Bitten gab. Fast weinend ging er selbüber. Wohin sollte er sich wieder wenden? Da erblickte er im weiten Felde einen schönen Hain und dort Bäume voll des herrlichsten Obstes, wie gemalt. „Da hat mich der Herrgott selbst hieher geleitet, daß ich mich ein wenig erfrische." dachte Fortunat bei sich, und langte sogleich nach einem appetitlichen Apfel. Aber siehe da, was geschah ihm nicht! Kaum hatte er es verzehrt, war er verwandelt — in einen Esel! —

„Das hat noch zu meiner Mühsal gefehlt, daß aus mir ein Esel werde!" seufzte Fortunat in der Eselshaut auf, und stieß verzweiflungsvoll den Kopf gegen einen Baum, als wollte er dadurch seinem Leben ein Ende machen. Aber sein Kopf war wie von Stein, und wie zum Spotte erzitterte der Baum vom Wipfel bis zur Wurzel. Dadurch aber fiel ein anderer Apfel herab, aus dem grünen Grase wie ein Frühlingsblümchen den Esel anlächelnd, so daß dieser sich nicht ent-

halten konnte, darnach zu langen und sich ihn recht gut schmecken zu lassen. Aber welch' ein neues Wunder! In demselben Augenblicke verwandelte er sich wieder in einen Menschen. Er jubelte auf, als wäre er der Folter entgangen, setzte sich in's Gras, und labte sich nun vollständig. Dann streckte er sich aus, schlummerte ein und schlief die ganze Nacht. Da träumte ihm, als käme eine fremde Frau heran und spräche zu ihm also: „Gib acht, Fortunat, Du trägst in Dir ein Vogelherz, welches die Zauberkraft besitzt, daß Du jeden Morgen drei Dukaten unter Deinem Haupte findest. Laße Dich nicht länger um sie betrügen." Die Frau verschwand, und bald darauf erwachte Fortunat. Er erhob den Kopf, gedachte seines Traumbildes, blickte rückwärts in's Gras, und sah dort in der That drei Dukaten liegen. Freudig hob er sie auf. Hierauf pflückte er einige Aepfel von dem ersten Baume, und kehrte in den Herrnhof zurück, woher ihn die Gebieterin weggejagt hatte, denn er beschloß bei sich, sie gehörig zu bestrafen. Ehe er den Hof betrat, zog er andere Kleider an, schwärzte sich das Antlitz und verband sich ein Auge, daß man ihn nicht erkenne; das Dienstmädchen nahm gleich die Aepfel aus seiner Hand in Empfang und trug sie zu der Herrin zur Ansicht; diese bekam einen Appetit darauf, und befahl dem Dienstmädchen, nach dem Preise zu fragen. Fortunat gab sie um ein Spottgeld hin, um den Käufer nicht abzuschrecken; aber kaum händigte ihm das Mädchen das Geld dafür ein, eilte er aus dem Schlosse in's freie Feld hinaus.

Mit dem größten Wohlbehagen nahm die Schloß-

herrin einen Apfel und verzehrte ihn; aber siehe da, im nämlichen Augenblicke verwandelte sie sich in einen Esel! Angstvoll stürzte sie aus dem Gemache heraus, und begann im Hofe herumzuspringen und zu schreien, daß es ein Graus war. Die Dienerschaft starrte wie betäubt dies Wunder an, und hätte der Herrin, obzwar diese die Strafe vollständig verdient hatte, dennoch gern geholfen; aber hier wußte Keiner Rettung. Da sprang die wüthende Eselin auf eine Mauer, von der Mauer wieder herab und brach das Genick. Ihr Besitzthum erbte eine arme Anverwandte, welche die Dienstboten viel besser behandelte.

Fortunat wanderte inzwischen weiter und weiter, jeden Tag hatte er drei Dukaten unter dem Kopfe, und deßhalb brauchte er keine Noth zu leiden, konnte vielmehr wie ein Prinz leben, was er auch that. Einmal zieht er längs eines Flußes dahin, und erblickt ein langes moosbewachsenes Ruhebänkchen. Ermüdet läßt er sich darauf nieder, um auszurasten. Da vernimmt er unter sich ein leises Seufzen und spürt, als möchte sich etwas rühren. Er erhebt sich, untersucht den Ruhesitz, und nimmt jetzt erst wahr, es sei dies ein großer, schon mit Moos überwachsener Fisch, der da seufze und wimmere, als möchte ihn irgend eine Last drücken.

„Du armer!" denkt Fortunat, „dich haben sicher die stürmischen Wogen ans Ufer geschleudert, und nun kannst du nicht wieder in die Fluten gelangen."

Und er entfernte von ihm alles Moos und allen Schlamm, und warf ihn hernach, seine ganze Kraft zusammenraffend, in's Wasser zurück. Der Fisch schwamm

lustig in den Wellen und fuhr hernach in die Tiefe; Fortunat aber setzte seinen Weg fort, bis er in eine Hauptstadt gelangte. Schon verdroß ihn diese Irrfahrt durch die Welt, weßhalb er den Entschluß faßte, sich um einen Dienst am königlichen Hofe zu bewerben. Seine Kleidung war anständig, Geld hatte er in Hülle und Fülle, zudem war er ein hübscher Mann und in den Wissenschaften erfahren, was damals noch als eine große Seltenheit galt; was Wunder also, daß ihn der König gleich aufnahm und zu seinem ersten Hofherrn machte? Aber so geht es halt, je größer das Glück, desto mehr Feinde. Die andern Hofleute waren ihm mißgünstig, und besonders Einer, welcher früher beim Könige in großer Liebe stand, ward dem Fortunat feind. Und da faßte er den Gedanken, seinen Nebenbuhler mit List zu entfernen. Er ließ um eine Audienz beim König bitten und sprach zu ihm folgendermaßen: „Mein allergnädigster König und Herr! Tag und Nacht denke ich nach, womit ich Dir einen großen Dienst erweisen könnte, denn ich bin Dein getreuer Diener, Dir ganz ergeben, obzwar Du mich von Dir gewiesen hast."

„Sprich kurz, was Du verlangst und was Du mir sagen willst?" fragte der König.

„Gnädiger Herrscher! Dein Diener Fortunat, dem Du mehr als allen andern gewogen bist, hintergeht Dich. Er hat mir anvertraut, daß er von einer Prinzessin wisse, die am schwarzen See wohne, und mit ihrer Körperanmuth alle Prinzessinen und Fürstinen der ganzen Welt überstrahle. Niemand hat sie bisher gewonnen, er allein wolle sich getrauen, sie von dort zu

entführen. Da habe ich ihm denn gesagt, er möge es versuchen und Dir, königliche Majestät, eine so herrliche Braut verschaffen; er aber antwortete, Deinetwegen wolle er sich in kein so gefährliches Unternehmen einlassen. Deßhalb habe ich mir vorgenommen, Dir dies, gnädigster Herr, zu offenbaren, daß Du Deine Strenge ihn fühlen laßest."

Der König sagte kein Wort; den Höfling entließ er, und befahl, den Fortunat sogleich herbeizurufen.

„Du weißt, Fortunat, daß ich eine Braut suche, und dennoch hast Du mir von der schönen Prinzessin am schwarzen See nichts gesagt. Dafür sollte ich Dich streng bestrafen lassen, doch will ich Dir alle Rüge nachsehen, wenn Du mir die Prinzessin binnen drei Wochen bringst. Wenn nicht, dann sollst Du im Feuer umkommen. Merke Dir's wohl, und geh!"

So befahl der König unserm Fortunat, der sich von seinem Erstaunen kaum erholen konnte. Da aber trat jener Lügner an ihn heran und sagte: „Lieber Freund! So erging es nicht Dir allein, geschah es bereits gar Manchem, daß er auf diese Weise um's Leben kam. Der König sucht mit aller Gewalt die Prinzessin, und wenn's Dir nicht glückt, sie zu holen, wirst Du ohne Gnade und Barmherzigkeit verbrannt."

Fortunat wollte schon verzweifeln, daß er bei einem so hinterlistigen König um ein Amt angesucht. Aber geschehen war geschehen; der König wollte nicht mehr mit ihm reden, die Stunden flohen schnell, und so begab er sich denn auf die Reise. Eine ganze Woche ritt er umher, und noch hatte er kein Sterbenswörtlein

über den schwarzen See erfahren. Da gelangte er eines Tages auf einen steilen Gebirgsweg, den er mit seinem Pferde nur mit großer Beschwerde zurücklegen konnte. Auf einmal biegt er um einen Felsen, und sieht vor sich einen See, breit und dunkel, als wäre dieser mit einem schwarzen Tuche überzogen; die Sonne konnte ihn der hohen Felsen wegen nicht bescheinen, und ringsum stand stilles Schilfrohr. Traurig blickte Fortunat über die düstere Fläche hin und sprach zu sich selbst: „Wie soll ich Aermster diesem See mich anvertrauen? Wer wird mich hinüberschaffen?"

„Ich schaffe Dich hinüber, komme nur und setze Dich auf meinen Rücken!" flüsterte es aus dem Wasser empor, und ein riesiger Fisch steckte den Kopf heraus. „Du hast mir in's Wasser verholfen, ich werde Dir nun darüber helfen. Bis Du zum Krystallschloße kommst, schreite in das dritte Gemach, nimm die schöne Prinzessin um den Leib und fliehe mit ihr her zu mir, vergiß aber nicht das goldene Kästchen mitzunehmen, welches Du bei ihr am Tischchen erblickst, sonst dürfte es Dir schlimm ergehen."

Fortunat setzte sich mit Freuden auf den Fisch, der einen Rücken hatte, breit wie ein Waschtrog, und dieser trug ihn durch den See. Weit am andern Ende stand das Krystallschloß, wo die schöne Prinzessin wohnte, die Tochter des Seekönigs, welcher aber eben nicht zu Hause war. Als der Fisch bis zur Schwelle herangeschwommen war, sprang Fortunat ans Ufer und ging in's Innere. Voll Verwunderung betrachtete er die prächtigen Zimmer, die mit Rubinen und Smaragden

getäfelt waren. Im dritten Zimmer saß die Prinzessin. Fortunat erfaßte das goldene Kästchen, nahm die Prinzessin in die Arme, eilte mit ihr hinaus, und bestieg den Fisch, der schnell wie ein Pfeil beide ans andere Ufer trug, wo das Pferd wartete.

„Nun fort von hier, sonst ergreift Dich der Seekönig!“ drängte der Fisch, und Fortunat dankte ihm schnell und jagte auch schon aus dem Gebirge fernhin. Allein er hatte auch schon die höchste Zeit! Der Seekönig kehrte zurück, und da er die Tochter nicht daheim fand, wurde er erbittert, und rannte so wild über den See hin und her, daß die aufgerüttelten Wellen hoch empor schäumten, und ihr Tosen und Brausen so in den Bergen widerhallte, daß dem fliehenden Fortunat die Ohren sausten, was ihn aber zu noch größerer Eile antrieb. Die Prinzessin ließ den Kopf an seiner Brust ruhen, war still und es schien ihr nicht unlieb zu sein, daß ein so schöner Mann sie entführe. Nun hatten sie die Berge hinter sich und waren im Freien; da erst athmete Fortunat wieder frei auf, und sah sich die Prinzessin genauer an. Daß er noch nie ein schöneres Frauenbild gesehen, konntet Ihr in seinen Augen lesen, allein was in seinem Herzen sich vernehmen ließ, das würde wohl Keiner von Euch errathen!

Nachdem sie eine ansehnliche Strecke von den Bergen fern waren, da erst erhob die Prinzessin das Haupt und sagte: „Nun kann und darf ich nicht mehr nach meinem Palaste zurückkehren, ich bin Dein für alle Ewigkeit! Sage mir also, wer Du bist und wohin Du mich bringest?“

Wie gern hätte Fortunat diese Perle für sich selbst behalten! Aber er war des Königs Abgesandter und mußte mit der Farbe heraus rücken und der Prinzessin Alles gestehen. Die Prinzessin verfinsterte ihr Antlitz, und von diesem Augenblicke an sprach sie nicht mehr so freundlich mit ihm und blickte ihn nicht mehr so lieblich an, worüber er eine große Betrübniß empfand. Glücklich kamen sie bis zu des Königs Residenz. Dem armen Fortunat war zu Muthe, als sollte er die Prinzessin zum schwarzen See in das Krystallschloß zurückführen und selbst am Ufer bis zu seinem letzten Stündchen bleiben.

Wie der König vernahm, Fortunat kehre mit der Prinzessin zurück, zog er ihm mit großem Pomp entgegen, um aus seinen Händen die erwartete Braut in Empfang zu nehmen. Jener listige Höfling ward der Meinung, Fortunat müsse irgend ein Zauberer sein, und deßhalb lief er vor Angst vom Hofe fort. Der König wußte vor lauter Dankbarkeit nicht, wie er Fortunat's Verdienste entgelten solle, allein dieser hatte vor lauter Kummer keinen Wunsch. Der Prinzessin erging es nicht besser; ängstlich blickte sie den alten König an, kein freundliches Wort glitt von ihren Lippen, sie verharrte in tiefem Grame.

Da fragte sie der König, was ihr fehle, und was sie verlange, daß er thue?

„Sage mir, wachsen Blumen am Eise?“ antwortete die Prinzessin. „Gewiß, das hast Du wohl noch niemals gesehen? Ich bin jung und Du bist alt, erwäge, kann ich Dich da lieben?“

„Ach Jungfrau, Deine Worte betrüben mich. Du willst mich nicht lieben und ich kann doch mein Antlitz nicht verändern.“

„Es könnte wohl geschehen,“ sagte darauf das Fräulein, „wenn ich mein goldenes Kästchen hier hätte. Darin befindet sich eine Wundersalbe, wer sich mit dieser einreibt, wird siebenmal schöner.“

Da rief der König den Fortunat herbei, theilte ihm den Wunsch der Prinzessin mit und bat ihn, er möge ihm auch noch dies Kästchen verschaffen.

„Das ist leicht geschehen, ich habe es bei mir,“ sagte Fortunat, der auf das Kästchen, von dessen Inhalt er keine Ahnung hatte, ganz vergessen hatte.

Die erfreute Prinzessin nahm das Kästchen, holte daraus eine duftende Salbe hervor, und sagte:

„Nun, König, lasse Dir den Kopf abschneiden, ich werde ihn mit dieser Salbe überstreichen, und Du wirst jung und schön sein, wie Jasoň, der Sonnengott.“

Aber der König hatte keine große Lust zu dieser Operazion; da trat Fortunat zu ihr heran und bat, sie möge es zuerst an ihm versuchen, damit der König sich von der Wahrheit überzeuge.

Die Prinzessin nahm also ein Messer, schnitt dem Fortunat den Kopf ab, bestrich ihn mit der duftigen Salbe, dann setzte sie ihn wieder zurecht, und ihr Liebling war siebenmal schöner als zuvor. Da erst ermannte sich der König, und neigte bereitwillig den Kopf unter das Messer. Allein die Prinzessin setzte ihm denselben aus guten Gründen nicht wieder zurecht, sondern rief alle königlichen Hofleute zusammen, und verkündete, der

König sei gestorben, und Fortunat von Gottes Gnaden zu ihrem neuen Könige bestimmt, wobei sie dieselben fragte, ob sie Alle damit einverstanden seien. Einstimmig hieß es, ja. Nun war Fortunat König, die schöne Prinzessin war seine Gemalin, und jeden Tag hatte er, wie früher, drei Dukaten unter dem Kopfkissen; was sollte er sich noch mehr wünschen? Und siehe, er wünschte sich doch noch etwas zu seinem vollkommenen Glücke, nämlich seine Eltern und seinen Bruder zu sehen. Dies vertraute er seiner Gemalin an, und diese willigte gleich ein, mit ihm zu fahren. Wägen wurden eingespannt, König und Königin setzten sich hinein und die schnellen Pferde führten sie in die Ferne.

Nachdem sie in der Stadt angekommen waren, wo Ales, der Bruder Fortunat's in Diensten stand, kehrte der König in demselben Gasthofe ein, wo er vor einigen Jahren eingekehrt war, und fragte, was es hier Neues gebe?

„Nichts anderes, als daß wir einen neuen König haben. Vor einiger Zeit kam zu uns ein junger sehr gelehrter Mann, den der König in seine Dienste nahm und zu seinem allerersten Hofherrn machte. Er verwaltete das Land gut, und der König liebte ihn wie einen Sohn: aber die Prinzessin liebte ihn noch mehr, und so geschah es, daß sie ihn nach dem Ableben des Vaters, das vor einigen Wochen erfolgte, zu ihrem Gatten und zum Könige erwählte. Wir freuen uns darüber, weil er ein braver und gerechter Herr ist."

Kaum hatte Fortunat diese Kunde vernommen, stieg er mit seiner Gemahlin gleich in einen Wagen,

und fuhr nach dem Palaste, um seinen Bruder als König zu begrüßen. Die Freude beider war groß. Gleich wurden Festessen und andere Feierlichkeiten gehalten, die volle acht Tage dauerten. Dann fuhren die Brüder um ihre Eltern und um ihren Wohlthäter, den Edelmann, der sie auferzogen hatte.

Der Edelmann hatte schon längst die Meinung gefaßt, die Brüder seien nichtswürdige Landstreicher geworden, und zieh sie des Undanks, als er so unverhofft beide, wie vom Himmel gefallen, erblickte, und dazu noch als Könige! Freudig geleitete er sie zu den Eltern, welche die ganze Zeit über im Walde wohnten, und für ihre armen Kinder beteten. Der Vater besonders bereute seine unzeitige Strenge, wofür er, wie er meinte, von Gott mit einer solchen Strafe heimgesucht wurde, daß ihm dieser nicht einmal jene Wundergeschenke gönnte, sondern ihm selbst die eigenen Kinder nahm.

Allein bald vergaßen sie aller Sorgen, als ihnen die glücklichen Söhne um den Hals fielen und um Verzeihung baten. Erst vom Vater erfuhren sie, was die Ursache ihres Ruhmes gewesen. Der Edelmann und die bejahrten Eltern zogen mit den Söhnen in deren Königreiche, und waren glücklich bis an ihr Ende. Die beiden Könige aber wünschten sich noch oft Glück, daß sie den Vogelkopf und das Vogelherz verzehrt hätten.

Die goldene Handmühle.

Nach B. S. Krolmus.

Vor Zeiten lebte ein Ehepaar, welches den letzten Scheffel Weizen im Vorrathe hatte. Doch auch diesen mußte der Mann nehmen, um sein Feld damit zu besäen. Nachdem er die Aussaat vollendet hatte, kam zu ihm ein Herr von sehr hoher Gestalt und redete ihn folgenderweise an:

„Verkaufe mir diesen Weizen!“

„Wie wäre dies möglich, da ich ihn bereits in die Erde gestreut habe?“

„Thut nichts.“

„Was gibst Du mir dafür?“

„Was Du verlangen wirst, Du mußt Dir aber das Geld im gläsernen Palaste holen.“

Nachdem der Kauf abgeschlossen war, zog der Herr eine Pfeife hervor, that einen Pfiff und eine große Menge von Krähen kam herbeigeflogen, pickte die Weizenkörner mit den Schnäbeln auf und flog hernach wieder von dannen.

Als der Mann nach Hause kam, ward er von seiner Frau tüchtig ausgezankt, warum er die letzte Hoffnung

verkauft habe? Allein der Mann besänftigte sie, indem er sagte, daß er sich das Geld im gläsernen Palaste abholen solle. Er machte sich also auf den Weg und als er das erste Einkehrhaus erreichte, erfuhr er daselbst, daß er noch dreihundert Meilen zu gehen habe; als er in das zweite Einkehrhaus kam, hörte er, daß er noch zweihundert Meilen Weges zurücklegen müsse, und als er das dritte Einkehrhaus erreichte, vernahm er, daß er noch hundert Meilen Weges vor sich habe. Und er war froh. Nachdem er den Fuß des Berges erreichte, worauf der gläserne Palast stand, sah er dort einen Bettler, welchem er ein Almosen gab. Dieser sagte hernach zu ihm.

„Wenn Du in diesen Palast kommst, so verlange kein Geld, sondern jene kleine Handmühle, welche in der Nähe der Fenster steht."

Der Mann befolgte genau diesen Rath, und verlangte kein Geld, sondern die Handmühle. Nach langer Weigerung bekam er sie, und als er ihre Eigenschaft erproben wollte, drehte er einmal die Kurbel herum, und siehe da, es rollten lauter Dukaten heraus! —

Nun ging er wieder hundert Meilen und kam zu dem dritten Wirthshause zurück, ließ sich ein gutes Essen und Trinken vorsetzen, und als ihn der Wirth fragte, womit er die Zeche bezahlen wolle, sagte er: „Dort in dem Sacke unter der Bank habe ich eine Dukatenmühle!"

„Ei, da könnten wir ja einen Tausch eingehen! ich gebe Euch dafür eine Jagdtasche, wenn Ihr darauf klopfet, so kommt sogleich eine Armee von Soldaten heraus."

„Nicht möglich? da schlage ich ja augenblicklich ein.“ —

Nachdem er ein Stück Weges hinter dem Einkehrhause war, ward er über sich selbst ärgerlich, daß er so unbedächtig gehandelt habe. Aber was fiel ihm da nicht ein? Er trommelte auf die Jagdtasche, und siehe da, eine Armee von Soldaten stand vor ihm.

„Was verlangst Du, unser Gebieter?“

„Gehet und nehmet dem Wirthe weg, um was er mich betrogen hat.“

Und so geschah es in der That. Er besaß nun sowohl die Handmühle, als auch die Jagdtasche und pilgerte dem zweiten Einkehrhause zu. Auch dort trank und aß er ganz gehörig, und als ihn der Wirth fragte, womit er die Zeche zu bezahlen gedenke, gab er ihm die bekannte Antwort.

„Ei, da könnten wir ja tauschen,“ sagte der Wirth, „ich besitze einen Tisch, der sich von selbst mit den kostbarsten Gerichten deckt, sobald man mit der Faust auf ihn schlägt.“

Der Mann war mit dem Vorschlage zufrieden.

Wie er aber hinter das Wirthshaus kam, bereute er abermals den Verkauf. Und so schickte er wieder das Soldatenheer dahin zurück, welches auch diesmal seine Aufgabe gut vollbrachte.

Und er kam in das erste Einkehrhaus und bewies auch hier, daß er gut essen und trinken könne. Und auch der hiesige Wirth hatte etwas im Vorrathe, um sich dafür die Handmühle aneignen zu können.

„Ich besitze einen Mantel,“ sagte er zu dem Rei-

senden, „der, so oft man auf ihn klopft, ein wunderschönes Stücklein aufspielt."

„Das ist ja eine allerliebste Sache," dachte jener, „wenn ich ein Heer besitze, kann ich auch eine Musik haben."

Somit ging er diesen Tausch ein. Aber auch diesmal bereute er bald sein voreiliges Handeln, schickte demnach seine Soldaten aus, und ertheilte ihnen den Befehl, dem Wirthe die goldene Mühle wieder abzunehmen.

Nun schaffte er sich auf der Reise in die Heimath noch Wagen und Pferde an, und kaufte sich eine gräfliche Kleidung. Als er nach Hause kam, war er nicht zu erkennen. Die liebe Frau wollte schier vor Aengsten sterben, als sie sah, daß ein so hoher Herr angefahren komme, denn sie wußte nicht, wie sie ihn empfangen und bewirthen solle, da sie selbst nicht einen Bissen Brod besaß. Aber wie mächtig war ihr Erstaunen, als sie in dem Gaste ihren eigenen Mann erkannte.

„Ei, geh' zum Guckuck mit Deiner Equipage, ich möchte essen."

Augenblicklich schlug der Mann auf den Tisch, und die ausgesuchtesten Speisen kamen darauf zum Vorscheine. Das ganze Dorf strömte herbei, um den Herrn zu sehen, und zu erfahren, wer er sei. Dieser war kein Knicker und lud alle Leute zu Tische, und während sie speisten, schlug er auf die Jagdtasche und rief dem Soldatenheere zu:

„Begebet Euch zu dem Kaiser und thuet ihm zu wissen, daß ich ihm den Krieg ansage; sollte er aber

mit mir nicht raufen wollen, so muß er mir fünf Länder abtreten."

Nach beendeter Tafel klopfte er noch auf den Mantel, und die lieblichste Musik ließ sich hören. Wo nur irgend Jemand war, er ward sogleich lustig, Jung und Alt begann zu tanzen, und wird so lange tanzen, bis die kriegerischen Boten zurückgekehrt sind. —

An dem Fuße des Berges, wo der gläserne Palast prangt, steht kein Bettler mehr. —

Der Schwarzkünstler und sein Diener.

Nach Jakob Malý.

In einem Dorfe lebte ein armer Taglöhner, der im Schweiße seines Angesichtes mit seinem Weibe um das tägliche Brod arbeitete, das jedoch nicht hinreichte zur Betheiligung von sieben unmündigen, zur Arbeit noch unfähigen Kindern. Oft beschwerte sich der arme Vater über seine Noth, und klagte bitterlich. Als er eines Tages, von der Arbeit zurückgekehrt, die letzten Kartoffeln aus seinem geringen Vorrathe zum Feuer stellte, und die Kinder ungeduldig ihn umhüpften, indem sie nach Essen riefen, kam zu ihm ein reichgekleideter Herr, der weit und breit als Schwarzkünstler bekannt war. Dieser fragte nach dem Grunde seiner Niedergeschlagenheit, und als der arme Tagarbeiter ihm seine Noth und sein Elend genau beschrieben hatte, sprach der Schwarzkünstler zu ihm: „Für Dich ist es schwer, für so viele Kinder Sorge zu tragen; ich will einen Theil dieser Sorge auf mich laden, laß' Deinen

ältesten Sohn bei mir Dienste nehmen, und es soll nicht Dein Nachtheil sein."

Der Vater willigte mit Freuden ein, und der Schwarzkünstler nahm mit sich den Knaben, mit dem er am Wege über verschiedene Dinge sprach. Unter anderem fragte er ihn auch, ob er lesen könne; der Knabe erinnerte sich jedoch der Spruchweise seines Vaters, es sei besser, mehr zu wissen, als zu sagen, und sagte somit verläugnend, er könne nicht. „Um so besser," meinte der Schwarzkünstler, „da werde ich Dich um so eher zu Allem gebrauchen können. Sei gehorsam und getreu, mit Arbeit wirst Du nicht überhäuft sein und sollst durchaus keinen Mangel an Speise und Trank leiden, auch will ich Dir solche Vergnügungen bereiten, daß Dich bei mir kein Heimweh beschleichen soll."

Indessen waren sie in den dichten Wald gekommen, wo einzelne kahle Felsen emporragten. In einem derselben befand sich eine Oeffnung, wie in eine dunkle Grotte, und hinein ging der Schwarzkünstler mit seinem jungen Diener. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, so verwandelte sich das anfangs herrschende Dunkel in Tageshelle, ohne daß zu bemerken war, woher das Licht in die unterirdische Höhle dringe. Sie traten in einen großen, wie ein Königsgemach reich und prächtig ausgeschmückten Saal, von wo aus man in verschiedene Zimmer eingehen konnte, welche der Schwarzkünstler der Reihe nach öffnete und dem Knaben seine tägliche Arbeit darin anwies. In einem befanden sich, aufgestellt in Schränken von Cedernholz, lauter Bücher, wovon manche von ungeheurer Größe in Eichendeckel gebunden,

mit Messingspangen, ja selbst mit Schlössern versehen, und mit vieljährigem Staube bedeckt waren; in einem andern standen astronomische und zauberische Instrumente, große Kugeln mit Reifen, den gestirnten Himmel vorstellend, wunderbare Halbkreise mit zauberischen Zeichen, und anderes, diesem ähnliches Geräthe; ein anderes Zimmer wieder, zum Ausruhen bestimmt, war behangen mit kostbaren Tapeten, worin verschiedene Bilder kunstvoll gestickt waren, den Fußboden bedeckten weiche Teppiche, rosenfarbige Blumen vorstellend, rings an den Wänden standen prächtige Ruhebetten, Kanapee's und Sopha's, und in der Mitte war ein Marmorbrunnen, woraus ein Strahl von Rosenwasser emporsprudelte und die Luft mit Wohlgeruch erfüllte; von der Decke hing ein goldener Käfig herab, worin sich ein schöner Papagei wiegte. Weiter davon waren Bäder und viele andere Hallen und Zimmer, deren Pracht und Herrlichkeit zu beschreiben gar nicht möglich ist. Der Schwarzkünstler führte den Knaben auch durch einen schönen Garten, wo in wohlgeordneten Beeten die seltensten Blumen aller Zonen und Länder das Gesicht und den Geruch entzückten, und von den überreichen Baumen winkte das süße Obst.

Diesen unterirdischen Palast sollte der Knabe in der An- und Abwesenheit des Schwarzkünstlers bewachen, und Alles daselbst in der größten Reinlichkeit und Ordnung halten; besonders aber war ihm die Büchersammlung an's Herz gelegt, daß er fleißig den Staub von den riesigen Folianten abwische, und die Bücher vor den verderblichen Motten bewahre. Nachdem ihn der Schwarz-

künstler also durch den Palast geführt, und ihm die künftige Arbeit angewiesen hatte, erschloß er noch eine Thür, die in ein prächtig ausgestattetes Gemach führte, wo eine Tafel mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken und seltenen Leckerbissen für sie angerichtet stand. „Solch ein Mittags- und Abendessen," sagte zum Knaben der Zauberer, „kannst Du jeden Tag haben. So oft Du Dich zu diesem Tische setzest, denke an was immer für eine Speise, und augenblicklich wird sie vor Dir stehen. Und damit Du keine lange Weile habest, will ich Dir auch eine Gesellschaft besorgen." Und er öffnete nebenan eine Thür, und aus dieser sprang eine Schaar von Knaben heraus, und begann zu tanzen und allerlei Scherze zu treiben, und der junge Diener des Zauberers gesellte sich ihnen zu, spielte und tändelte eine hübsch lange Zeit mit ihnen. Der Schwarzkünstler winkte hernach, Alles verschwand, und er sprach zum Knaben: „Auch eine solche Gesellschaft kannst Du täglich haben, so oft Du an diese Thür klopfest, und wenn Du ihrer überdrüßig wirst, verschwindet sie." Dieses Alles gefiel dem Knaben sehr, und als ihm am Abend sein Herr ein reines weich gebettetes Lager anwies, schlummerte er bald ein, und hatte liebliche Träume.

Früh trat der Schwarzkünstler zu ihm heran und sagte: „Ich muß in die Welt geh'n, meinen Künsten nach, und kehre erst nach einem Jahre zurück; Deiner Obhut empfehle ich diesen meinen Palast an, führe Dich nach meiner gestrigen Vorschrift auf, verrichte fleißig die Dir auferlegte Arbeit, und wenn ich nach der Rückkehr von meiner Reise finde, daß Du mir während

dieser Zeit gehorsam gewesen, will ich Dich reichlich belohnen."

Der Knabe reinigte und ordnete in der Abwesenheit seines Gebieters fleißig die Gemächer, aß und trank nach Belieben, und wenn er lange Weile zu empfinden begann, klopfte er an die Thür und gleich hatte er eine Schaar von Gespielen, mit denen er, so lang es ihm beliebte, allerhand Kurzweil treiben konnte. Am liebsten verweilte er aber in der Bibliothek, wo er Tag für Tag den Staub von den dicken Folianten wischte. Getrieben von der Neugier, was wohl in diesen Büchern stände, öffnete er eins nach dem andern, aber leider waren dort lauter wunderbare Striche in Kreuz und Quer, die er auf keine Art entziffern konnte. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, um in alle Bücher einen Blick zu werfen, und in der That kam er zuletzt auf ein kleines Büchlein, das gleichsam den Schlüssel zum Verständnisse dieser zauberischen Schriftzeichen bildete, welche dort sämmtlich mit den gewöhnlichen Buchstaben ausgelegt waren. Von dieser Zeit an klopfte er seltener an die Thür im Speisesaale, um seine Spielgenossen herbeizurufen; sein ganzes Gemüth war von dem Wunsche erfüllt, die Zauberkünste zu erlernen, weßhalb er alle seine freien Stunden zum Lesen jenes kleinen Büchleins verwendete, und in kurzer Zeit brachte er es so weit, daß er jedes von den Zauberbüchern lesen und verstehen konnte. Nun wurden die Bücher des Schwarzkünstlers sein einziges Vergnügen, den ganzen Tag saß er in der Bibliothek, und nur wenn ihn der Hunger mahnte, hüpfte er auf eine Weile in den Speisesaal. Aber dabei

verrichtete er die ihm von seinem Gebieter auferlegten Arbeiten getreulich, in allen Hallen und Zimmern des unterirdischen Palastes war alles blank geputzt, und an den Marmorwänden hing nicht das kleinste Spinnengewebe. Freilich mußte er nicht mehr den Staub von den Büchern fegen, weil er sich beständig mit ihnen beschäftigte und darin blätterte.

Nach Jahresfrist kehrte der Schwarzkünstler zurück, und als er Alles schön in der Ordnung fand, belobte er den Knaben, schenkte ihm hundert Stück Dukaten, und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, noch weiter bei ihm zu dienen. Der Knabe willigte freudig ein, doch unter der Bedingung, daß er ihn auf einige Tage zu den Eltern entlasse. Der Schwarzkünstler war damit einverstanden, und führte selbst den Knaben aus dem Walde über Stege, die sich bald hin, bald her schlängelten; denn er wollte nicht, daß der Knabe selbst von dannen träfe, und am Waldsaume wartete er auf ihn, bis er von den Eltern zurückkäme. — Der Knabe traf seine Eltern in noch größerer Noth an, als vor Jahresfrist, wo er sie verlassen hatte. Obzwar Vater und Mutter sich genug anstrengten, ihr Arbeitsfleiß reichte doch nicht zur Ernährung, geschweige denn zur Bekleidung so vieler Kinder hin, und der junge Diener des Schwarzkünstlers fand seine Brüderchen und Schwesterchen ganz abgemagert und mit zerrissenen Kleidern. Alle freuten sich über seine unerwartete Ankunft, besonders die Eltern waren erfreut über sein gesundes und heiteres Aussehen, über sein Wachsthum und seine veränderte Kleidung. Drei Tage blieb er unter den Sei-

nigen, überließ den Eltern die vom Schwarzkünstler erhaltenen hundert Stück Dukaten, und kehrte zum Walde zurück, wo der Zauberer seiner harrte, und ihn auf den früheren Umwegen in seinen unterirdischen Palast führte.

Abermals ging der Schwarzkünstler auf ein Jahr auf Reisen aus, indem er dem Knaben auftrug, die Gemächer in schöner Ordnung zu halten, und die Zauberbücher nicht bestauben zu lassen. Der Knabe führte sich so treu auf, wie im vorigen Jahre, dabei aber versäumte er nicht, sich in der Zauberwissenschaft fleißig auszubilden, und ehe ein Jahr dahin war, konnte er bereits verschiedene Zauberstückchen ausführen, so daß er schon auf eigene Faust diese Kunst hätte betreiben und darin ehrenvoll bestehen können. — Inzwischen kehrte der Zauberer wieder zurück, fand Alles in der schönsten Ordnung, belobte den fleißigen Diener und schenkte ihm zwei hundert Stück Dukaten, wobei er ihn fragte, ob er nicht Lust hätte, noch fernerhin bei ihm zu dienen. Der Knabe willigte unter der Bedingung ein, falls er auf einige Tage zu seinen Eltern zurückkehren dürfte, und der Zauberer führte ihn aus dem Walde über die früheren Schlängelpfade, und erwartete dann seine Rückkehr aus dem Vaterhause. — Als der Knabe in sein heimathliches Dörflein kam, fand er an der Stelle der elenden Hütte, wo ehemals seine Eltern wohnten, ein schönes neues Häuschen, und dabei ein Gärtlein mit einem frischgrünen Zaun. Und er trat ein und sah seine Eltern als vermögliche Wirthe, und seine Brüderchen und Schwesterchen waren nicht mehr so abgemagert und zerlumpt,

wie vor einem Jahre. Als sie den ältern Bruder erblickten, sprangen sie ihm mit heiterm Angesicht entgegen und tanzten um ihn herum, Vater und Mutter umarmten freudig ihren Sohn, durch dessen Unterstützung sie aus ihrer größten Armuth zu ihrem gegenwärtigen Wohlstand gelangt waren, und sie wunderten sich, wie er innerhalb dieses Jahres so groß geworden sei, denn er kam eben in das Jünglingsalter. Drei Tage verblieb er, reichlich bewirthet bei den Eltern, dann ließ er ihnen die von seinem Herrn geschenkten zweihundert Stück Dukaten zurück, verabschiedete sich von ihnen und den jüngern Brüdern und Schwestern, und eilte zum Walde, wo der Schwarzkünstler seiner harrte, um ihn in den unterirdischen Palast zurückzuführen.

Zum dritten Male begab sich der Zauberer auf Reisen und der Knabe verrichtete wie früher seine Geschäfte. Inzwischen vervollkommnete er sich Tag für Tag mit Hilfe der Schwarzkünstlerbücher in der Zauberei, und ehe noch ein halbes Jahr verflossen war, hatte er schon alle Bücher durchgegangen, und wußte beinahe eben so viel, wie sein Gebieter. Da traten ihm übermüthige Gedanken in den Kopf. „Ei, warum sollte ich," sprach er zu sich selbst, „noch länger dem Schwarzkünstler dienen, da ich mit ihm in seiner Kunst wetteifern kann? Was hindert mich, daß ich selbst einen solchen Palast wie er besitze, und die Zauberkunst in der Welt ausübe? Was hier eingekerkert zu sein, und Knechtesdienste zu verrichten, wenn ich ebenso gut Herr sein kann, wie er?" So erwägte er bei sich, und faßte den Entschluß, aus diesem unterirdischen Palaste zu fliehen und selbst als

Schwarzkünstler aufzutreten. Er nahm einige Bücher aus der Bibliothek des Zauberers, welche gleichsam den Kern aller Hexenmeisterei bildeten, und zur Verrichtung vieler Zauberstücke, so wie zur Beschwörung der Geister vonnöthen waren, trat aus der Grotte, und mit Hilfe eines einzigen Zauberspruches stand er vor seinem Vaterhause.

Aber welche schmerzliche Ueberraschung für ihn! An der Stelle des schönen Häuschens erblickte er vor sich einen Trümmerhaufen, und der hie und da daraus emporwirbelnde Rauch verrieth ihm ein unglückliches Ereigniß. Vor den Trümmern standen in Nachtkleidern seine wehklagenden Eltern, die bei der Nachts ausgebrochenen Feuersbrunst kaum das Leben retten konnten und an sie schmiegten sich weinend die jüngern Kinder an. Da begann der junge Schwarzkünstler sie zu trösten, indem er ihnen versprach, er wolle mittelst seiner Zauberbücher eine bequemere und schönere Wohnung ihnen aufbauen und sie zu einer reichen Herrschaft machen; allein wie groß war sein neuer Schrecken, als er die mitgebrachten Bücher aufschlug und fand, daß er statt jener kostbaren, und für die Hexenmeisterei ungemein nothwendigen Bücher, ganz unnütze und unbrauchbare genommen habe. Da standen sie nun wieder so arm wie vor drei Jahren, der im Dienste bei dem Schwarzkünstler erzielte Gewinn war vernichtet und die herabgekommene Familie war genöthigt, wieder zur schweren Arbeit zu greifen, um ein genug kümmerliches Leben zu führen.

Es war dies eine Strafe für den ungetreuen Die-

ner des Schwarzkünstlers, denn dieser hatte unsichtbare Wächter in seinem unterirdischen Palaste, dienende Geister, die das Treiben des Jünglings beobachteten, und ihrem Gebieter nach seiner Rückkehr von den Reisen Bericht darüber erstatteten. Als sie seine undankbare Absicht erriethen, unterschoben sie ihm bei seiner Flucht andere Bücher, und zündeten noch zur Erhöhung der Strafe das Haus seiner Eltern an, und so brachte ihn Untreue gegen seinen Meister um den Lohn, der ihm für seinen frühern Gehorsam und sein Wohlverhalten zu Theile geworden war.

Der Jüngling verzweifelte indessen nicht, denn auch selbst ohne Beihilfe der Zauberbücher war er im Stande, manches Kunststück auszuführen, namentlich konnte er sich in ein beliebiges Thier verwandeln. Deßhalb machte er seinem Vater den Vorschlag, er möge ihn, in einen schönen Hund verwandelt, zum Verkauf führen, aber ja nicht vergessen, ihm vor der Uebergabe an den Käufer das Halsband abzunehmen. Der Vater that also, verkaufte den Hund zu sehr gutem Preise, und noch an demselben Tage kehrte der Zauberlehrling in seiner wahren Gestalt wieder nach Hause zurück. Von dem gelösten Gelde zehrte man einige Zeit, und als dieses ausging, verwandelte sich der junge Zauberer in eine Kuh, wobei er den Vater ermahnte, ihm gewiß nach geschlossenem Kaufe den Strick vom Halse zu nehmen. Der Vater verkaufte die Kuh um ein hübsches Geld, und wie er vom Markte zurückkam, fand er bereits seinen Sohn zu Hause. Also verwandelte sich dieser in verschiedene

Thiere, und mit dem gelösten Gelde führte die ganze Familie ein recht bequemes Leben.

Zuletzt verwandelte er sich in ein schönes Pferd; er erinnerte den Vater, daß er ja nicht vergesse, ihm nach Kaufabschluß die Halfter abzunehmen, und der Vater führte ihn auf den Markt in das nahe Städtchen. Und es fanden sich viele Kauflustige für den schönen Gaul, doch unter ihnen befand sich auch jener Schwarzkünstler, gegen den sich der Jüngling so undankbar bewiesen hatte. Dieser erkannte in dem Pferde seinen ehemaligen Diener, und wurde gleich mit dem Vater über den Kaufschilling einig, und als dieser, hocherfreut über einen so glücklichen Verkauf das gelöste Geld nachzählte, und auf die Halfter gänzlich vergaß, schwang sich der Schwarzkünstler auf das gekaufte Roß, schlug ihm ergrimmt die Sporen in die Seiten, und es unbarmherzig mit der Peitsche bearbeitend, jagte er im Galop davon. Dem armen Pferde rann das Blut aus den Weichen, und die Peitschenhiebe fielen wie ein Hagelwetter über seinen ganzen Körper. Es war hier ein erbarmenswerther Anblick. Endlich machte der Schwarzkünstler vor einer Schmiede halt, und mit der bisherigen Mißhandlung des armen Pferdes sich noch nicht zufrieden gebend, befahl er, es mit glühheißen Hufeisen zu beschlagen. Vor der Schmiede blieben die Leute haufenweise stehen, und betrachteten mit Bedauern das gequälte Pferd. Ein altes Mütterchen, das zunächst stand, schalt zornig den Peiniger eines so schönen Thieres. Der Schwarzkünstler trat eben in die Schmiede; da wandte sich der arme Gaul zu dem Mütterchen, und sprach: „Um Gottes-

willen, nehmet mir die Halfter herab, ich bin ein Mensch, durch den Zauberspruch meines größten Feindes in ein Pferd verwandelt!'" Das Mütterchen erstaunte sehr über die Rede des Pferdes, und nahm ihm bereitwillig die Halfter vom Halse. Und siehe da! Das Pferd verwandelte sich in demselben Augenblicke in einen Sperling, der sich lustig zwitschernd in die Lüfte erhob. Da trat der Schwarzkünstler aus der Schmiede heraus, und blickte, als er das Pferd nicht vorfand, nach allen Seiten, bis er in der Ferne den Sperling davonfliegen sah; in ihm erkannte er seinen Diener, knirschte vor Wuth, verwandelte sich in einen Falken, und schoß ihm pfeilgeschwind durch die Luft nach. Das anwesende Volk betrachtete mit Verwunderung diese Jagd in der Luft; der Sperling raffte seine ganze Kraft zusammen, aber der Falke, als der stärkere, war immer näher und näher hinter ihm, bis endlich beide in der Ferne den Blicken der Zuschauer entschwanden.

Im königlichen Garten lustwandelt eine junge Prinzessin, bleibt vor einem Rosenstrauche stehen, und die sprießenden Knospen betrachtend, athmet sie deren lieblichen Wohlgeruch ein. Da fliegt, schnell wie ein Geschoß ein Sperling herbei, ihm folgt auf den Fersen ein Falke nach, und beide Vögel jagten einander um den Rosenstrauch, und die Prinzessin erstaunte über die heftige Erbitterung so kleiner Geschöpfe. In diesem Augenblicke flog der Sperling in das Gesträuch, der Falke ihm nach, dieser kehrte aber bald unverrichteter Sache zurück, flog noch einigemal um den Rosenbusch herum, erhob sich dann in die Höhe und verschwand

in den Lüften. Da empfand die Prinzessin an einem Finger der linken Hand ein leises Jucken, und siehe da! der Finger war geschmückt mit einem kostbaren Goldring, den sie zuvor nicht hatte. Die Prinzessin gerieth darüber in ein großes Erstaunen, und konnte nicht klug werden, wie dieser schöne fremde Schmuck an ihre Hand gekommen wäre.

Es begann zu dämmern und die Prinzessin kehrte nach dem Schloße in ihr Gemach zurück. Kaum hatte sie die Thür hinter sich zugemacht, da stand vor ihr ein bildschöner Jüngling und redete die erschrockene Prinzessin mit einschmeichelnden Worten also an: „Fürchte Dich nicht, schöne Fürstin, ich bin jener Sperling, welcher, verfolgt von dem Falken in dem Rosenbusche sich verbarg. Bei Dir Schutz suchend, verwandelte ich mich in den Ring, den Du an Deinem zarten Finger erblickt hast. Denn wisse, jener Falke ist ein mächtiger Herenmeister und mein Todfeind. Zu Dir nehme ich meine Zuflucht und bitte um Deinen Schutz. Erlaube, daß ich in Ringesgestalt mich bei Dir berge. Morgen kommt mein Feind, der Schwarzkünstler, als reicher Fürst verkleidet, und wird Dich um den Ring bitten, Du aber verweigere ihm die Bitte und sollte er sehr dringen, so wirf den Ring zu Boden.“ Die Prinzessin, die beim Anblicke eines so liebenswürdigen Jünglings bald alle Angst verlor, versprach ihm, also zu thun, worauf sich der Jüngling abermals in einen Ring verwandelte, den die Prinzessin an ihren Finger steckte.

Am nächsten Tage kam in einem prächtigen Wagen der Schwarzkünstler mit zahlreichem Gefolge angefahren,

indem er sich für einen reichen Fürsten ausgab. Er bat die Prinzessin um Verlaß, und als er ihr Gemach betrat, verbeugte er sich nach höfischer Sitte, begann ihre Schönheit zu preisen und um ihre Liebe zu bitten. Als Zeichen der Erhörung bat er ehrfurchtsvoll um den Ring, den sie an einem Finger der linken Hand trug. Die Prinzessin gab dem angesehenen Gaste freundliche Antworten, seine Bitte jedoch lehnte sie höflich ab. Da begann der fremde Fürst dringender zu sprechen, so daß die Prinzessin in ihrer ängstlichen Verwirrung sich schon nicht anders zu helfen wußte, und den Ring zu Boden fallen ließ.

Nun aber entstand ein neues Wunder! Wie der Ring den Fußboden berührte, war das Gemach voll Erbsen! Das sah der Schwarzkünstler, zog ein silbernes Trompetchen hervor, blies darein, und durch's Fenster flog ein Taubenschwarm in das Gemach, fiel über die Erbsenkörner her und begann sie fleißig aufzupicken. Die Erbsenkörner schwanden sichtlich vor dem Gepicke der Tauben hin, nur ein einziges Körnchen kullerte in eine Spalte des Fußbodens, wohin der Taubenschnabel nicht langen konnte. Als dies der Schwarzkünstler sah, verwandelte er sich sogleich in eine Maus und eilte der Spalte zu. Da sprang aus der Spalte ein Kater auf ihn los, und erwürgte ihn auf der Stelle, worauf aus dem Kater der schöne Jüngling ward, der gestern die Prinzessin um ihren Schutz angefleht hatte, und er dankte ihr nun herzlich dafür, daß sie ihn bei der Vernichtung seines Todfeindes unterstützte.

Nach dem Tode des Schwarzkünstlers bemächtigte

sich der Jüngling des unterirdischen Palastes sammt allen daselbst aufbewahrten Schätzen, ward so ein reicher Herr und heirathete die schöne Prinzessin, die ihn schon beim ersten Anblick liebgewonnen hatte.

Der Feuervogel und der Feuerfuchs.

Nach K. J. Erben.

Ein König hatte einen großen schönen Garten. Darin standen gar viele seltene Bäume, doch der allerseltenste war ein Apfelbaum, der in des Gartens Mitte stand. Er trug jeden Tag einen Apfel, und dieser war golden: früh blüthe er ab, den Tag über wuchs er, und bis zum Anbruch der Nacht war er reif, und am andern Morgen blühte schon wieder ein anderer. Aber keiner von den reifen Aepfeln sah das nächste Frühroth, jedesmal verschwand er des Nachts von dem Baume, und Niemand wußte wohin und wie? Der König war darüber sehr betrübt. Einmal rief er seinen ältesten Sohn zu sich und sprach: „Heute in der Nacht wirst Du, mein Sohn, Wache halten gehen: erforschest Du, wer mir diese Aepfel forttrage, dann will ich meinen Schatz nicht schonen, um Dir dafür erkenntlich zu sein; wird es Dir aber gelingen, den Dieb zu fangen, will ich Dir dafür die Hälfte des Königreiches geben."

Der Prinz schnallte sich ein Schwert um die Hüf-

ten, nahm auf die Schulter eine Armbrust, steckte hinter den Gurt einige scharfgespitzte Pfeile, und ging in der Abenddämmerung in den Garten Wache halten. Dort setzte er sich unter den Apfelbaum und wartete. Nicht lange saß er, so überkam ihn der Schlaf, und er konnte sich dessen auf keine Weise erwehren; die Hände sanken ihm in's Gras, die Augen schloßen sich, und der Prinz schlief fest bis zum weißen Tageslichte. Als er in der Frühe erwachte, war der Apfel schon wieder verschwunden. — „Wie steht's?" fragte der König, „hast Du den Dieb gesehen?" — „Es ist Niemand gekommen," antwortete der Prinz, „der Apfel verschwand von selbst." — Der König schüttelte mit dem Haupte und wollte dies nicht glauben. „Gehe heute Du Wache halten, mein Sohn!" sprach er zu dem jüngern, „und wenn Du den Stehler ertappst, so will ich Dich reichlich belohnen."

Der zweite Prinz bewaffnete sich wieder so wie der erste, und ging auf die Wache. Doch nach einer Weile schlief auch er unter dem Apfelbaume ein, wie der ältere Bruder, und als er erwachte, war der Apfel verschwunden. Als ihn dann der Vater am Morgen fragte, wer den Apfel genommen, antwortete er: „Niemand; er verschwand von selbst." — Nun sagte der jüngste Königssohn: „Vater! heute will ich wachen, um zu sehen, ob auch mir der goldene Apfel abhanden kommen wird." — „Liebes Kind!" sagte der König zu ihm, „Du wirst, glaube ich, wenig ausrichten; Du bist ja noch zu jung und unerfahren. Und wenn es den älteren Brüdern nicht gelungen ist, den goldenen Apfel zu beschützen, Dir wird

es um so weniger glücken. Doch wenn Du willst, so gehe."

Abends, als es zu dunkeln begann, ging der Jüngste in den Garten Wache halten. Er nahm gleichfalls ein Schwert, eine Armbrust und einige Pfeile mit sich, doch nebstdem auch eine Igelhaut. Im Garten ließ er sich unter dem Apfelbaume nieder, und breitete jene Haut auf den Knieen aus, daß ihn diese aufwecke, falls ihn der Schlummer überkäme, und die Hände ihm sinken würden. Um Mitternacht kam der Goldvogel herbeigeflogen, setzte sich auf den Baum und wollte den Apfel abpicken. In diesem Augenblicke knarrte die Armbrust des Prinzen, und ein spitziger Pfeil traf die Schwinge des Vogels. Der Vogel flog davon, allein eine goldene Feder fiel aus seinem Flügel zur Erde herab und der Apfel blieb am Baume.

„Nun, hast Du den Dieb?" fragte am Morgen der König.

„Ich habe ihn nicht," entgegnete der Prinz, „doch was nicht ist, kann noch werden; vorläufig habe ich ein Stück seines Gewandes." Da zog er die goldene Feder hervor und erzählte sein Erlebniß. Der König freute sich sehr über diese Feder; sie war so schön und strahlte einen solchen Lichtschein aus, daß Nachts in der königlichen Kammer die Lichter überflüssig waren. Die Höflinge, die in derartigen Dingen bewandert waren, meinten, diese Feder rühre von dem Feuervogel her, und sei kostbarer, als alle Schätze des Königs.

Von dieser Zeit an zeigte sich der Feuervogel nicht mehr im Garten, und die Aepfel kamen auch nicht mehr

abhanden; doch sie freuten den König auch nicht mehr, er dachte stets nur an den Feuervogel, und grämte sich sehr, daß er ihn nicht besitze, so daß ihm schon vor lauter Harm das Herz zu welken begann. Eines Tages rief er seine drei Söhne zu sich und sprach: „Liebe Kinder! Ihr sehet, daß ich von Tag zu Tag mehr dahinsieche; doch ich weiß bestimmt, wenn ich den Feuervogel singen hören könnte, dann wäre mein Herz erfrischt. Wer nun von Euch mir diesen Feuervogel lebendig bringt, daß er singe, dieser soll sodann gleich die Hälfte des Königreiches bekommen, und nach meinem Tode mein Nachfolger sein."

Die Söhne machten sich nun gleich zur Abreise bereit, nahmen vom Vater Abschied, und ritten von dannen, um den goldenen Feuervogel zu suchen. Sie ritten nicht lange, und gelangten in einen Wald, und im Walde zu einem Kreuzwege. „Welchen Weg schlagen wir ein?" fragte der jüngste Bruder. — „Wir sind drei und haben vor uns drei Wege," antwortete der zweite, „jeder schlage also einen davon ein; wenn wir nach drei Seiten ausgehen, werden wir leichter den Feuervogel erfragen." — „Und welchen Weg nimmt ein Jeder?" — „Wähle jeder von Euch sich die Straße, die ihm beliebt," sprach der Jüngste, „ich werde jenen Weg einschlagen, der übrig bleibt." Die Brüder waren damit zufrieden, und jeder wählte sich eine Straße, wo er zu reiten gedachte. Dann sagte der Eine: „Laßt uns auf dieser Stätte irgend ein Zeichen bilden, damit jeder, der zuerst heimkehrt wisse, wie es den Andern ergangen. Jeder stecke ein Reis in die Erde: wessen Reis grünen wird, der hat,

— das soll das Vorzeichen sein, — den Feuervogel glücklich gewonnen." —

Den Brüdern gefiel dieser Rath, jeder steckte am Rande seines Weges ein Reis in die Erde, und dann ritten sie auseinander.

Der älteste Königssohn ritt auf seiner Bahn stets vorwärts, bis er auf eine Berghöhe gelangte. Da sprang er vom Pferde, ließ es frei weiden, und setzte sich selbst im Grase nieder; dann zog er seinen Speisevorrath hervor, und begann sein Mittagmal zu halten. Da kam der Feuerfuchs zu ihm herangeschlichen: „Bitte, bitte, liebes Herrlein! ich bin sehr hungrig, laßt mich auch etwas verkosten." Aber der Prinz ergriff, kaum daß er ihn wahrnahm, die Armbrust, und schoß auf ihn einen scharfen Pfeil ab. Mochte er fehlen oder nicht — der Fuchs verschwand.

Dem zweiten Bruder erging es ebenso. Als er auf einer breiten Wiese sich im Grase bequem ausstreckte und seinen Mundvorrath auspackte, kam zu ihm ebenfalls der hungernde Feuerfuchs, und bat um eine Gabe; doch wie er nach ihm schoß, verschwand dieser vor seinen Augen.

Der jüngste Bruder ritt fürbaß, bis er zu einem Bache kam. Er war müde und hungrig; darum sprang er vom Roße und ließ sich am Ufer im Grase nieder, um sich zu laben. Als er zu essen begann, erblickte er ebenfalls den Feuerfuchs; dieser kam immer näher und näher, bis er in einer kleinen Entfernung stehen blieb: „Bitte, bitte, junges Herrlein! ich bin sehr hungrig, laß' mich auch etwas verkosten!" — Der Prinz warf

ihm sogleich ein Stückchen Rauchfleisch zu und sagte: „Komm' her, fürchte Dich nicht vor mir, Feuerfuchs! ich sehe, daß Du einen größern Hunger hast, als ich, und für heute werden wir beide genug haben." — Hernach bildete er aus seinem Speisevorrathe zwei Theile: den einen für sich, den andern für den Fuchs. Der Feuerfuchs aß sich satt und sagte dann: „Du hast mich gut gelabt, ich werde Dir dafür dankbar sein. Besteige Dein Pferd und reite mir nach. Wenn Du dann thust, wie ich Dir rathe, so wird der Feuervogel Dir gehören." Dann lief er voraus, und bahnte ihm mit dem buschigen Schweife den Weg: Höhen fegte er weg, Thäler füllte er aus, und Brücken baute er über die Gewässer. Der Prinz folgte auf dem trabenden Roße ihm nach, bis er sich plötzlich in die Nähe des Kupferschloßes versetzt sah. „Der Feuervogel befindet sich in diesem Schloße," sprach der Feuerfuchs, „begib Dich genau um die Mittagstunde dahin, da werden die Wächter schlafen, Du aber halte Dich nirgends auf. In dem ersten Saale wirst Du zwölf schwarze Vögel in goldenen Käfigen finden, im zweiten wirst Du zwölf goldene Vögel in hölzernen Käfigen sehen, im dritten Saale wird der Feuervogel auf einer Stange sitzen. Dabei wirst Du zwei Käfige sehen, einen goldenen und einen hölzernen: Du aber gib ihn nicht in den goldenen, sondern in den hölzernen hinein, sonst würde es Dir gar nicht gut ergehen."

Der Königsohn verfügte sich in das Kupferschloß, und fand Alles so, wie der Feuerfuchs gesagt hatte. Im dritten Saale saß der Feuervogel auf einer Stange, und

schien zu schlafen. Er war so schön, daß dem Prinzen das Herz vor Wonne hüpfte. Er nahm ihn, und schloß ihn dann in den hölzernen Käfig; dann aber begann er sich eines andern und sprach: „Wie paßt das zusammen, ein so schöner Vogel und ein so elender Käfig? dem Feuervogel gebührt der goldene Käfig." Darauf nahm er ihn aus dem hölzernen Käfig und sperrte ihn in den goldenen. Doch kaum hatte er diesen geschlossen, da erwachte der Feuervogel und ließ einen Pfiff ertönen, und sogleich erhob sich in den zwei ersten Säulen ein solches Pfeifen und Kreischen von sämmtlichen Vögeln, daß die Männer auf der Thorwache davon erwachten. Diese liefen gleich herbei, ergriffen den lieben Prinzen, und führten ihn vor den König.

Der König war sehr erzürnt und sprach: „Wer bist Du, Dieb, daß Du es gewagt hast, durch so viele Wachen hindurch zu schleichen um, meinen Feuervogel zu stehlen?" —

„Ich bin kein Dieb!" antwortete der Prinz, „doch bin ich gekommen, um den Dieb zu holen, den Du beherbergst. Wir haben daheim in unserem königlichen Garten einen Apfelbaum, der goldene Aepfel trägt: täglich blühte nur einer empor, wuchs und ward reif, doch Dein Feuervogel hat stets in der Nacht uns denselben fortgetragen. Und der König, mein Vater, ist schwer krank, das Herz welkt ihm dahin, und er wird nicht eher gesunden, bis er Deinen Feuervogel singen hört. Und deßhalb bitte ich Dich, schenke mir ihn." — „Du kannst ihn haben," sagte darauf der König, „wenn Du mir dafür das Goldmähnenroß zuführst." —

„Warum hast Du mir nicht gehorcht und nahmst den goldenen Käfig?“ grollte der Feuerfuchs. — „Ich habe in der That gefehlt,“ sagte der Prinz, „allein zürne schon nicht mehr des Geschehenen wegen, und sage mir, ob Du von dem Goldmähnenroße weißt?“ — „Ich weiß davon,“ antwortete der Feuerfuchs, „und werde Dir noch dazu verhelfen. Besteige Dein Roß und reite mir nach.“ Dann lief er wieder voraus und bahnte mit dem buschigen Schweife den Weg. Der Prinz folgte ihm im Trabe nach, bis er sich unverhofft in der Nähe des Silberschlosses sah. „In diesem Schlosse befindet sich das Goldmähnenroß,“ erzählte der Feuerfuchs. „Begib Dich genau um die Mittagsstunde dahin, wo alle Wächter schlafen, halte Dich aber nirgends auf. In dem ersten Marstall wirst Du zwölf Rappen mit goldenen Halftern finden, im zweiten zwölf Schimmel mit schwarzen Halftern, in dritten Marstall steht das Goldmähnenroß bei seinem Troge. Dabei wirst Du auf der Wand zwei Halfter sehen, eine goldene und eine lederne, sei aber auf Deiner Hut: die goldene Halfter lasse hängen, und gib ihm nur die lederne, sonst wird es Dir gar nicht gut ergehen!“

Der Königsohn ging in das Schloß, und fand wieder Alles so, wie der Feuerfuchs gesagt hatte. In dem dritten Marstall stand das Goldmähnenroß bei einem silbernen Troge, und fraß daraus lebenden Hafer. Es war so schön, daß sich der Prinz an ihm gar nicht satt sehen konnte. Dann nahm er von der Wand die lederne Halfter mit dem schwarzen Lederzaume herab, und gab sie dem Goldmähnenroße. Das Roß blieb

sanft wie ein Lämmchen stehen. Doch da sah er an der Wand auch die wunderschöne Goldhalfter hängen, mit einem goldenen, reich mit Edelsteinen belegten Zaume, und er fand daran ein großes Wohlgefallen. „Wie paßt das zusammen; ein so schönes Pferd und ein so elender Zaum," dachte er bei sich; „dem Goldmähnenroß gebührt die goldene Halfter!" — Darauf nahm er ihm die Lederhalfter wieder ab, und gab ihm die goldene. Aber kaum verspürte das Pferd, daß es den goldenen Zaum habe, begann es sich zu bäumen und wieherte stark; da fingen gleich auch alle andern Pferde in den ersten zwei Marställen an, zu springen und zu wiehern, die Wachposten erwachten, liefen herbei, ergriffen den Prinzen und brachten ihn vor den König.

„Wer bist Du, Dieb!" fuhr ihn der König an, „daß Du es gewagt hast, durch so viele Wachen hindurch zu schleichen, um mir mein Goldmähnenroß zu entwenden." — „Ich bin kein Dieb!" entgegnete der Prinz, „ungern bin ich um Dein Pferd gegangen, allein ich mußte." Und dann erzählte er, wie sich dies Alles zugetragen, und wie ihm der König des Kupferschloßes den Feuervogel nicht ausliefern wolle, so lange er nicht das Goldmähnenroß herbeigeholt hätte; er bat um das Pferd. — „Du kannst es haben," sagte darauf der König, „wenn Du mir dafür die Prinzessin Goldlocke aus dem Goldschloße im schwarzen Meere bringst."

Der Feuerfuchs wartete draußen im Walde auf den Prinzen, und als er sah, daß dieser ohne das Pferd zurückkehre, war er sehr über ihn erzürnt: „Habe ich Dir nicht gesagt, Du sollest die Goldhalfter auf der

Wand lassen, und die lederne nehmen? Mit Dir nimmt man sich eine vergebliche Mühe; wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen." — „Sei nicht böse, Feuerfuchs!" bat der Prinz, „ich habe in der That gefehlt, aber nur diesmal hilf mir noch." — „Noch einmal, und zum letztenmal will ich Dir helfen," sagte der Feuerfuchs, „und wenn Du mir diesmal folgest, kannst Du noch gut machen, was Du in Deiner Unklugheit verdorben hast. Besteige Dein Roß und reite mir nach." Hierauf lief er voraus, und bahnte dem Prinzen den Weg, bis dieser zu dem Goldschloße im schwarzen Meere kam. „In diesem Schloße," sprach der Feuerfuchs, „herrscht die Meereskönigin; sie hat drei Töchter, die Jüngste von Ihnen ist die Prinzessin Goldlocke. Gehe hin und bitte jene, sie möge Dir eine von ihren Töchtern zur Gattin geben; und wenn sie Dir sagt, Du könntest Dir Eine wählen, so nimm die, welche am einfachsten gekleidet ist."

Die Meereskönigin empfing den Prinzen freundlich, und als er ihr die Ursache seines Kommens nannte, führte sie ihn in ein Gemach, wo ihre drei Töchter saßen und spannen. Eine war der andern so ähnlich, daß Niemand auf der Welt sie unterschieden hätte, und alle waren so schön, daß dem Prinzen der Athem stockte, wenn er ihnen in die Augen blickte. Jede hatte das Haupt mit einem Schleier umwunden, damit man nicht sehe, welche ein goldenes Haar habe, und jede war auch anders gekleidet. Der Schleier und das Gewand der Einen war mit Gold durchwirkt und sie spann mit einer goldenen Spindel; die Andere trug einen Schleier

und ein Kleid mit Silber gestickt, und hatte eine silberne Spindel in der Hand; die Dritte hatte nur ein reines, weißes Tuch am Haupte und weiße Kleidung, und spann mit einer gewöhnlichen Spindel. „Wähle Dir, die Du willst," sprach zu ihm die Königin, und der Prinz zeigte auf die weißgekleidete Jungfrau: „Diese da gib mir!" — „Hoho!" verwunderte sich die Königin, „das ist nicht Dein eigener Einfall; warte noch bis zum Morgen."

Der Prinz konnte die ganze Nacht nicht schlafen vor Sorgen, wie es ihm morgen ergehen werde, und wie das Frühlicht im Osten zu funkeln begann, ging er in den Schloßgarten hinaus. Kaum hatte er ihn betreten, da stand, ganz und gar unverhofft, vor ihm die weiße Jungfrau: „Wenn Du mich heute erkennen willst, so gib Acht, welche von uns von einer kleinen Fliege umschwirrt werden wird." Und wie schnell sie kam, so schnell verschwand sie. Nachmittag führte die Königin den Prinzen wieder in das Gemach, wo sich ihre Töchter befanden: „Wenn Du jene, die Du Dir gestern erwählt, wieder erkennst, so soll sie Dir gehören; wenn nicht, so verlierst Du den Kopf." Die Töchter standen neben einander da; eine sah wie die andere aus, Alle waren kostbar und schön gekleidet, und alle drei hatten goldene Haare, und diese leuchteten so sehr, daß vor deren Blitzen dem Prinzen das Sehen schier verging. Als sich nach einer Weile seine Augen gestärkt hatten, bemerkte er, daß um das eine Fräulein eine kleine Goldfliege herumschwirre: „Dieses Fräulein gehört mir," sprach er, „dieses habe ich mir erwählt." — Die Königin verwunderte sich, daß er jene erkannt, und rief:

„So leicht wirst Du sie doch nicht bekommen; morgen noch mußt Du etwas ausführen, was ich Dir auftragen werde.“

In der Früh zeigte sie ihm vom Fenster aus einen großen Weiher beim Walde, gab ihm ein kleines goldenes Sieb und sprach: „Wenn Du mit diesem Siebe jenen Teich bis zum Abend ausschöpfest, wird Goldlocke Dein; gelingt es Dir nicht, verlierst Du den Kopf.“ Der Prinz nahm das Sieb, und ging traurig zum Weiher hin. Er senkte es ins Wasser, und schöpfte, doch wie er das Sieb wieder emporhob, rann alles Wasser bis auf den letzten Tropfen heraus. Da er sah, daß er auf diese Weise gar nichts erziele, setzte er sich an's Ufer, legte das Sieb neben sich, und dachte auf Hilfe. Plötzlich stand ganz und gar unverhofft, wieder die weiße Jungfrau an seiner Seite: „Warum bist Du so traurig?“ — „Wie könnte ich denn fröhlich sein,“ erwiederte der Prinz, „wenn ich sehe, daß ich Dich nicht bekommen werde; deine Mutter hat mir eine unmögliche Sache zur Aufgabe gestellt.“ — „Sei ohne Sorge,“ sagte das Fräulein, „das Alles läßt sich ausführen.“ Hierauf nahm sie das Sieb und warf es in die Mitte des Weihers. Da begann in dem ganzen Weiher das Wasser auf einmal zu sieden, und dichte Nebel wälzten sich aus dem Weiher hervor und breiteten sich auf der Erde aus, daß man kaum drei Schritte vor sich sehen konnte. In diesem Augenblicke hörte der Prinz ein Getrappe, und wie er sich umsah, stand da der Feuerfuchs und hinter ihm des Prinzen Pferd. „Säume nicht,“

sprach er, „setze die Jungfrau vor Dich auf's Pferd, und jage von hinnen.“ —

Das Pferd flog wie ein Pfeil zurück auf frischgemachter Bahn, und der Feuerfuchs vernichtete sie hinter ihm wieder: mit dem buschigen Schweife fegte er die Brücken weg, bildete Thäler, baute Berge, alles wieder so, wie es ehedem war. Der Prinz war froh, daß er die Prinzessin Goldlocke gewonnen, und doch war er wieder betrübt, daß er sie dem Könige des Silberschloßes für das Goldmähnenroß geben solle. Je mehr er sich diesem Schloße näherte, desto langsamer ritt er, desto trauriger war er. — „Nicht wahr, Dir thut es leid, Dein schönes, goldgelocktes Fräulein für das Goldmähnenroß hinzugeben?“ ließ sich der Feuerfuchs verlauten; „ich habe Dir schon in so Manchem geholfen, und will Dich auch jetzt nicht im Stiche lassen.“ Da sprang er im Walde über einen entwurzelten Stamm, schlug einen Purzelbaum, und statt des Feuerfuchses stand da eine zweite Prinzessin Goldlocke, ganz und gar jener ähnlich, die der Prinz mit sich führte. „Dein Fräulein möge hier im Walde bleiben, und Du bringe mich zum Könige des Silberschloßes, daß er für mich das Goldmähnenroß Dir ausliefere. Wenn Du es dann holen wirst, reite mit Deinem Fräulein von dannen.“

Der König freute sich gar sehr über die Prinzessin Goldlocke, und gab ohne Zögern dem Prinzen das Goldmähnenroß sammt der goldenen Halfter zum Lohne. Dann ließ er dem schönen goldlockigen Fräulein zu Ehren ein glänzendes Fest veranstalten, und lud alle Großen seines Reiches dazu ein. Nachdem sie schon genug getrunken

und in bester Laune waren, fragte der König diese Herren, wie ihnen seine goldlockige Braut gefalle?" — „Sie ist schön," antwortete ein Herr, „schöner kann sie nicht mehr sein; doch scheint es mir, als hätte sie die Augen eines Fuchses." — Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, so verwandelte sich augenblicklich diese Prinzessin Goldlocke wieder in den Feuerfuchs und mit einem Sprunge war dieser zur Thür hinaus, und spurlos fort. Er eilte dem Prinzen und dem goldhaarigen Fräulein nach, und vernichtete hinter ihnen die Wege: mit dem buschigen Schweife fegte er die Brücken weg, bildete Thäler, baute Berge, alles wieder so, wie es ehedem war. Als er sie erreichte, waren sie schon nahe bei dem Kupferschloße, woselbst sich der Feuervogel befand. Da äußerte der Feuerfuchs zum Prinzen: „Herrlich nimmt sich Prinzessin G o l d l o c k e auf dem Goldmähnenroße aus! Thut es Dir, Prinz, nicht leid, das Goldmähnenroß für den Feuervogel auszutauschen." — „Wohl thut es mir leid um das Goldmähnenroß, wenn die Prinzessin G o l d l o c k e es entbehren soll," gab der Prinz zur Antwort, „doch nicht thut es mir um dasselbe leid, wenn ich meines Vaters gedenke, der genesen soll." — Hierauf erwiderte der Feuerfuchs: „Wo die Prinzessin G o l d l o c k e ist und das Goldmähnenroß, dort soll auch der Feuervogel nicht fehlen. Ich habe Dir schon in so Manchem geholfen, und will Dich auch jetzt nicht im Stiche lassen." Da sprang er im Walde über einen entwurzelten Stamm, schlug einen Purzelbaum, und statt des Feuerfuchses stand da ein zweites Goldmähnenroß, ganz und gar jenem ähnlich, auf dem die Prin-

zessin Goldlocke saß. „Führe mich vor den König des Kupferschloßes, daß er für mich den Feuervogel Dir ausliefere. Wenn Du ihn dann haben wirst, reite von dannen."

Der König freute sich gar sehr über das Goldmähnenroß, und gab ohne Zögern dem Prinzen den Feuervogel sammt dem goldenen Käfig zum Lohne. Dann lud er viele Herren zu sich, prahlte mit seinem Goldmähnenroße, und fragte sie, wie es ihnen gefalle. — „Es ist schön," antwortete ein Herr, „schöner kann es nicht mehr sein: doch scheint es mir, als hätte es den Schweif eines Fuchses." — Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, so verwandelte sich augenblicklich dieses Goldmähnenroß wieder in den Feuerfuchs, und mit einem Sprunge war dieser zum Thore hinaus, und spurlos fort. Er eilte dem Prinzen und dem goldhaarigen Fräulein nach, vernichtete hinter ihnen im Laufe die Wege, und erreichte sie, als sie schon nahe bei dem Bache waren, woselbst er zum erstenmale mit dem Prinzen zusammengetroffen war. „Nun hast Du bereits den Feuervogel," sprach er, „und hast sogar mehr, als Du Dir gewunschen hast, darum brauchst Du mich nicht länger. Reite heim in Frieden, und halte Dich nirgends auf, sonst würde es Dir nicht gut ergehen." Darauf verschwand er.

Der Prinz setzte hernach seine Reise fort, in der Hand den Feuervogel im goldenen Käfig haltend, ihm zur Seite trabte das Goldmähnenroß mit der goldenen Halfter, und auf ihm saß die schöne Prinzessin G o l d l o c k e. Als er den Kreuzweg im Walde erreichte, wo er Abschied von seinen Brüdern genommen, erinnerte er sich

der Reiser, die jeder von ihnen zum Denkzeichen am Rande seiner Straße in die Erde gepflanzt hatte. Die Reiser seiner beiden Brüder waren dürr, doch aus seinem Reise war inzwischen am Wegesrande ein schöner schattiger Baum emporgewachsen. Der Prinz war darüber sehr erfreut, und weil bereits beide von dem langen Ritte ermüdet waren, wünschte er, unter diesem Baume Rast zu halten. Er sprang vom Pferde und half auch dem schönen Goldhaarfräulein aus dem Sattel des Goldmähnenroßes; alsdann band er beide Pferde zum Baume, und hing den Käfig mit dem Feuervogel an einen Ast. Es währte nicht lange, so kam über beide der Schlaf, und beide ruhten sanft.

Während sie hier schlummerten, kehrten auch die Brüder, jeder von einer andern Seite, mit leeren Händen zurück, und trafen gerade auf dieser Stelle zusammen. Da nahmen sie wahr, wie ihre Reiser so dürr waren, daß aber aus dem Reise des jüngsten Bruders ein schöner, astreicher Baum geworden sei; sie sahen auch unter diesem Baume den Bruder schlafen, und an seiner Seite das liebliche Goldhaarfräulein, dann das Goldmähnenroß, und über ihnen den Käfig mit dem Feuervogel. Da entstanden in ihren Herzen gar böse Gedanken, und der Eine sprach zum zweiten: „Unser Bruder bekommt nun vom Vater die Hälfte des Königreiches, und nach dessen Tode wird er Thronfolger sein. Es ist besser, wir schlagen ihn todt: das goldhaarige Fräulein nimmst Du, das Goldmähnenroß nehme ich, und den Feuervogel geben wir dem Vater, daß ihn dessen Gesang entzücke. Um das Königreich wollen wir uns dann

heilen." — Gesagt, gethan. Den Körper des Bruders zerhieben sie in viele Stücke, und die goldlockige Jungfrau bedrohten sie mit dem Tode, falls sie die Wahrheit verrathen würde. Nachdem sie heimgekehrt waren, führten sie das Goldmähnenroß in einen marmornen Marstall, den Käfig mit dem Feuervogel stellten sie in das Ruhegemach des Königs, und dem Goldhaarfräulein wiesen sie ein Prunkzimmer an, und viele Mädchen zu ihrer Bedienung. Der alte kranke König sah den Feuervogel an, und fragte seine Söhne, ob sie eine Kunde vom jüngsten Bruder hätten? — „Wir haben von ihm nichts gehört," sprachen die Brüder, „wahrscheinlich ist er irgendwo verschmachtet." — Der Vater blieb in seinem alten Trübsinne, der Feuervogel sang nicht, das Goldmähnenroß ließ die Mähne traurig hängen, und das goldgelockte Fräulein sprach kein Wort, kämmte nicht ihr wallendes Goldhaar, und weinte ohne Unterlaß.

Während indessen der Prinz, in Stücke zerhauen, im Walde lag, kam zu ihm der Feuerfuchs, sammelte und ordnete gehörig alle Glieder, und gern hätte er den Prinzen wieder zum Leben gebracht, doch das lag nicht in seinen Kräften. Da sah er eine Krähe mit zwei jungen Raben über dem Leichnam hin- und herflattern. Da verbarg er sich unter einem Gesträuche in's Gras, und als sich einer der Raben auf den Leichnam setzte, um zu fressen, sprang der Feuerfuchs hervor, faßte den Raben beim Flügel, und stellte sich, als wolle er ihn zerreißen. Die alte Krähe flog angstvoll näher, setzte sich auf einen Strauch und sprach zu dem Feuerfuchse: „Kwah, kwah! verschone mein armes Kind, es hat Dir

ja nichts zu Leide gethan; ich will Dir es reichlich vergelten, wenn Du einmal meiner Hilfe bedürfen solltest." — „Eben jetzt bedarf ich ihrer," erwiderte der Feuerfuchs; „wenn Du mir aus dem schwarzen Meere todtes und lebendiges Wasser bringst, will ich deinem jungen Raben die Freiheit geben." — Die Krähe versprach es zu bringen, und flog davon.

Drei Tage und drei Nächte flog sie, und als sie zurückkehrte, brachte sie mit sich zwei wassergefüllte Fischblasen: in der einen war lebendiges, in der andern todtes Wasser. Der Feuerfuchs nahm die Fischblasen in Empfang, und riß den jungen Raben entzwei; dann legte er wieder beide Theile gehörig zusammen, besprengte sie mit dem todten Wasser und augenblicklich verwuchsen sie mit einander; hierauf besprengte er sie mit dem lebendigen Wasser und der junge Rabe schüttelte die Flügel und flog davon. Nun besprengte jener mit dem todten Wasser den zerstückelten Leichnam des Prinzen, und schnell ward dieser wieder ganz, ohne daß auch nur eine Narbe zu sehen war; und nachdem er ihn noch mit lebendigem Wasser angefeuchtet hatte, erwachte der Prinz wie aus einem Traume, erhob sich und sagte: „Ach, wie fest habe ich geschlafen!" — „Ja wahrhaftig, Du hast fest geschlafen," gab der Feuerfuchs zur Antwort, „und ohne meine Gegenwart wärest Du in aller Ewigkeit nicht erwacht! Habe ich Dir nicht gerathen, Du sollest Dich nirgends aufhalten, und geraden Weges heimreiten?" — Alsdann erzählte er ihm, was geschehen sei, begleitete ihn bis an den Rand der Waldung in der Nähe des königlichen Palastes seines Vaters,

gab ihm noch für sein Bedürfniß eine einfache Kleidung, nahm Abschied und verschwand.

Der Prinz ging in den Palast, und ließ sich hier als Pferdewärter anstellen; Niemand erkannte ihn. Da hörte er zwei Troßknaben also mit einander sprechen: „Schade um das schöne Goldmähnenroß! Es wird uns zu Grunde gehen, weil es so traurig den Kopf hängen läßt und nichts fressen will." — „Gebet mir ein Stück Erbsenstroh," sagte der Prinz, „und ich will mit Euch eine Wette eingehen, daß es sogleich fressen wird." — „Hoho!" lachten die Burschen, „solch ein Zeug fressen nicht einmal unsere Ackerpferde." — Der Prinz ging jedoch, nahm ein Stück Erbsenstroh und gab es dem Pferde in den marmornen Trog, dann streichelte er dessen goldene Mähne und sagte: „Warum so traurig, mein Goldmähnenrößlein?" Da erkannte das Pferd nach der Stimme seinen Herrn, machte einen Luftsprung, athmete frisch auf, wieherte heiter, und erfaßte gleich das Erbsenstroh.

Schnell durchflog die Kunde davon den ganzen Palast, bis auch der kranke König erfuhr, einer seiner Dienstleute habe das Goldmähnenroß genesen gemacht. Da ließ ihn der König gleich zu sich berufen und sagte zu ihm: „Ich höre, daß Du das Goldmähnenroß wieder hergestellt hast: o könntest Du auch dem Feuervogel helfen, daß er singe! Er ist traurig, läßt die Flügel hängen und will nichts fressen. Stirbt er, sterbe auch ich." — „Fürchte nichts, erlauchter König," sagte der Prinz; „befiehl, daß man eine Handvoll Hintergetreide bringe und sicher wird der Vogel fressen, wird lustig

sein, und gleich singen!" — „Hoho!" lachten die Diener, als sie um die Gerste gingen, „der Mensch will den Feuervogel mit Hintergetreide füttern, das nicht einmal unsere Gänse fressen wollen!" Indessen mußten sie die Gerste dennoch bringen, und der Prinz streute sie in den Goldkäfig des Vogels, dann streichelte er dessen goldene Federn und sagte: „Weßhalb so traurig, mein Feuervogel?" — Der Vogel erkannte ihn sogleich nach der Stimme, bebte zusammen, begann seine Federn zu ordnen, begann zu hüpfen und zu fressen, und sang dann so wunderschön, daß das Herz des alten kranken Königs auf der Stelle erfrischt genas. Und als der Feuervogel zum zweiten und zum dritten Male sang, war der König bereits so gekräftigt, daß er sich vom Bette erhob und mit großer Freude diesen unbekannten Diener umarmte.

Hierauf nahm der König das Wort: „Was beginnen wir mit der schönen goldgelockten Jungfrau, welche meine Söhne mit sich gebracht haben? Sie spricht nicht, sie kämmt nicht ihr wallendes Goldhaar, sie ißt nichts und weint ohne Unterlaß." — „Erlaube, erlauchter König!" sagte jener Diener; „ich will ein Wort zu ihr sprechen, und sie wird vielleicht heiter werden." — Der König führte ihn sogleich zu ihr, der Prinz faßte sie bei der weißen Hand und sagte: „Warum so traurig, meine Braut?" — Augenblicklich erkannte ihn die Jungfrau, schrie vor Freude auf und umarmte ihn. Der König erstaunte darüber sehr, daß jener sie seine Braut genannt, und daß die Jungfrau ihn umarmt habe, und der Prinz sprach zu ihm: „Wie, mein königlicher Vater,

kennst Du nicht Deinen jüngsten Sohn? Nicht meine Brüder, sondern ich habe den Feuervogel, das Goldmähnenroß und dieses liebliche Goldhaarfräulein errungen.“ Hierauf berichtete er, wie sich alles zugetragen habe, und die Jungfrau setzte hinzu, seine Brüder hätten ihr mit dem Tode gedroht, falls sie deren Unthat verrathen würde. Die Brüder standen da, sahen, daß sie verrathen seien, zitterten wie Espenlaub, und vermochten kein Wort zu sprechen. Der König war über sie auf's Aeußerste erzürnt und ließ beide auf der Stelle ohne Gnade hinrichten. Hernach nahm der Prinz das Goldhaarfräulein zur Gemalin, bekam von seinem Vater sogleich eine Hälfte des Königreiches, und nach dessen Ableben auch die andere.

Die Wundersalbe.

Nach J. Košin z Radostova.

Jeneš war ein ungemein reicher Kaufmann, der auf zehn Wägen theure Waaren nach allen Ländern zu führen pflegte. Er war schon hübsch alt, hatte weder Eltern noch Brüder oder Schwestern, ja nicht einmal einen einzigen Freund, und dennoch heirathete er nicht, und zwar blos aus dem Grunde, um nicht um sein Weib Sorge tragen zu müssen. Freilich konnte er eine reiche Braut bekommen, allein er fürchtete dennoch, sie könnte ihm größere Auslagen verursachen, als ihre Mitgift betrüge. In seinem festen mit Fenstergittern und eisernen Thüren versehenen Hause hatte er bereits ungeheure Reichthümer aufgehäuft, und konnte bis zu seinem Tode, würde er selbst hundert Jahre alt werden, wie ein König leben; allein er dachte gar nicht daran, sich in den Ruhestand zu begeben, sondern verführte rastlos Waaren nach fremden,

fern gelegenen Ländern, duldete Kälte und Hitze, Hunger und Durst, ja oft mußte er es selbst mit Räubern aufnehmen und sein Leben der Gefahr aussetzen. Doch all dieses Ungemach ertrug er gern, denn ihm winkte der Gewinn, und wo er diesen vor sich sah, da war er für alles andere blind.

Eines Tages kehrte er durch eine große Waldung aus fremden Ländern heim. Zehn leere Wägen fuhren in einer Reihe, aber er allein lenkte alle Pferde, denn es that ihm leid, Lohnknechte zu halten. Nun, die Pferde waren nicht sehr feurig, weil er sie recht schlecht fütterte, sowie er ohne Ladung fuhr, und so konnte er sie leicht im Zaume halten. Beständig schmunzelnd ging er fröhlichen Schrittes neben den Wägen einher, denn diesmal hatte er einen ungeheueren Gewinn erzielt. Und wie er nun voll süßer Hoffnungen, es würde ihm nun wieder ein großer Goldhaufen zuwachsen, durch den Wald zog, da trat ihm plötzlich ein großer Mann mit einem dichten Barte in den Weg. Beneš erschrack, denn er wähnte, von einem Wegelagerer angefallen worden zu sein; dennoch sann er gleich nach, wie er ihn zum Mitleid bewegen könnte. Der unbekannte Mann sprach aber: „Willst Du Dir etwas verdienen?“

„Ei warum nicht?“ erwiderte der Gefragte; „ich bin ein armer Kaufmann und verschmähe kein Geschäft, sei es auch noch so gering.“

„Folge mir also nach,“ sagte der Unbekannte, „ich habe einen ungemein großen Schatz gefunden; weil ich ihn aber nicht selbst von dannen tragen kann, so habe

ich auf Dich gewartet, damit Du mir helfest. Du bekommst eine ehrliche Hälfte."

Kaum hörte Benes von dem Schatze, so zitterte er schon am ganzen Leibe, und begann die armen Pferde so heftig zu peitschen, daß sie trotz ihrer Schwäche im Trabschritte dahineilten. Der Unbekannte schritt lange auf der Straße fort, dann wandte er sich zur Seite in einen Hohlweg, und blieb endlich vor einem hohen Felsen stehen; der Kaufmann folgte ihm mit den Pferden über alle Hemmniße nach.

„Wo ist also der Schatz?" fragte er neugierig.

„Hier in dem Felsen," gab der Unbekannte zur Antwort, wälzte einen großen Stein zur Seite und stieg hinab. Der Kaufmann folgte ihm auf den Fersen nach, und schritt in der dichten Finsterniß so sicher einher, wie im hellsten Tageslichte, bis sie endlich eine hohe Halle erreichten, wo der ungeheuere Reichthum an Gold, Silber und Edelgestein eine förmliche Mittagshelle ausstrahlte. Benes fiel darüber her, wie die Katze über die Maus, und wußte nicht, was anzufangen, bis ihm schließlich der Unbekannte zurief: „So trage denn und lade auf!"

Nun erst kam er wieder zur Besinnung, riß das Oberkleid von sich, scharrte einen Haufen von Edelsteinen hinein, und eilte damit, obzwar die Schwere eine sehr bedeutende war, so leicht wie mit einer Feder zu den Wägen, wo er ihn hurtig ausschüttete, und noch hurtiger zurückkehrte. So that er es rastlos, bis er alle zehn Wägen gefüllt hatte.

Der Unbekannte stand inzwischen schweigend in der

Felsenhalle, und als ihm der Kaufmann ankündete, er könne nichts mehr aufladen, nahm er ein einfaches, aus Ebenholz gefertigtes Kästchen zu sich und schritt hinaus. Der Kaufmann fuhr durch den Hohlweg zurück, bis er wieder die Heerstraße erreichte.

„Jetzt wollen wir also theilen," sagte der Unbekannte, „Du fährst zur Rechten und ich zur Linken." Hiebei eignete er sich fünf Wägen zu und fuhr seines Weges, und der Kaufmann that mit den fünf andern das Gleiche. Allein kaum war er eine sehr kleine Strecke gefahren, machte er halt und lief zu dem Unbekannten zurück.

„Höre," sagte er zu ihm, „wir haben schlecht getheilt."

„Du fünf, ich fünf," antwortete der Fremde kalt und schritt weiter.

„Wem gehören aber Wagen und Pferde?" rief der Kaufmann furchtsam aus; „gib mir wenigstens einen Wagen als Ersatz für sie."

Der Fremde überlegte eine Weile und sagte hernach: „Wohlan, so nimm Dir ihn."

Hastig faßte der Kaufmann die Pferde beim Leitseile an, und in wenigen Augenblicken stand er schon wieder bei seinen Wägen. Aber er fuhr nicht lange, als er gleich wieder inne hielt und abermals zu dem Fremden zurücklief.

„Höre," sagte er zu ihm, „wir haben schlecht getheilt, ich habe alles selbst fortgetragen und aufgeladen, und Du bist schön dabei gestanden."

„Was folgt daraus?" äußerte finster der Unbekannte.

„Daß Du mir noch einen Wagen geben kannst," entgegnete der Kaufmann.

„Es sei," stimmte nach kurzem Ueberlegen der Fremde bei, und schon trieb der Kaufmann die Pferde mit dem zweiten Wagen zu seinen übrigen. Allein er erreichte sie gar nicht, sondern wendete sich schleunig um und lief zurück.

„Wir haben noch immer nicht gut getheilt," redete er den Unbekannten an, „auf Deinen Wägen hast Du lauter Edelsteine, und ich habe auf den meinigen blos Silber."

„Wie sollen wir uns also begleichen?" sprach der Unbekannte.

„Wenn Du mir noch einen Wagen als Ersatz bietest," antwortete der Kaufmann mit fast bittender Stimme.

„Es sei!" nickte der Fremde mit dem Kopfe, und der Kaufmann begab sich schon mit dem Wagen zurück. Plötzlich aber blieb er stehen und rief: „Du hast aber noch das Kästchen, und darin steckt gewiß mehr Reichthum, als auf sämmtlichen zehn Wägen; gib mir noch einen Wagen und ich werde zufrieden sein."

Mit einem Kopfnicken erklärte sich der Fremde einverstanden, und der Fremde wendete bereits die Pferde. Kaum that er dies jedoch so faltete er die Hände und bat den Fremden: „Ei gib mir noch den letzten Wagen, damit ich alle zehn habe."

„Meinetwegen!" äußerte der Fremde.

„Und noch das Kästchen, daß ich Alles habe," fügte

r Kaufmann ganz selig in der Hoffnung bei, er werde
kommen, um was er bitte.

„Weißt Du aber, was in diesem Kästchen enthalten
?“ fuhr ihn der Fremde sehr zornig an.

„Wie sollte ich's wissen!“ sagte der Kaufmann
pfelzuckend.

„So wisse, es befinde sich darin eine Salbe; be-
eicht sich ein Mensch damit sein linkes Auge, so er-
ckt er die Schätze der ganzen Welt,“ sprach der Fremde
feierlichem Tone.

„O gib mir nur ein ganz kleines Stückchen dieser
albe!“ rief der Kaufmann beinahe weinend aus, „Dir
eibt ja noch genug davon übrig!“

Schweigend öffnete der Unbekannte das Kästchen
d reichte es dem Kaufmann. Dieser griff mit der
nzen Hand hinein und im Nu hatte er sich beide
ugen mit der Salbe bestrichen, indem er der irrigen
Meinung war, er würde weit mehr Schätze sehen, wenn
sowohl das linke als auch das rechte Auge mit der
albe bestrichen habe. Aber er täuschte sich gewaltig,
nn plötzlich ward es vor seinen Augen finster — er
ar blind. Und der Fremde? Ehe sich der Kaufmann
ch von seinem ersten Schrecken erholte, fuhr er mit
len zehn Wägen und mit der Wundersalbe davon.

Nach einer Weile begann der Kaufmann den Frem-
n zu rufen, doch nur das Echo wiederholte spottend
ine Worte. Nun begann er zu bitten, zu beten, ja
lbst zu fluchen, aber alles umsonst. Als er schon kei-
n andern Rath wußte, setzte er sich auf die Erde und
artete, bis irgend Jemand vorübergehen werde, um ihn

nach Hause zu führen. Allein er saß dort bis zum Abend, er saß dort bis zum Morgen, und es kam Niemand. Da er vor Hunger umzukommen fürchtete, schritt er auf der Straße heimwärts, was ihm ziemlich wohl glückte, da sich zu beiden Seiten dichtes Gebüsch befand. Da plötzlich vernahm er die Tritte eines Menschen. Freudig schrie er auf und bat, man möge mit einem Blinden Erbarmen haben. Jemand antwortete ihm mit tiefer Stimme, ihn nach Hause leiten zu wollen, führte ihn eine Zeit lang an der Hand, aber auf einmal hieß er ihn, sich ausziehen, weil sie einen tiefen Bach durchzuwaten hätten. Der Kaufmann that willfährig, was Jener verlangte; nachdem er jedoch das letzte Kleidungsstück abgelegt hatte, hörte er rasche Schritte, griff um sich, aber die Kleider waren fort. Ein gefühlloser Dieb hatte seinen Spott mit ihm getrieben! Nun ward die Noth erst recht groß, Hunger und Durst peinigten ihn, aus dem Walde wehte ein kalter Wind und nirgends leuchtete ihm eine Hoffnung. Schon wollte er sich der Verzweiflung überliefern, als endlich ein Bauer vorüber fuhr, ihn mit seinen Kleidern bedeckte, mit Brod sättigte und auf den Wagen setzte. Der Kaufmann versprach ihm eine gehörige Belohnung, wenn er ihn bis in die Königsstadt fahren wollte, und der Bauer willigte gern ein.

Als jener aber nach Hause kam, da traf er nur eine Brandstätte an, denn sein Haus war während seiner Abwesenheit abgebrannt, und seine Schätze schleppten die Leute hinweg. Nun war Beneš ein fertiger Bettler, und wußte keinen andern Rath, als vor dem Stadt-

thore zu sitzen und um Almosen zu betteln. Weil er aber gut wußte, er sei selbst der Urheber seines traurigen Zustandes, so bat er einen Jeden, der ihm irgend eine Gabe reichte, um einen Backenstreich. Viele thaten nach seinem Willen, der größte Theil der Vorübergehenden hielt ihn aber für geistesverwirrt. Einmal ging auch der König an ihm vorüber. Als er ihn eine so sonderbare Bitte sprechen hörte, fragte er ihn nach der Ursache. Beneš erzählte getreu alle Vorfälle seines Lebens und fügte am Schluße hinzu: „Und da ich weiß, daß ich nicht würdig bin, von Jemanden eine Gabe in Anspruch zu nehmen, so bitte ich Jedermann um einen Backenstreich, daß ich auch einen Schmerz fühle, da ich doch schon einzig von Gnadengeschenken leben kann."

„Du hast schon genug erduldet," sagte der König, winkte seinen Dienern, und diese führten den armen Alten in das königliche Schloß, woselbst er bis zu seinem Tode liebreich gepflegt wurde.

Der weiße Bär.

Nach M. Mikšíček.

Es war einmal ein König und eine Königin, und sie hatten keine Kinder. Der König war darüber sehr betrübt. Die Königin flehte zum Herrn Gotte, daß er sie erhöre, und ihnen wenigstens einen Nachkommen schenke, damit nach ihrem Tode das Königreich nicht in fremde Hände gerathe. Nach vielen Bitten wurde sie erhört, und fühlte sich Mutter. Und sie gebar; allein die Frauen, die um sie waren, schafften das Neugeborne zur Seite, damit sie nicht erschrecke, denn es war ein Söhnchen mit weißer Bärenhaut. Die Königin war begierig ihr Kind zu sehen; doch die Frauen hatten allerhand Ausreden und wichen ihren Wünschen nach Möglichkeit aus. Endlich verlangte die Königin, man soll ihr bringen und zeigen, was sie zur Welt gebracht, und wäre es selbst einem Menschen gänzlich unähnlich. So brachte und zeigte man ihr das zottige Bärenjunge, und die Königin sah darin eine Strafe Gottes, weil sie, obzwar unfruchtbar,

dennoch von Gott verlangt habe, mit Fruchtbarkeit gesegnet zu werden. Und sie küßte das junge Bärlein und vergoß zwei große Thränen.

Der Sohn wuchs heran, und ward endlich groß. Als er seine Mannbarkeit erreicht hatte, wünschte seine königliche Mutter, daß er sich vermähle. Deßhalb wurden Gastmäler und Bälle gegeben, und zahlreiche Fürstentochter kamen mit ihren Eltern in die Königsburg gefahren, ungeduldig harrend, welche von ihnen sich der Prinz zur Gemalin erwählen werde. Und der Prinz wählte ein sehr schönes Fräulein. Die Vermälung wurde mit vielen Feierlichkeiten und Unterhaltungen begangen. Als aber am Abend der Prinz mit seiner Auserwählten in die Brautkammer eingeführt wurde, da geschah es, daß er sich zum Tische setzte, ein Buch nahm und schrieb. Er schrieb bis Mitternacht, und als es zwölf Uhr schlug, erhob er sich vom Tische, trat an das Bett seiner Gattin, ergriff sie und riß sie mitten entzwei; dann legte er beide Hälften zur Thür, setzte sich zum Tische und schrieb weiter.

Die Königin Mutter kam in der Früh, um der Braut einen guten Morgen zu wünschen. Doch wie erschrack sie, als sie dieselbe mitten entzweigerissen im Blute bei der Thür liegen sah! Gleich wurden die Gäste entlassen, und es ward öffentlich verkündet, die königliche Braut sei eines jähen Todes gestorben. Sie wurde begraben.

Nach einiger Zeit drängte wieder die Königin Mutter, daß der Sohn heirathe, damit das Königreich nicht verwaise. Die Bräute kamen zahlreich herbeigefahren,

der Prinz wählte sich die schönste, die Tochter eines Königs, und ward mit ihr getraut. Am Abend wurden sie in das Brautgemach geleitet. Der Prinz setzte sich zum Tische und schrieb; um die zwölfte Stunde erhob er sich, ergriff seine Gemalin und riß sie mitten entzwei, legte beide Hälften zur Thür und schrieb weiter.

Früh kam die Königin, sah, daß auch diese junge Frau zerrissen sei, und befürchtete, es könnte verrathen werden; sie gab also an, die junge Königin wäre eines plötzlichen Todes gestorben, und man bestattete dieselbe.

Einmal lud der König alle Höflinge und viele Herrschaften zu einer Jagd ein, denn ihn beschlich die bange Ahnung, daß nach seinem Sohne das Königreich verwaisen würde. Und er kam mit seinem Sohne zu einer Hütte im Walde, wo ein Hirt wohnte. Die Tochter des Hirten saß vor dem Häuschen und hütete die Heerde. Wie sie der Prinz erblickte, blieb er stehen und betrachtete sie mit Wohlgefallen; dann lächelte er freudig. Wie das der Vater bemerkte, fragte er nach der Ursache dieses heitern Sinnes; denn der Prinz lächelte niemals. Da sagte der Sohn, daß ihm das Hirtenmädchen sehr gefalle und er wolle es zur Frau nehmen. Der Vater antwortete nichts darauf; wie er aber nach Hause kam, pflog er mit der Königin Rath, und gleich ward in die einsame Hütte nach dem Hirtenmädchen geschickt, daß es im königlichen Palaste erscheine. Die Tochter kam ängstlich, fiel vor dem Könige auf die Kniee und bat um Gnade, falls sie in Etwas gefehlt haben sollte. Die Königin hob sie auf, eröffnete ihr, der Prinz habe Liebe zu ihr gefaßt, ob sie also seine Gattin wer-

den wolle? Mit Freuden willigte die überraschte Hirtin ein, und auf der Stelle war Hochzeit. Abends wurden sie in das Brautgemach geführt; der Königssohn setzte sich zum Tische und schrieb. In der Nähe hing an der Wand das Bild des Gekreuzigten, und die junge Königin schlug ihr Gebetbuch auf, kniete nieder und betete vor dem Bilde. Er schrieb, sie betete bis Mitternacht. Als es zwölf Uhr schlug, erhob sich der Prinz, und fragte sie, warum sie nicht schlafen gehe? Sie antwortete, daß sie ihr Abendgebet noch nicht zu Ende gesprochen habe. Er sagte nichts, setzte sich wieder hin und schrieb weiter, schrieb bis zur dritten Stunde nach Mitternacht, und die Gemalin betete eben so lange. Um drei Uhr stand er auf und begann sich auszuziehen. Da fiel beim Bette die Bärenhaut von ihm herab, und ein reizender Jüngling stand bei seiner Braut.

Die junge Königin stand zeitlich früh auf, und als die Königin Mutter ungeduldig in das Schlafgemach trat, traf sie jene vollständig angekleidet, und Alles aufgeräumt. Und sie stellte ihr vor, es gezieme sich nicht, daß sich eine Königin selbst ankleide und das Gemach aufräume. Eine viel größere Freude hatte sie aber, daß sie die junge Frau nicht zerrissen antraf; deßwegen wurden erst jetzt Freudenfeste gefeiert, und dauerten volle acht Tage. Die junge Königin betete jeden Abend, so lange der Prinz schrieb, und als er zur Ruhe sich begab, schüttelte er die Glieder, die Bärenhaut sank von ihm herab, und ein schöner Mann stand jedesmal bei dem Bette. In der Früh zog er die Bärenhaut wieder an.

Einstmal sprach er zu seiner Gemalin also: „Schwöre,

Du wollest zeitlebens Niemanden verrathen, was ich Dir jetzt sage." Nachdem sie einen Eid geleistet, sagte er ihr, er habe schon zwei Gattinnen ermordet; er sei mit dem Fluche geboren, in einer Bärenhaut umherwandeln zu müssen, gegen sie aber habe er keine Macht, weil sie mit ihm gewacht und gebetet habe. Zugleich stellte er die Bitte, sie möge nie, so lange er schreibe, sich zu Bette begeben. „Falls Du jedoch," fügte er hinzu, „den Schwur des Schweigens brechen solltest, dann siehst Du mich zum letzten Male, wenn Du durch das Fenster in den Garten hinabblickst, denn ich ginge gar weit weg, ginge bis auf den gläsernen Berg." Seine Gemalin versprach, kein Wort sagen zu wollen. Jede Nacht stand er zeitiger vom Schreibtische auf, und sie lebten in Eintracht und Zufriedenheit.

Der Königin Mutter gab es aber keine Ruhe, warum ihr Sohn mit diesem armen Mädchen so glückselig lebe, da er doch früher zwei Gattinnen umgebracht hatte. Sie begann die Braut auszuforschen, diese aber weigerte sich, etwas zu verrathen. Doch einst geschah es, daß der König wieder eine große Jagd veranstaltete, wozu die Hofleute und viele Gäste geladen waren. Der König fuhr mit dem Prinzen hinaus. Zu Hause blieben nur die beiden Königinnen. Da ersah die Königin Mutter den rechten Augenblick, und begann die Schwiegertochter auszufragen, wie es denn komme, daß ihr Sohn sie so innig liebe? Allein die Schwiegertochter wollte nicht mit der Sprache heraus. Die Königin suchte sie dazu doch zu überreden, sie wolle Niemanden etwas davon sagen; und sie redete ihr so lange zu, bis die junge Königin

ihren Eidschwur brach, und der Mutter von dem Fluche des Sohnes, von seinem nächtlichen Schreiben und von der Bärenhaut erzählte. Beide Königinnen standen eben beim Fenster und schauten in den Garten hinab; urplötzlich sahen sie den Prinzen durch den Garten eilen und hörten ihn heftig wehklagen. Sogleich erinnerte sich die junge Königin des Schwures, erinnerte sich, daß sie ihn gebrochen habe, daß sie ihren Gatten nicht mehr sehen werde, und deßhalb weinte und klagte sie bitterlich. Der König kehrte von der Jagd heim, es kehrten auch die Höflinge und alle andern Gäste zurück, nur der Prinz blieb aus. Da ließ man alle Waldungen durchsuchen, jedes Versteck und jede Höhle durchforschen, aber der Prinz war nicht zu sehen und nicht zu finden. Und so machte sich die verlassene Königin auf, um ihn zu suchen.

Lange ging sie dahin; die Füße thaten ihr schon weh, aber noch immer erreichte sie nicht eine menschliche Behausung, die Nacht war schon nahe, sie aber kam noch immer nicht aus dem großen Walde heraus. Endlich erblickte sie eine kleine Hütte, trat hinein und sah dort ein uraltes Mütterchen. „Ach, ich bitte Euch, Mütterlein," sprach sie es an, „laßt mich Arme über die Nacht bei Euch bleiben." Allein die Alte wollte nichts davon hören. „Das kann nicht sein," antwortete sie, „mein Mann ist nicht daheim und möchte Dich hier nicht dulden." Sie aber bat noch inständiger, wenigstens in einem Winkelchen ausrasten zu dürfen. Die Alte ließ es einstweilen zu, bis der Alte käme, was dieser dazu

sagen werde; jene aber kauerte ermattet in einem Winkel nieder und ruhte aus.

Als sie so eine Weile saß, erhob sich ein Lärm, die Thür ging auf, und in's Innere trat ein schlanker Mann, der glänzte wie Silber. Das war der Mondschein. „Wen beherbergst Du hier über die Nacht?" fragte er die Alte. Diese antwortet, eine müde Pilgerin sei da. Die junge Frau tritt aus dem Winkel hervor und beginnt zu bitten: „Du schöner, lieblicher Mondschein, der Du alle Berge, Wälder und Thäler so mild bestrahlst, sage mir, wo finde ich meinen Liebling, sage mir, hast Du nirgends den weißen Bären gesehen?" Der Mondschein antwortet: „Ich habe ihn nirgends gesehen: geh' aber und frage meinen Bruder, dieser wird wohl von ihm wissen." Hernach trug er der Alten auf, ein Nachtmal zu bringen. Die Alte brachte eine Henne, und der Mondschein lud die junge Frau zum Mitessen ein. Sie aß; nachdem sich Alle gesättigt hatten, sammelte der Mondschein alle Beinchen, legte sie in eine Schachtel, und gab sie der jungen Frau, indem er sagte: „Dieses nimm zum Andenken; wenn Du in der größten Bedrängniß bist, wird es Dir trefflich helfen." Als sie früh aufstanden, nahm sie der Mondschein und trug sie durch die Luft gar weit bis an den Rand eines andern großen Waldes.

Nun ging sie wieder durch das Waldesdickicht, ging den ganzen Tag, und erreichte keine menschliche Behausung. Am Abend erblickte sie wieder ein kleines Häuschen. Sie trat ein und bat eine Alte daselbst um ein Nachtlager. „Das kann nicht sein," erwiederte die Alte,

„mein Mann ist nicht zu Hause und möchte Dich hier nicht dulden.“ Sie aber bat, wenigstens in der Küche ausrasten zu dürfen. Die Alte ließ es einstweilen zu, bis der Alte komme, was dieser dazu sagen werde, und die ermüdete Pilgerin ließ sich in einen Winkel der Küche nieder und ruhte aus.

Nach einer Weile entstand ein großer Lichtglanz, und der Sonnenschein kam nach Hause. „Wen beherbergst Du hier über die Nacht?“ fragte er die Alte. Die Alte antwortet, eine müde junge Frau warte hier, und die junge Frau tritt heran und bittet: „Du schöner, lieblicher Sonnenschein, der Du deine Strahlen über Berge und Wälder und Thäler aussendest, sage mir, wo finde ich meinen Liebling, sage mir, hast Du nirgends den weißen Bären gesehen?“ Der Sonnenschein antwortete: „Nirgends haben ihn meine Strahlen gesehen; gehe aber zu meinem Bruder, dieser wird wohl Kunde von ihm haben.“ Hernach befahl er der Alten, schnell ein Nachtmal herzurichten. Wieder ward eine Henne aufgetragen. Als das Essen vorbei war, sammelte der Sonnenschein alle Beinchen, legte sie in eine Schachtel und gab sie der jungen Frau mit den Worten: „Dieses nimm zum Andenken; wenn Du in der größten Bedrängniß bist, wird es Dir gut zu Statten kommen.“ Früh nahm sie der Sonnenschein, flog mit ihr eine lange Strecke, stellte sie dann an den Rand des Waldes und sprach: „Geh' den Pfad, wo lauter Disteln wachsen.“

Und sie ging und schritt über lauter Disteln; den ganzen Tag ging sie, und kam Abends in eine Hütte,

wo ihr nach langen Bitten eine Alte erlaubte, den Herrn zu erwarten. Auf einmal erhob sich ein großer Lärm, und in die Hütte trat der Wind. „Wen beherbergst Du hier über die Nacht?“ fragte er die Alte, und die junge Frau trat hervor und bat: „Du lieber Wind, der Du alle Berge und Wälder, alle Thäler und Felsen durchwehst, sage mir, wo finde ich meinen Liebling, sage mir, hast Du nirgends den weißen Bären gesehen?“ Und der Wind antwortete: „Ich habe ihn nirgends gesehen, warte aber, bis Melusine kommt, die wird vielleicht von ihm wissen.“

Nach einer Weile erhob sich ein Lärm, ein Brausen und Pfeifen, und die Melusine trat in die Stube. Da sprach die junge Frau mit Bangen zu ihr: „Schreckliche Melusine, die Du mit schrillenden Tönen jedes Dickicht durchbrausest, jede Burgruine, jede Mauer und jeden Felsen, sage mir, wo finde ich meinen Liebling? Weder der Mondschein, noch der Sonnenschein, noch auch der Wind wissen von ihm; sage an, hast Du nirgends den weißen Bären gesehen?“ — „Ich habe ihn gesehen,“ antwortete Melusine, „er befindet sich weit von hier, am gläsernen Berge.“ — „Ach, gute Melusine,“ bat die junge Frau, „führe mich zu ihm, daß ich ihn wiedersehe und in seinen Armen mich erfreue!“ Die Melusine entgegnete: „Mit ihm wirst Du nicht mehr sprechen; aber sehen kannst Du ihn, morgen früh werde ich Dich hintragen.“

Sie nachtmalten; nach dem Nachtmal legte der Wind alle Beinchen, die nach der Henne übrig blieben, in ein Kästchen, und gab sie der jungen Frau zum An-

denken, wobei er äußerte, sie würden ihr vortheilhaft sein, wenn sie sich einmal in der größten Bedrängniß befände. Dann gingen sie schlafen.

Früh nahm Melusine die junge Frau, und flog mit ihr bis zum gläsernen Berge. Dort stand ein großes Schloß, das wie der Berg selbst, ganz von Glas erbaut war. Die Melusine stellte sie dort vor ein Fenster, und sie schaute hinein und sah dort ihren Gatten bei einem Tische sitzen und mit einem Drachen Karten spielen. Freudig rief sie ihn an: wie er sich aber umsah und sie wahrnahm, fuhr er zusammen. Die Bärenhaut glitt von ihm herab, er ließ sie dem Drachen zurück und verschwand selbst. „Habe ich Dir nicht gesagt," sprach die Melusine, „daß Du nicht mehr mit ihm sprechen wirst? Gesehen hast Du ihn jedoch; und nun komm', ich will Dich eine Strecke zurücktragen, denn Du hast nach Hause weit, sehr weit: volle drei Jahre müßtest Du gehen, ehe Du nach Hause kämest." Und die Melusine nahm sie und flog mit ihr in die Weite, und nachdem sie dieselbe eine lange Strecke getragen hatte, schied sie von ihr und ließ sie allein gehen. Lassen wir sie inzwischen auf der Reise, und schauen wir nach, was ihr Gemal mache?

Im gläsernen Schloße am gläsernen Berge war der Prinz, ihr Gemal verwunschen, bis ihn seine treue Gemalin dort aufsuchte. Durch ihre Ankunft war er erlöst. In demselben Augenblicke, wo er sie beim Fenster erblickte, verschwand er, und war gleich zu Hause auf dem Schloße seiner Eltern, welche während der ganzen drei Jahre seiner Abwesenheit in Trauer lebten. Allein

mit seiner Ankunft verwandelte sich die Trauer in Freude und Jubel, und dies um so mehr, da die Königin Mutter wahrnahm, daß er der Bärenhaut entledigt sei. Man erzählte ihm, seine Gemalin sei ausgegangen, um ihn zu suchen. Als sie aber nicht zurückkehrte, als sie nach Jahr und Tag noch fern blieb, da bestand die Königin Mutter darauf, der Prinz solle heirathen, denn, sagte sie, jene sei gewiß irgendwo umgekommen. Und der Prinz that nach ihrem Willen, und nahm ein schönes Fräulein, eine Königstochter, zur Gemalin.

Jahre verstrichen, und die junge Königin kehrte von ihrer weiten Reise zurück, und kam in die Hirtenhütte ihrer Eltern. Doch die Eltern waren nicht mehr dort: sie waren todt! Die neuen Inwohner kannten sie nicht und waren auch ihr fremd. Eine einzige Bekannte, ihre ehemalige Freundin erkannte sie wieder; doch auch diese meldete sich nicht zu ihr, und so ging die arme Unerkannte fort und kam in die Stadt. Sie hatte bereits vernommen, daß der Prinz wieder vermählt sei, doch meldete sie sich nicht, um nicht seinen häuslichen Frieden zu stören. Arm und verlassen nahm sie ihre Zuflucht zu einer Zubringerin, und bat, diese möge ihr zu einem Dienste verhelfen. Gerade um diese Zeit brauchte man eine Küchenmagd im königlichen Schloße, und deßhalb brachte die Zubringerin sie dort unter. Nunmehr mußte sie Holz in die Küche tragen, Töpfe waschen und ähnliche Arbeiten verrichten. Sie war aber gewandt, flink und gescheidt, und deßhalb machte sie der Koch zum ersten Küchenmädchen.

Der Sonntag kam heran. Sie sollte in die Kirche

gehen, besaß aber kein Festkleid; während der Reise hatte sie alle Kleider zerrissen, und jene Kleider, die sie trug, waren erbettelt und auch nicht mehr im guten Zustande: wie sollte sie also in den Tempel des Herrn gehen? Deßhalb weinte sie bitterlich. Da fiel ihr ein, sie habe ja noch die Kästchen vom Mondschein, vom Sonnenschein und vom Winde, und zugleich erinnerte sie sich, der Mondschein, der Sonnenschein und der Wind hätten ihr gesagt, jene Kästchen könnten in der Zeit der Noth ihr sehr dienlich sein. Daher nahm sie das erste Kästchen und machte es auf. Und siehe da! In dem Kästchen quillt und schwillt es und drängt sich's hervor und ei, es ist ein wunderschönes Kleid, reich mit Silber gestickt! Und sie freute sich, daß sie in die Kirche gehen könne. Doch nachdem sie sich angekleidet hatte, erröthete sie und fürchtete sich vor einer solchen Pracht. Deßhalb sah sie zum Fenster hinaus, und als eben draußen Niemand einherging, schlüpfte sie eilig in die Kirche hinüber.

Der König befand sich nicht in der Kirche, aber die junge Königin erblickte sie und fand ein großes Wohlgefallen an jenen Kleidern. Und sie ließ nachforschen, was für eine Person es sei und wohin sie aus der Kirche sich begebe. Da hörte sie, daß es eine Dienstmagd aus der Hofküche sei. Alsbald ließ sie dieselbe vorrufen und forderte sie auf, sie möge ihr jene Kleider überlassen, und dafür verlangen, was ihr nur beliebe. „Eure königliche Majestät," antwortete diese, „wenn Ihr mir gestattet, eine Nacht bei Eurem königlichen Gemale zu ruhen, will ich Euch das Kleid geben." Und die

Königin versprach ihr, dies zu erlauben, und sagte, sie solle nur Abends, wenn die Schlafenszeit da wäre, zu ihr kommen. Das Küchenmädchen gab ihr das Kleid. Die Königin bereitete aber für ihren Gemal einen Schlaftrunk und kredenzte ihm denselben nach dem Nachtessen, worauf er sich in's Bett legte und fest einschlief. Hierauf führte die Königin die Küchenmagd in das Schlafgemach. Als diese mit ihrem Gatten allein war, begann sie ihn zu wecken, daß er nur ein einzig Mal sie anrede. Allein der Prinz schlief fest. „Ach Du mein Allerliebster!" wehklagte sie, „hast Du mich denn schon gänzlich verlassen und willst mit mir nicht sprechen, mit Deiner theuersten Gattin? Bedenke, welche Drangsale ich Deinetwegen erdulden mußte, und nun muß ich Dienste der niedrigsten Magd verrichten, ich treue, und ehemals auch geliebte Ehefrau. O sprich nur ein einziges Wörtlein zu mir; sag', daß Du glücklich mit Deiner jetzigen Gemalin lebst, und ich will herzlich gern die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, nur um Euer Glück und Eure Zufriedenheit nicht zu stören." Also rief und wehklagte die arme Verlassene; allein der Prinz antwortete nicht. Das Morgenzwielicht begann zu nahen, die Küchenmagd mußte an ihre Arbeit gehen; er aber schlief fest, und sie hörte kein einziges Wörtchen von ihm.

Es kam der zweite Sonntag heran, die Küchenmagd öffnete das zweite Kästchen, und siehe, d'rin war ein goldgesticktes Kleid, noch viel kostbarer als das erste. Die Gemalin des Königssohnes sah sie wieder in der Kirche, ließ sie holen und fragte, was sie für jenes

Kleid verlange; sie möge nur sagen und es werde erfüllt werden. Sie bat, die Königin möge sie noch eine Nacht bei dem königlichen Gemale ruhen lassen. Die junge Königin willigte ein und sagte, sie möge am Abend kommen. Dann aber gab sie dem Prinzen ein einschläferndes Getränk, und als er einschlummerte, führte sie die Küchenmagd zu ihm in das Schlafgemach; allein der Königssohn schlief, schlief fest, und weder thränen noch Weherufe erweckten ihn.

Es geschah jedoch, daß der königliche Kammerdiener, der gleich im Nebenzimmer schlief, das nächtliche Schluchzen und Wehklagen vernahm. Er hatte sie schon gehört, als sie das erste Mal daselbst war, und als er auf die Reden, die sie zum Prinzen sprach, lauschte, wunderte er sich, warum dieser mit ihr nicht sprechen wolle. Ihm that die Küchenmaid sehr leid, als sie bei dem zweiten Besuche zu dem jungen Könige sprach, sie habe noch ein, und zwar schon das letzte Kleid, auch dieses wolle sie der Königin geben, noch einmal zu ihm kommen, und wenn er sie auch zum dritten Male nicht erhöre, wenn auch ihr dritter Gang vergeblich wäre, dann möge man sie nur am andern Tage begraben, sie halte es vor Gram und Leid nicht länger aus. „Was soll das bedeuten?“ dachte der Kammerdiener, „vielleicht trägt die Königin die Schuld, daß diese jedesmal betrogen ist?“ Und er bemühte sich auf jede mögliche Art, die Aufmerksamkeit des Königs nach der Küchenmagd zu lenken, allein der Prinz ahnte und begriff nichts, weßhalb der Kammerdiener keinen andern Ausweg wußte, als nur, ihm Alles zu offenbaren. Der Prinz erschrack

über den Betrug, den seine königliche Gemalin an ihm ausführe, und beschloß, den Trank, den ihm diese wieder reichen würde, nicht einmal zu verkosten.

Der Sonntag kam, die Küchenmagd öffnete das dritte Kästchen und zog daraus das kostbarste Kleid, mit lauter Diamanten besetzt, hervor. Dann zog sie sich an und ging in die Kirche. Die Königin ließ sie abermal vorrufen und fragte sie, was sie für das Kleid verlange. „Eure königliche Majestät, lasset mich noch einmal bei Eurem königlichen Gemal ruhen, und das Kleid ist Euer." — „Ich lasse Dich mit ihm ruhen," sagte die Königin, „komm' nur Abends." Das Kleid behielt sie sich.

Nach dem Nachtmal kredenzte die Königin ihrem Gemal einen Pokal mit Wein, daß er ihn leere; er aber sagte, ihm thue der Kopf weh, und legte sich zu Bette. Sie drang aber in ihn, er möge dennoch trinken und er nahm den Becher und gab sich den Anschein, als tränke er daraus; die Königin aber ermahnte ihn, er möge den Pokal ganz leeren, weßhalb er sich anstellte, als möchte er Alles bis auf den letzten Tropfen austrinken, während er den Wein heimlich in's Bett goß. Dann gab er sich den Schein, als wäre er bereits eingeschlafen. Da führte die Königin aus ihrer Kammer die Küchenmagd herbei und schloß die Thür nach ihr zu. Und die Küchenmagd setzte sich neben das Ruhebett auf einen Sessel, und sprach weinend zu dem jungen Könige: „Mein allerliebster Gatte, heute komme ich zum dritten und letzten Male zu Dir! Drei kostbare Kleider habe ich bereits geopfert, um mit Dir reden zu können.

Du aber — ach, hast Du schon in Deinem Herzchen kein Plätzchen mehr übrig für Deine treueste Gemalin, welche Deinetwegen so viel unternommen hatte, bis auf den gläsernen Berg Dir nachgewandert war, und so viel, so viel Ungemach aus purer Liebe zu Dir erdulden mußte. Bereits sehe ich, daß es für mich nichts Anderes mehr gebe, als den Tod!"

Als der König sie in solcher Weise wehklagen hörte, da konnte er sich nicht länger zurückhalten; er sprang vom Lager auf und drückte seine treue Ehefrau innig an's Herz. Gleich rief er auch den Kammerdiener herbei und befahl ihm, ein Schwert zu bringen.

Als die Königin am Morgen kam, traf sie den Prinzen schlafend, und begann die Küchenmagd zu schelten, warum diese so lange hier weile und nicht in die Küche gehe? Da sprang der König auf und durchbohrte sie mit dem Schwerte. Hierauf berief er alle Rechtsgelehrten, erklärte sich selbst vor ihnen für schuldig, indem er ihnen erzählte, was er seiner Gattin gethan, und erklärte dann: dem Urtheile, das sie fällen würden, werde er sich gern unterwerfen. Und die Doktoren suchten in den Gesetzbüchern nach und fanden, die von der Eitelkeit verblendete Königin habe die eheliche Treue gebrochen, und ihrem Gatten selbst buhlerische Fallstricke gelegt. Für eine solche Untreue sollte sie nach dem Gesetze den Tod erleiden. Der König ward für unschuldig erklärt, und lebte erst jetzt mit seiner ersten geliebten und treuen Gemalin in wahrhafter Glückseligkeit. Im vorigen Jahre habe ich sie gesehen, wie sie Hand in Hand im Garten lustwandelten.

Der Kater, der Hahn und die Sense.

Nach Božena Němcová.

Irgend ein Vater hatte drei Söhne; der älteste hieß Martin, der zweite Mathias und der jüngste Michael. Alle drei waren bereits erwachsen, als eines Tages der Vater erkrankte und sich nach einigen Tagen zum Sterben anschickte. Da berief er die Söhne vor sein Bett und sprach: „Ihr wißet, Kinder, daß ich keinen andern Reichthum besitze, als diese Hütte, dann den Kater, den Hahn und die Sense. Bewohnet die Hütte gemeinsam, und von den Sachen nehme sich jeder eine. Zankt Euch nicht, lebt in Eintracht und der Herrgott wird Euch segnen!" So sprach er und verschied.

Nachdem die Söhne den Vater begraben hatten, theilten sie sich in das Erbe. Martin nahm die Sense, weil er sie gut zu handhaben verstand, Mathias nahm sich den Hahn und Michael den Kater.

„Aber liebe Brüder," sagte Martin, „zu Hause können wir nicht alle bleiben, sonst müßten wir vor

Hunger sterben. Ihr beide bleibt hier und trachtet Euch indessen, so gut es geht, durch's Leben zu helfen, ich will mit der Sense in die Welt schauen."

Alle drei hatten einander sehr gern, und was der Eine wollte, das wollte auch der Andere. Deßwegen widerstrebten sie gar nicht dem Vorschlage des Bruders.

Martin nahm die Sense und zog in die weite Welt hinaus. Lange und lange irrte er umher, aber nirgends fand er eine Beschäftigung; endlich kam er in ein Land, wo die Leute noch sehr dumm waren. Als er schon der Stadt nahte, begegnete er einen Menschen, und dieser fragte ihn, was er da trage?

„Eine Sense trage ich," gab ihm Martin zur Antwort.

„Was ist das, und wozu gut?"

„Damit wird das Gras geschnitten."

„Damit wird das Gras geschnitten? Ei das ist ja ein vortreffliches Ding; wir müssen das Gras mit den Händen rupfen, was uns eine große Anstrengung verursacht. Wolltet Ihr zu unserem Könige gehen, er möchte Euch diesen Grasschneider sehr gut bezahlen."

„Ei, warum denn nicht, das thu' ich gern." Der Herr führte ihn gleich zum Könige, welcher sich über dieses Werkzeug sehr wunderte und gleich den Martin dingte, er möge das Gras auf der königlichen Wiese abmähen.

Martin ging, und mit ihm eine Menge von Zuschauern. Aber Martin war nicht auf den Kopf gefallen, in der Mitte der Wiese stieß er die Sense in die Erde, sagte einem Diener, er möge zu Mittag das

Essen für Zweie bringen, und jagte dann alle zusammen von der Wiese weg. Als zu Mittag die Diener das Essen für Zwei brachten, wunderten sie sich, daß bereits eine so bedeutende Grasstrecke abgemäht sei. „Wird Euer Grasschneider auch essen?" fragten sie den Martin.

„Da er arbeitet, muß er auch gefüttert werden." Aber gebet nur mit Gott weiter und laßet uns allein."

Die Diener gingen fort, und Martin aß den für zwei bestimmten Speisevorrath ganz allein auf.

„Da hatte ich einen vortrefflichen Einfall, daß ich das Essen für Zwei verlangte; hätten sie es nur für Einen gebracht, wäre ich nicht satt geworden." So machte er es Tag für Tag, bis er alle Wiesen abgemäht hatte. Nachdem er mit aller Arbeit zu Ende war, ging er, die Sense auf der Schulter, zum Könige um den Lohn.

„Dein Grasschneider mäht also das Gras selbst?" wollte der König wissen.

„Selbst, königliche Majestät!" entgegnete der pfiffige Mensch.

„Möchtest Du uns denselben nicht da lassen, für tausend Gulden?"

„Er ist freilich mehr werth, allein ich geb' ihn Euch um diesen Preis," sagte der Mäher, legte die Sense nieder, nahm das Geld in Empfang und ging nach Hause. Der König ließ die Sense in einem Gemache aufstellen, daß ihr kein Schaden zugefügt würde. Das zweite Jahr erschien, das Gras war wieder hoch, und es war Zeit, es zu mähen. Da befahl der König, den Grasschneider auf die Wiese hinauszutragen. Mit der größten Feierlichkeit kam man auf die Wiese, stieß mitten

derselben die Sense in die Erde und ging wieder davon, indem man der Meinung war, der Grasschneider habe es nicht gern, wenn ihm Jemand zuschaue. Zu Mittag kam man mit dem Essen herbei, begierig zu sehen, wie viel schon gethan sei. Aber die Sense stand dort, wohin man sie am Morgen gestellt hatte; das kam den Leuten wunderbar vor. Sie stellten das Mittagmal zu ihr hin, und gingen zum Könige, den Bericht davon abzustatten.

„Es war ja doch schon am ersten Vormittag so viel Gras geschnitten, als jener Mensch da war; weßhalb mag nur jetzt der Grasschneider nicht arbeiten wollen?" So sann der König nach und schüttelte den Kopf. Allein am Abend kam wieder ein Diener, vermeldend: der Grasschneider hätte weder die Wiese, noch das Mittagsessen angerührt.

„Da muß er ja verhert sein," sprach der König, „lasset ihm zwanzig Hiebe aufmessen, und wenn er auch dann nicht arbeiten wollte, so begraben wir ihn."

Auf feierlichen Befehl brachte man auf die Wiese eine Bank, legte die Sense darauf und der Büttel maß ihr zwanzig Stockstreiche auf. Die Sense sprang nach jedem Schlage in die Höhe, und streifte tüchtig manche vorwitzige Nase. „Er hat den Grasschneider verhert," schreien Alle, „begrabet ihn!" Und so machten sie es auch, scharrten die Sense in die Erde ein, und rupften das Gras mit den Händen, wie ehedem.

Inzwischen hatten die Brüder gute Zeiten und segneten den Vater, der ihnen ein so einträgliches Erbtheil hinterlassen hatte. Nach einiger Zeit, als das Geld zur Neige ging, sagte M a t h i a s: „Nun will ich

mit meinem Hähnchen in die weite Welt hinausziehen, vielleicht werde ich es ebenso gut absetzen, wie Du die Sense."

„Gehe nur recht weit, wo es noch dumme Leute gibt, in Böhmen möchtest Du nicht viel ausrichten," rieth ihm Martin.

Mathias nahm sein Erbtheil und ging. Und auch er kam zu einer Stadt und begegnete einen Herrn.

„Was trägst Du da, lieber Mensch?" erkundigte sich der Herr.

„Einen Hahn trage ich," gab ihm Mathias zur Antwort.

„Solche Vögel haben wir hier nicht; wozu ist er denn gut?"

„Dieser Vogel ruft den Tag herbei."

„Ei, das ist ja ein großmächtiges Wunder! Wir müssen jedesmal den Tag bis zu jenem Berge begleiten, und früh ihm wieder entgegengehen, was uns großes Ungemach bereitet. Wenn dieser Vogel eine solche Eigenschaft hätte, möchte Dir ihn der König gern mit vielen Tausend abkaufen."

„Ihr könnet Euch ja davon überzeugen," sagte Mathias und ging mit dem Herrn zum Könige.

„Gnädigster König, dieser Mensch hat einen Vogel, der den Tag herbeiruft, und wenn er schlafen geht, geht auch der Tag schlafen."

„Ei da wäre er ja nicht mit Geld zu bezahlen, wenn dem so ist, wie Du sagst."

„Gnädigster König, Ihr könnt Euch ja in kurzer Frist davon überzeugen."

Sie gaben dem Hahne einen goldenen Käfig, und der Hahn, mit seiner neuen Wohnung zufrieden, nistete sich bald ein. Es währte nicht lange, und der Tag verschwand, ohne daß ihm Jemand das Geleite gab. Der König war erfreut und konnte den Morgen gar nicht abwarten. Um Mitternacht stand Alles auf, und gab Acht, wie der Hahn den Tag herbeirufen werde. Es schlug ein Uhr — nichts, es schlug zwei, der Hahn krähte, und Alle erschracken über den sonderbaren Gesang. Es schlug drei Uhr, der Hahn krähte wieder und noch mehrmal bis zur vierten Stunde, wo schon der Frühlichtschein vollständig herangebrochen war. Als der König sah, daß der Hahn in der That den Tag herbeigerufen habe, ließ er dem Mathias fünftausend Gulden aus der Schatzkammer auszahlen und ihn mit Allem bewirthen. Mathias steckte das Geld ein, aß und trank recht gut, dann stattete er dem Könige seinen Dank ab und reiste in die Heimath.

Die Brüder hießen ihn freudig willkommen, und führten abermals eine Zeit lang ein gutes Leben. Da sie jedoch mit dem Gelde nicht wirthschafteten, kullerte sich dieses ihnen bald auseinander. Als das Vermögen zur Neige ging, sagte Michael: „Nun Brüder, gehe ich in die weite Welt hinaus und sehe mich nach meinem Glücke um. Vielleicht bekomme ich für meinen Kater ebenso viel, wie Ihr bekommen habet."

Auch ihn ermahnten die Brüder, er solle recht weit gehen, wo es dumme Leute gebe, in Böhmen möchte er nichts bekommen. Michael steckte den Kater in einen Sack und ging. Lange reiste er herum, ehe er

in ein Land kam, wo er die Sprache der Einwohner nicht verstand. Doch ehe er die Hauptstadt erreichte, hatte er so viel erlernt, um sich wenigstens mit ihnen verständigen zu können. Vor der Stadt begegnete ihn wieder ein Herr, und fragte ihn, was er in dem Sacke trage?

„Einen Kater," antwortet Michael und zeigt ihm denselben.

„Das ist ein sonderbares Thier, und wozu ist es gut?"

„Er fängt Mäuse, und mag es ihrer noch so viele in einem Hause geben, er fängt sie alle weg."

„Ei stecke doch diesen Mäusefänger schnell in den Sack und komme mit zum Könige. Wir haben im Palaste so viele Mäuse, daß sie uns beinahe schon auf den Tischen herumlaufen, und der König gäbe wer weiß was dafür, wenn es Jemandem gelänge, sie aus dem Palaste zu vertreiben."

„Da gibt es eine leichte Hilfe," antwortete Michael, steckte den Kater in den Sack und ging hurtig dem Herrn nach.

Als sie zum Könige kamen, sagte der Herr: „Gnädigster König, dieser Mensch besitzt einen Mäusefänger. Das ist ein Thier, das Mäuse fängt, und wenn Eure Majestät befehlen, würde er ihn verkaufen."

„Wenn dem in Wahrheit so ist, kaufe ich ihn recht gern."

„Gnädigster König! Saget mir nur, wo Ihr die meisten Mäuse habet, und Ihr werdet Euch gleich überzeugen, wie mein Katerchen sie würgen kann."

Da führte man den Michael in eine Kammer, wo es so viele Mause gab, daß sie zwischen den Füßen förmlich wimmelten. Michael band den Sack auf, der Kater sprang heraus, und richtete unter den Mäusen eine solche Niederlage an, daß es gar nicht möglich ist, eine Beschreibung davon zu machen.

Der König hatte eine ungeheure Freude, und befahl sogleich dem Michael zehntausend Gulden auszuzahlen. Michael machte einen Luftsprung, als er soviel Geld hatte, und heitern Sinnes kehre er nach der Heimath zurück. Zwei Tage nach seinem Abgang fiel es dem Könige ein, was wohl der Mäusefänger fressen werde, bis keine Mäuse mehr vorräthig sind. Das wußte Niemand und Michael war fort. Da befahl der König, es solle ein Reiter das schnellste Roß besteigen und den Michael einholen.

Michael zog indessen ruhig seines Weges, auf dem er früher in die Stadt gekommen war. Am vierten Tage erblickt er plötzlich einen Reiter hinter sich, der schon aus weiter Ferne ihn anruft, er bleibt also stehen. Der Reiter naht und fragt nun den Michael, was wohl der Mäusefänger fressen werde, wenn keine Mäuse vorräthig sind?

„Euch!" antwortete Michael.

Nach diesem Worte wendet sich der Reiter um, und jagt davon, als träge ihn der Wind. Michael lacht und zieht in Gottes Namen weiter.

Ganz erhitzt, staubbedeckt kehrte der Reiter zurück, und kaum war er vom Pferde gesprungen, so lief er gleich zum Könige und vermeldete: „Gnädigster König,

eine traurige Nachricht: wenn der Kater alle Mäuse eingefangen hat, dann sind wir verloren."

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte der erschrockene König.

„Der Mensch, der uns den Kater verkauft hat. Am Wege holte ich ihn ein, und fragte ihn, was das Thier fressen werde, bis es alle Mäuse eingefangen hatte, und er sagte mir darauf: „Euch!"

Der König berief auf der Stelle seinen ganzen Rath, und es handelte sich nun darum, was man mit dem Kater anfangen solle. Nach langem Berathschlagen kam man überein, ihn in der Kammer eingesperrt zu lassen, und einen doppelten Wachtposten hinzustellen, damit er ja nicht heraus könne. Augenblicklich bekam der oberste General den Befehl vier starke und unerschrockene Soldaten als Wache zu der Kammer aufzustellen. Tag und Nacht stand an jeder Ecke ein Mann und litt Todesängsten, so oft es in der Kammer rasselte. In der zweiten Nacht war es ruhig, weil der Kater alle Mäuse bereits weggefangen hatte. Als sich auch am Morgen in der Kammer nichts rührte, sann der Wachtposten, der nahe beim Fenster stand, nach, was das wohl zu bedeuten hätte? Er faßte also Muth und guckte in die Kammer. Aber wehe! Der Kater saß am Fenster, und wie er das bärtige Kinn und die zottige Mütze erblickte, schrack er auf, durchstieß das Fenster und war fort. Der zweite Mann vernahm ein Geschrei, und lief herbei, um zu sehen, was es gebe, und da sieht er den Soldaten auf dem Rücken liegen. Ueber Hals und Kopf rennt er in den Palast und ruft: „Ach,

schlimm ist's, schlimm, gnädigster König! Der furchtbare Mäusefänger ist aus der Kammer entwichen und hat meinen Kameraden, der beim Fenster stand, todtgebissen. Gott weiß, wo er herumläuft, und wie viele Leute er schon erwürgt hat. O, ist das ein Unglück!"

Sogleich wurden alle Häuser versperrt, Jedermann versteckte sich, und der König befahl, daß sich ein Regiment der tapfersten Soldaten mit schweren Rüstungen bekleiden und gegen den Kater ziehen solle. Der Befehl wurde auch augenblicklich vollzogen, allein obzwar man drei Tage jagte, von dem Kater war nicht die geringste Spur mehr aufzufinden.

Die Brüder lebten unterdessen in Eintracht und Frieden, und wirthschafteten besser als ehedem, denn sie wußten, daß sie sich nun auf nichts Anderes zu verlassen hatten. Aber oft, wenn sie beisammen saßen, lachten sie über die dummen Leute.

Der Wassermann.

Nach Jos. Kaj. Tyl.

Die Vorobrader Hirtin hatte ein einziges Söhnchen, Namens Janeček; aber dieses einzige Söhnchen Janeček verursachte ihr mehr Sorgen, als einer andern Mutter zehn Töchter. Janeček war ein ausgelassener Junge, und in Vorobrady gab es kein Mädchen, das er nicht geneckt hätte, und keine Mutter, die nicht über den Ausgelassenen bei Mutter Dorota Klage geführt hätte. „Gevatterin Dorota!" rief heranhinkend die Ausgedingerin Bětuše, „Janeček hat mir gestern Abends die Thürkammer verriegelt, daß ich heute den ganzen halben Tag die Nachbarin rufen mußte, ehe mir's möglich ward, einen Fuß aus der Stube zu setzen." — „Hirtin Dorota!" brummte am Dorfplatze der Richter, „ertappe ich einmal den Janeček, wie er mir in den Taubenschlag kriecht, dann steck' ich ihn in's Kühle." — „Liebe Dorota!" beklagte sich des Wirthes Anička, „Janeček läßt um Mitternacht Popanze gegen uns los." Und so

hieß es Tag für Tag: ‚Gevatterin Dorota‘, ‚Hirtin Dorota‘, ‚liebe Dorota‘, und Tag für Tag weinte Mutter Dorota. „Nimm auf den Buben eine Ruthe,“ rieth ihr der Bruder, der Hirt; aber Mutter Dorota fürchtete sich, ihr ausgelassenes Söhnlein zu schlagen, damit der Arme ja nur nicht weine, und das ausgelassene Söhnlein kannte die Furcht der Mutter und führte seine Stücklein furchtlos aus. Nicht einmal die Mutter verschonte er mit seinen Neckereien. Er jagte den Ziegen auf die höchsten Felsen nach und Mutter Dorota stand unter den Felsen und rief aus voller Kehle: „Kehre um, Janeček!“ und das Herz wollte ihr schier vor Angst brechen. Janeček aber kletterte bis auf den Gipfel, am Gipfel erfaßte er mit der Rechten ein dünnes Gesträuch, und beugte sich mit ganzem Körper über den Felsen vor, daß es schien, als hänge er in der Luft, als falle er, als schlage er sich wund am scharfkantigen Gesteine. Und die Mutter Dorota ward vom Schwindel ergriffen, und ihre Lippen riefen: „Christi Wunden!“ und ihre Glieder stürzten zur Erde in Ohnmacht. Und als sich die arme Hirtin von ihrer Ohnmacht erholte, hielt sie der ausgelassene Janeček in seinen Armen, und rief: „Schlag die Augen auf, Mütterchen, schlag' die Augen auf!“ Und als das Mütterchen die Augen aufgeschlagen hatte, sprang das Söhnchen auf, drehte sich auf der Ferse um, klatschte in die Hände und jubelte: „Das Mütterlein lebt! das Mütterlein lebt!“ Und die Mutter Hirtin griff nicht zur Ruthe und jagte dem ausgelassenen Janeček seine losen Streiche nicht aus. „Wie hast Du mich erschreckt, un-

glückseliger Knabe!" Das schien ihr die hinlängliche Ruthe auf das geliebte Söhnlein zu sein.

Die größten Aengsten bereitete der leichtsinnige Knabe der Mutter Dorota am großen Weiher. Innerhalb der Dämme war kein Plätzchen, wo er nicht bis auf den Grund geschaut hätte. In der glatten Fluth plätscherte er, drehte sich herum und sprang, wie spielende Karpfen an warmen Tagen, uferan kletterte er auf stämmige Weiden, und von den dünnsten und höchsten Aesten ließ er sich kopfüber in die kalte Tiefe herab. „Janeček, Janeček!" sagte die Mutter oft. „Geh' nicht in den Teich; Du fielest einmal dem Wassermanne in's Netz." — „Ich fürchte den Wassermann nicht!" lachte der Bursche, und lief in den Wald, und im Walde sammelte er eine Tasche voll Erdbeeren oder einen Korb voll Schwämme, denn Mutter Dorota aß gern Erdbeeren mit Milch oder eine Schüßel gedünsteter Schwämme; und so oft sie diese Leckerbissen am Tische hatte, schalt sie den Janeček nie, und Janeček konnte zum Teiche laufen.

Und es wusch eines Tages die naschhafte Hirtin die Schwämme und der ausgelassene Janeček begab sich zum Weiher, lief auf den Damm hinauf und stürzte sich dann in die glatte Flut. In der lieben Flut begann er zu plätschern, tauchte bald unter und streckte den Fuß empor, bald kehrte er sich um, ließ den Kopf emporragen, breitete die Hände aus, und rief wie in Todesangst um Hilfe. Und als er also rief, sprangen ihm die Ackersleute nach, erfaßten den ausgelassenen Jungen bei den Haaren und brachten ihn an's Ufer

Da lag der lose Bube leblos; er regte sich nicht, er athmete nicht. Und die Ackersleute legten ihn auf den Bauch, damit das Wasser um so eher aus ihm herausfließe, und da sie keine andere Hilfe wußten, liefen sie auseinander, die einen um die Mutter Hirtin, die andern um den Bader. Die Mutter Hirtin steckte eben den ersten Bissen der gedünsteten Schwämme in den Mund, als ihr die Ackersleute die traurige Nachricht von dem unglückseligen Bade hinterbrachten. Und sie ließ vor Schrecken den hölzernen Löffel fallen, und barhaupt, mit bleichem Antlitz flog sie an den Damm zum unglücklichen Janeček; allein der unglückliche Janeček befand sich nicht mehr am Damme, und vergeblich suchte man den Leib des Armen im Gestrüppe, vergeblich auf den Feldern, vergeblich in den Wässern. Es kam der dunkle Abend, und Mutter Dorota trat mit verweinten Augen, mit zerrißener Kleidung in ihre Hütte und mit ihr kamen die Nachbarinnen, um die Unglückliche zu trösten. Kaum hatten sie jedoch die Stube betreten, da erfaßte sie ein Entsetzen, und schreiend wandten sich die Weiber um, und stürzten zur Thür hinaus, indem sie riefen: „Ein Geist, ein Geist!"

Beim Tische saß der ausgelassene Janeček; am Tische brannte eine irdene Lampe, und neben der Lampe dampfte eine Schüßel, und auf der Schüßel prangten röthlich gedünstete Schwämme. Janeček ließ sich die schmackhafte Speise vortrefflich munden. „Unglückseliger Bube!" rief Mutter Dorota theils vor Verwunderung beim Anblick des unverhofften Gastes, theils vor Schrecken beim Anblick des vernichteten Leckerbissens. „Ist

das erlaubt, an einer Mutter so zu handeln?“—„Thut's Dir leid, Mutter, daß ich über die Pilze gekommen bin?“ lachte das Söhnlein, sprang auf den Tisch, duckte sich nieder, stemmte das Kinn in die Fäuste, und grinste die Mutter an. „Daß Dich der Wassermann hole!“ erzürnte die Hirtin Dorota, zum erstenmal im Leben, und ihre blaßen Wangen begoßen sich mit flüchtiger Röthe. Aber schon im nämlichen Augenblicke wurden sie wieder weiß, wie eine Wand, denn durch das Fensterchen brummte es in die Kammer hinein: „Wird gescheh'n!“ Und als es also gemurmelt hatte, wandte sich die Mutter um und erblickte im Fenster ein fahles Antlitz, und auf diesem ein giftiges Lächeln. Und der ausgelassene Junge sprang vom Tische herab, ergriff den Stock der Mutter, und mit dem Stocke in der Hand stürzte er aus der Hütte. Durch das Abenddunkel sah er eine Gestalt vor sich herlaufen. Da schwang er den Stock und schleuderte ihn der Gestalt nach; allein der Stock bohrte sich unweit in die Erde, und in der Ferne erscholl ein Gelächter, und zwischen dem Gelächter war deutlich zu hören: „Wird gescheh'n! Wird gescheh'n!“

Und es war einmal ein Sommertag. Das liebe Sonnchen erwärmte Felder und Gärten, erwärmte Bäche und Teiche. Und am Weiherufer hüpfte lustig der ausgelassene Janeček, der Knabe der Hirtin Dorota, und pfiff und zog das Röcklein aus, um in die anmuthige Flut herabzusteigen.

Und auf dem Wasserspiegel schwamm ein Sträußchen, schön und verlockend, und es ließ sich nicht unter-

scheiden, ob es aus wirklichen Blumen oder aus kostbaren Edelsteinen verfertigt sei. Und fast hatte es den Schein, das Sträußchen lächle den Janeček an, und spreche zu ihm: „Komm' und hasche mich auf, und ich werde Dich zeitlebens erfreuen;" so lockte der schöne Strauß das ausgelassene Bübchen. Aber das Bübchen war ein schlaues Füchslein, und rief: „Verfertige Dir ein anderes Lockmittel, Herr Wasserman! Diesmal hast Du den Strauß umsonst gewunden, einfältiger Wassermann! Hinter's Hütchen will ich mir ihn aufstecken, ohne die Füße naß zu machen!" So rief Janeček aus, brach einen langen Ast von einer nahen Weide ab, beugte sich am Damme vorwärts und hoffte das Sträußchen an den Rand zu ziehen. Doch wie er sich mit dem langen Aste vorwärts neigte, schwamm das schöne Sträußchen vom Rande weiter weg, und Janeček empfand Groll und empfand Begier, und langsam schritt er durch das kühle Wasser dem Sträußchen nach. Er wußte es gar nicht, daß er schon in die Mitte des Weihers gekommen sei, so sehr lockte ihn das Sträußchen. Jetzt aber erreichte er es mit der langen Ruthe, zog es an sich, und schon, schon erfaßte er es auch mit der Hand. Aber gleichzeitig griff er in ein dünnes Netz, welches der Wassermann rings um das Sträußchen ausgebreitet hatte, und wie sehr der ausgelassene Knabe seine Beute zu sich heranzog, so sehr zog ihn das Netz in die Wassertiefe hinab, und obzwar zuletzt Janeček gern das Sträußchen fallen lassen wollte — des Netzes wegen konnte er es nicht, denn was des Wassermannes Netz erfaßt, das hält es fest. Da

begann Janeček ängstlich zu zucken und aus voller Kehle zu schreien: „Hilfe, Ihr Leute, Hilfe! Der Wassermann will mich ertränken!“ Allein obzwar die Feldarbeiter das Geschrei hörten, wandten sie sich dennoch verdrießlich ab, indem sie sagten: „Nun so mag er Dich, ausgelassener Bube, ertränken!“ Und den ungezogenen Knaben zog es immer tiefer, und schon, schon begannen sich Wellenringe über ihm zu bilden, und auf den Wellenringen wiegte sich ein Männlein in grünen Kleidern, und dieses Männlein, giftigen Lachens voll, antwortete den Feldarbeitern: „Wird gescheh'n, wird gescheh'n!“

Hirtin Dorota erwartete an diesem Tage umsonst ihren Sohn Janeček; auch die ganze Nacht harrte sie vergeblich seiner. Und als sie am zweiten Tage früh rings um den Teich lief, ihr theueres ungezogenes Söhnlein suchend, sah sie am Ufer liegen Janeček's Hut und sein Kamisol, auch sein Hemd, und mit Schmerzen erkannte sie, warum sie fruchtlos ihr Söhnlein erwartet habe. Und sie hätte sich ihm vor Gram in das kühle Wasser nachgestürzt, wenn nicht die mitleidigen Nachbarinnen der verzweifelnden Hirtin darin gewehrt haben würden. Weinend sammelte also Mutter Dorota die Kleider des unglücklichen Ungezogenen, und die Mutterliebe pflanzte anstatt der Verzweiflung die Entschloßenheit in ihr Herz, und die Rache anstatt der Wehklage. Und sie flocht neun Tage hindurch ein Seil aus neunfachem Baste, und mit diesem starkgeflochtenen Seile setzte sie sich beim Weiher in's Gesträuch, und beschloß, achtsam auf den Wassermann zu lauern. „Habe ich

dreimal sieben Tage aufgepaßt, dann ist mein Körper wie ein Schatten, und der böse Wassermann wird seinen Feind nicht wahrnehmen." Also redete Dorota tröstend zu sich selbst, und wartete dreimal sieben Tage. Und ihr Körper ward dünn wie ein Schatten, und nur die Mutterliebe erhielt sie am Leben.

Neunmal im Jahre verläßt der Wassermann seine kalten Burgen, in der Tiefe der Gewässer erbaut, und begibt sich auf die warme Erde, um zu erforschen, wen er wieder zuerst in das kalte Ruhelager anlocken sollte. Der Wassermann geht auf Erden in einem grünen Rocke herum, und jedesmal, so oft ihn ein Menschenauge erblickt hat, rinnen Wassertropfen aus seinem linken Rockschooße. Auch damals, als Hirtin Dorota am Ufer im Gesträuche saß — sie saß dort länger als dreimal sieben Tage — auch damals kam das Männlein in grünen Kleidern aus dem Wasser hervor, und das Herz der Hirtin begann zu klopfen, und ihre Hände begannen zu zittern, als er den ersten Schritt auf den festen Boden that, wo seine Macht ein Ende nimmt. Leise schritt die Mutter Hirtin aus dem Gesträuche, und wie ein bloßer Schatten trat sie in die Fußstapfen des bösen Wassermannes. Und als sie in den Fußstapfen des bösen Wassermannes schritt, machte sie in dem aus neunfachem Baste gewundenen Seile eine Schlinge, und diese Schlinge warf sie dem grünen Männchen über den Fuß, als es eben einen Sprung über einen Feldgraben machen wollte. Und wie sie ihm dieselbe auf den Fuß warf, riß sie ihm auch den linken Rockschooß ab, und beraubt jeglicher Macht, zappelte der Wassermann wie

ein störriger Widder und wieherte wie ein wildes Pferd. Und nun zerrte ihn Mutter Dorota am Seile in ihre Hütte und wich behutsam jeglicher Pfütze aus, auf daß der Wassermann nur nicht auf feuchten Grund komme. Als sie nach Hause kam, band sie mittelst eines schweren Knotens den bösen Gast an den Ofen, und im Ofen häufte sie dürres Reisig auf, und der erhitzte Ofen begann bald glühender zu athmen, als die Sommersonne zur Mittagszeit. Da fing der Wassermann zu jammern an, und die Hirtin trat zu ihm heran, und hob an zu singen: „Wassermann, Wassermann! Gib mir meinen Sohn zurück, gib mir meinen Janeček zurück!“ Aber der Wassermann wollte dieses Lied nicht anhören und grinste das Weib an. Doch als das Weib nicht ermüdete, die Glut im Ofen zu schüren, und nicht ermüdete, zu singen, da verlor allmälig der böse Gast, durch die Hitze ausgetrocknet, seine frische Kraft und jugendliche Gestalt, und verwandelte sich in einen häßlichen Alten. Und mit dem Aussehen hundertjähriger Lebensdauer kam über ihn die Hinfälligkeit und das Siechthum des hohen Alters, und nach Freiheit lechzend, sagte er der Mutter Dorota, wie sie ihr Söhnlein Janeček wiedersehen, und aus den Wasserburgen herausführen könnte. Sie versprach, den Wassermann hernach entlassen zu wollen, und begab sich, guter Hoffnungen voll, auf den Weg.

Und die ihren Sohn suchende Mutter Hirtin kam an's Teichufer, und rief nach Anleitung des Wassermannes über die Wasserfläche hin: „Brünnelein, Mütterlein, hör', was der Herr gebietet Dir, sogleich er-

schließe Dich vor mir.“ Und sie sah, wie der Teichspiegel auseinandertrete, wie sich in diesem Zwischenraume Wassertreppen bilden, führend in eine dunkle Tiefe. Und Hirtin Dorota betrat muthig diese Staffeln, und stieg in die Tiefe hinab, und je weiter sie die Staffeln führten, desto höher wuchsen rechts und links die Wände, wie von hellem Krystall. Allein die Staffeln wurden stets schmäler, der Gang stets enger, bis er selbst dem Schatten Mutter Dorota's beschwerlich war, bis endlich ihre Schritte von einem großen, grünen Frosche gehemmt wurden. Und abermals rief Hirtin Dorota, wie ihr der Wassermann gerathen hatte: „Frosches Leib, altes Weib, hör' was der Herr gebietet Dir, sogleich zerplatze da vor mir!“ Und kaum hatte sie dieses ausgesprochen, öffnete sich der Rachen des Frosches, öffnete sich wie ein hohes Thor, der Thierleib ward zu Seitenpfeilern, die so funkelten, als wären sie kostbares grünes Edelgestein, und über ihnen strahlten die Augen des zerplatzten Frosches wie zwei Sonnen. Durch das Thor gelangte die Hirtin in eine Halle, groß und hoch, wie der größte und höchste Tempel, den sie je gesehen. Die Wände waren mit schimmerndem Glase getäfelt, und ringsum standen weiß glänzende Schränke, als beständen sie aus purem Silber, und in den Schränken befanden sich unzählige kleine Fächer, und in diesen gab es eine solche Menge von kleinen, ebenfalls silbernen Töpfchen, daß die schlichte Hirtin ihre gewaltige Anzahl nie hätte aussprechen können. Eine schöne Halle war's, aber kalt war's dort, und ängstlich.

Dumpfes Murmeln und schmerzliches Seufzen er-

tönte daselbst, und das Murmeln und Seufzen kam aus den Töpfchen, unter denen der Wassermann die verlorenen Seelen der Ertrunkenen aufbewahrt hatte. Fürchtend und hoffend, mit gekrümmtem Finger begann Mutter *Dorota* an die silbernen Töpfchen zu klopfen. „Bist Du hier, Söhnchen *Janeček*?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Ich bin *Vjt*, hier zur ewiger Folter bestimmt, weil ich in den Wellen Erleichterung suchte, indem ich nicht länger mit der Gattin, schlimm wie ein Drache, leben konnte, da mir eine Andere besser gefiel.“ — „Bist Du hier, Söhnchen *Janeček*?“ — „Mich nannte man *Vojtěch*; ich habe arme Waisen betrogen, und wußte dann keine andere Rettung für mich, als mich zu ertränken.“ — „Bist Du hier, Söhnchen *Janeček*?“ fragte die Hirtin weiter, und sie bekam eine Antwort, und auf die Antwort folgte ein Seufzen und Stöhnen, immer schmerzlicher und lauter, und das Herz des Weibes erfüllte sich mit Aengsten.

Und das arme Weib klopfte neunmal neun Tage hindurch an die silbernen Töpfchen, denn der böse Wassermann hatte ihr nicht genau beschrieben, wo sie *Janeček* zu suchen habe, und abgehetzt, ermüdet, und mit furchtsamen Augen blickte sie auf die zwei letzten Töpfchen, an die sie noch zu klopfen hatte. „Bist Du hier, *Janeček*?“ fragte sie mit fast stockender Stimme und kaum hatte sie in schlimmer Vorahnung mit dem Finger den Schrank berührt, erklang das Töpfchen, wie wenn man an ein leeres Gefäß klopft; und es erklang laut, aber unliebsam für das Ohr der bejammernswerthen Hirtin. Denn dieses Klingen glich Menschen-

stimmen, und es schien, als möchten diese Menschenstimmen sagen: „Hier ist Janeček nicht; aber hier ist der Platz bereitet für die Mutter, die ein ungezogenes Söhnlein besitzt.“ Und nach diesen Worten befiel eine entsetzliche Angst die Seele der Hirtin Dorota und ihre Sinne schwanden. In ihren Ohren summte das dumpfe Stöhnen, gemengt mit lautem Spottgelächter; vor ihren Augen bewegte sich die ganze Menge der silbernen Töpfchen, und das Stöhnen und das Lachen kam aus diesen Töpfchen, als wollten diese der armen Hirtin sagen: „Janeček ist hier nicht, doch für Dich ist hier ein Platz aufbewahrt.“ Und die ganze große Halle drehte sich mit Dorota im Kreise herum.

Und es war ihr, als sollte sie schon in Ohnmacht fallen. Und in diesen Aengsten, und in diesen Bedrängnißen scheint es ihr, als steigen aus dem letzten Töpfchen schmerzliche Seufzer herauf, und diese Seufzer glichen der Stimme des verlorenen Janeček, so lange er noch zu Hause lag, und sich krank stellend wimmerte: „Ach hilf, Mütterlein, hilf!“ Eben diese Worte klangen nun aus dem letzten Töpfchen, und diese Worte gaben der Mutter Dorota die Besinnung wieder, mit schneller Hand erhob sie das Töpfchen, und aus dem engen Gewahrsam sprang der ungezogene Janeček heraus. „Daß Du im Sumpfe stecken bliebest, langsame Mutter!“ fuhr das erlöste Söhnlein sie an; aber die ihr ausgelassenes Söhnlein verhätschelnde Mutter vernahm seine gottlosen Worte nicht; mitleidig betrachtete sie nur seine abgemagerten Wangen, seine eingefallenen Augen, seine bläulichen Lippen, seine knöchernen Hände, und

mit Thränen benetzte sie den ganzen magern, abgequälten Körper.

„Ach, was pflegtest Du hier zu essen, armes Knäblein?“ — „Der Wassermann hat mir Schmerzen zur Nahrung gereicht.“ — „Ach, was pflegtest Du hier zu trinken, armes Knäblein?“ — „Der Wassermann hat mir Schmerzen zum Trinken gereicht.“ — Und das Herz wollte ihr brechen und neue Angst überschlich sie, daß ihr Söhnlein nicht noch die Schmerzen überkämen. Und sie schloß das ausgelassene Söhnchen in die Arme, und trug es aus der Halle des Wassermannes, und hielt nicht eher in ihrem Laufe ein, bis sie das Froschthor, die schmale Treppe, die krystallenen Mauern hinter sich hatte, und das grüne Ufer betrat. Und am grünen Ufer legte sie die theuere Bürde nieder, legte den Janeček in's weiche Gras, und setzte sich neben den Theuren und streichelte seine Wangen und sprach süße Worte zu ihm. Allein der ungezogene Janeček saß hier mit verdüsterter, trotziger Miene, gab keine Antwort der redseligen Mutter Dorota und blickte beständig zu Boden. Als jedoch Mutter Dorota zu erzählen begann, wie sie ein Seil aus neunfachem Baste auf den Wassermann geflochten, wie sie ihm aufgelauert, wie sie ihn gefangen und dann beim Ofen angebunden habe: bei dieser Erzählung rötheten sich Janeček's Wangen mehr, als durch den Hauch der frischen Luft, und seine Augen funkelten viel lebhafter, als bei den süßen Küssen der Mutter.

„Und hast Du den Wassermann noch immer beim Ofen?“ rief Janeček und erhob sich hurtig vom

Boden. „Freilich habe ich ihn," antwortete die Mutter Dorota. „Den neunfachen Bast zerreißt der Wassermann nicht, und den Knoten vermag er nicht zu lösen." — „Und hast Du zu Hause eine scharfe Art?" fragte Janeček abermals. — „Ja. Aber wozu brauchst Du eine Art?" „Ich brauche sie nicht, aber der Wassermann soll einen Hieb über's Ohr bekommen." — „Der gute Geist mag Dir davon abrathen! Ich habe dem Wassermanne versprochen, ihm die Freiheit zu geben." — „Du hast es versprochen?" brüllte Janeček. „Du hast es versprochen, unkluge Mutter? Daß er den Janeček wieder fange, daß er auch Dich ergreife? Nein, nein! dieser Mißethäter soll mir nicht mehr in die kalte Halle zurückkehren. Du müßtest ihn höchstens kopflos dahin tragen."

Und nach diesen Worten rannte Janeček fort und eilte uferentlang zur Hütte der Mutter Hirtin. Und die Mutter Hirtin konnte ihm kaum nachkommen. Sie lief, sie keuchte ihm nach, ohne länger der schlimmen Absicht des Söhnleins zu wehren, denn eine ungeziemende Sorge umfing abermals ihr Herz, und Janeček war ihr theuerster Schatz, für Janeček willigte sie selbst in die Sünde ein. Und kaum erreichten sie die Hütte, ergriff Janeček eine scharfe Art, und mit dieser scharfen Art sprang er in die Stube, woselbst der Wassermann beim Ofen angebunden war. „Nun, Herr Wassermann! Hast Du nicht ein buntes Sträußchen da, daß ich Dir daraus einen Todtenkranz winde?" brüllte Janeček und erhob rachedürstend die Art. — „Haf, haf!" bellte der Wassermann, und verwandelte sich in

einen schwarzen, zottigen Hund, und fletschte die Zähne gegen ihn. Und den ausgelassenen Buben erfaßte der Zorn von Neuem, und die Mutter Hirtin erschrack und schrie: „Hau' nach dem Ungeheuer!" und Janeček schleuderte die Axt nach dem zottigen Hunde. Allein der in einen Hund verwandelte Wassermann hatte ein scharfes Gesicht, sprang zur Seite, und die Axt schlug in das aus neunfachem Baste gewundene Seil, und hieb es entzwei, und der Hund sprang, der harten Fessel ledig, an Janeček vorbei in raschem Satze auf den Eichentisch, wo der Wasserkrug der Hirtin stand. Und dieser war während der ganzen Zeit, wo Mutter Dorota am Ufer im Gesträuche saß, und wo sie an die Silbertöpfchen geklopft hatte, doch nicht bis auf den Grund ausgetrocknet. Noch ein Tropfen schimmerte am Grunde, und auf diesen Einen Tropfen trat der Wassermann-Hund mit der Pfote, und seine ehemalige Gestalt, die jugendliche Gestalt, kehrte wieder. Und er stürzte den Krug um, und aus dem einzigen Tropfen quoll ein Strom heraus, einem Gießbach gleich, und augenblicklich füllte er die Stube mit gierigen Wässern. Und in diesen Wässern tauchte der ausgelassene Janeček und Mutter Dorota unter, und beide riefen ängstlich, verzweiflungsvoll um Hilfe, als die Wellen in ihre unglücklichen Kehlen sich drängten und wälzten. Und der Wassermann schritt mit giftigem Hohnlächeln über der Flut, und reichte der Dorota und dem Janeček seine eiskalte Hand; doch wie er ihre Hände erfaßt hatte, warf er sich in die Tiefe, und durch einen Abgrund drang er bis in seine kalte Halle, und hier kerkerte

er abermals zwei unglückliche Seelen in engen Töpfchen ein.

Auf der Stätte, wo einst die Hütte der Hirtin Dorota stand, sah man viele Jahre hindurch einen tiefen, schwarzen See, und die Leute der Umgegend erzählten den vorübergehenden Wanderern, daß in diesem See solche Mütter peinliche Strafen dulden, die aus ihren Kindern solche ungezogene Rangen heranbilden, wie der ausgelassene Janeček war.

Die Frau des Wassermannes.

Nach M. Mikšíček.

Es war einmal eine Hausfrau und hieß Liduška. Sie reinigte die Wäsche im Bache. Da kam zu ihr ein großer, dicker und so garstiger Frosch geschwommen, daß Liduška vor ihm heftig erschrack und einige Schritte zurücksprang. Der garstige Frosch aber breitete sich vor ihr im Wasser aus, und zwar an der nämlichen Stelle, wo sie zuvor die Kleider gewaschen hatte; er breitete sich aus und sperrte den Rachen auf, als wollte er der Liduška etwas sagen und rührte sich nicht von der Stelle. Liduška dachte: Du dicker Frosch, was willst Du hier, und weßhalb sperrst Du den Rachen so sehr gegen mich auf? Und sie schlug nach ihm mit einem Tuche, das sie eben in der Hand hielt, denn sie wollte ihn fortjagen, um weiter waschen zu können. Der Frosch verschwand wohl unter dem Wasserspiegel, doch ehe sich Liduška versah, kam er auf der andern Seite zum Vorschein und schwamm in gerader Richtung wieder zu ihr. Liduška trieb

ihn von Neuem weg, allein der dicke Frosch schwamm wieder zu ihr, hielt den Rachen offen, und war nicht zum Fortbringen. „Ei geh', Du dicker Frosch!" rief endlich Liduška ärgerlich, „bis Du in die Wochen kommst, laß' mir's sagen, ich werde Dir Gevatterschaft leisten!" Nach diesen Worten schlug sie mit einem Tuche nach ihm. „Recht, recht, recht!" quackte der Frosch, verschwand unter der Wasserfläche, und störte sie nicht weiter in der Arbeit.

Nicht lange darauf kam Liduška wieder zu dem Bache, um auf ihrem gewöhnlichen Platze die Kleider zu waschen. Da schwamm abermals der garstige Frosch zu ihr heran, aber diesmal war er nicht mehr so dick. „Siehst Du," sprach er sie an, „ich bin in die Wochen gekommen und erscheine jetzt, um Dich zu bitten, daß Du, wie Du mir versprochen hast, meinem Kinde als Pathin stehst." Und Liduška erinnerte sich, daß sie dies vor Kurzem dem Frosche gesagt habe, und getraute sich also nicht, obzwar sie davor zurückschrack, das einmal Versprochene abzuschlagen. „Aber Du Einfältiger, wohin soll ich eigentlich mit Dir gehen, um Deine Bitte und mein Versprechen zu erfüllen?" fragte ihn Liduška, von der Bangigkeit ergriffen. „Komm', komm', komm'!" quackte der Frosch und die Beine ausstreckend schwamm er weiter durch das Wasser, und die liebe Gevatterin schritt ihm traurig am Ufer nach. Und der Frosch schwamm immer weiter, und als er zu der Wehr gelangte, hielt er inne und begann also zu quacken: „Fürchte Dich nicht, fürchte Dich nicht! wälze diesen Stein da weg, und darunter findest Du eine Treppe,

welche Dich in meine Wohnung führen wird: komm' nur, komm', ich gebe voraus!" Nach diesem Quacken tauchte er im Wasser unter, und die liebe Libuška konnte sich keinen andern Rath erholen, als das zu thun, was der Frosch gequackt hatte. Sie wälzte den Stein bei Seite und in der That sah sie, daß eine Treppe unter die Wehr hinabführe. Doch, welch' eine Treppe war das? Sie war weder von Holz, noch von Stein, sondern wie von dem reinsten Glase oder Krystalle vollkommen durchsichtig und durchscheinend, nicht anders, als läge eine Wasserschicht auf der andern. Schüchtern ging Libuška einige Staffeln herab; allein schon hüpfte ihr der Frosch entgegen und quackte sehr stark, denn er hatte eine ungemeine Freude darüber, daß Libuška seine Gevatterin werden wolle. Und Libuška vergaß auf Alles, was sich ringsum befand, und ging die schöne Treppe herab.

Bald gelangten sie zum Ziele, zu der Wohnung des Frosches, die aus lauter Krystallwasser erbaut war. Gleich der Treppe, über die man hinabschritt, war auch die ganze Behausung hell, prächtig, durchscheinend, wie purer Krystall. Der Frosch sprang voll Freude beständig um sie herum, und führte sie zu seinen jungen Fröschlein.

Als die Ceremonie zu Ende war, und Libuška, ihre Zusage erfüllend, die Pathenstelle übernommen hatte: da begann ein fröhliches Gelage, zu dem viele Frösche von Nah und Fern geladen waren. Ein jeglicher umhüpfte die Libuška, und alle quackten mit großer Freude um sie herum. Und es wurden gar viele Speisen aufgetragen, Gekochtes, Eingemachtes, Gebratenes

und Gebackenes, aber lauter Fische: die schönsten Karpfen, Hechte, Elsen, Forellen, Weißfische, Barsche, Haberfischlein und viele andere, die Lidušta nicht einmal dem Namen nach kannte. Sie staunte über alles dieses nicht wenig; und als die Tafel zu Ende war, machte sie einen Rundgang durch die Wohnung, um noch einmal Alles recht gut zu besehen.

Da gelangt sie auch in eine besondere Wölbung, die ihr wie eine Küche vorkam, und darin erblickt sie eine Menge langer Gestellbretter, und auf diesen Gestellbrettern Töpfchen an Töpfchen. Sonderbar fand sie es aber, daß jedes dieser Töpfchen umgestürzt sei. Sie war begierig zu wissen, was wohl unter diesen Töpfchen stecke, und deßhalb nahm sie eins in die Hand und hob es empor. In dem nämlichen Augenblicke fliegt eine kleine weiße Taube heraus, schlägt fröhlich mit den Flügelchen, schwingt sich empor und verschwindet. Lidušta nimmt das zweite Töpfchen und hebt es in die Höhe, und siehe da, wieder fliegt eine wunderschöne weiße Taube heraus, schlägt fröhlich mit den Flügelchen, schwingt sich empor und verschwindet. Und Lidušta nimmt das dritte Töpfchen und hebt es in die Höhe, und die dritte weiße Taube fliegt heraus, schlägt fröhlich mit den Flügelchen, schwingt sich empor und verschwindet vor ihren Augen. Und Lidušta wunderte sich, warum diese weiße Täubchen hier eingesperrt wären; denn Gott gab eine unsterbliche Seele dem Menschen, daß er ewig lebe, und Flügel den Vögeln, daß sie frei auf dieser Erde umherflattern. „Ei, das ist unbarmherzig," sprach sie zu sich selbst, „daß ihr hier in beständiger Finsterniß

weilen müßet; wartet, liebe Tauben, ich werde euch allen die Freiheit geben!“ Also sprechend, deckte sie hurtig ein Töpfchen nach dem andern auf, und wie aus den ersten dreien, flog auch aus jedem der nachfolgenden eine weiße Taube auf, und als wollte jede für die Erlösung aus dem dunklen Gefängniße danken, schlug sie fröhlich mit den Flügeln, schwang sich empor, und verschwand vor den Blicken.

Kaum war aber Lidušk a mit dem Abheben der Töpfchen fertig, kam die Hauswirthin, der garstige Frosch mit entsetzlichem Gequacke ihr nachgehüpft. Schon aus der Ferne hatte er gesehen, was Liduška mit den Töpfchen mache. „Unglückselige, Unglückselige!“ schrie er ihr zu, „was fällt Dir bei, daß Du die Seelen herauslaßest? Schnell, schnell, suche eine Erdscholle oder einen gerösteten Brodschnitt, damit der Wassermann keine Macht über Dich habe; dort kommt schon mein Mann heran: schnell, sonst raubt er Dir die Seele!“

Als die liebe Liduška ein solches wehklagendes Quacken hörte, sah sie sich um, ob irgendwo ein Mann komme; allein sie sah nichts. In der Ferne erblickte sie nur einige Bändchen, schöne rothe Schleierchen, die am Waßer des Baches schwimmend, zu nahen schienen. Auf einmal fiel ihr ein, was sie so häufig gehört hatte, daß der Waßermann in Gestalt rother Schleierchen sich am Waßer sehen laße, um so besonders die Mädchen, welche das Heu auf den Wiesen in der Nähe Flüße der rechen, zu bestricken, und dieselben, wenn sie mit den Rechen nach den Bändern reichen, in's Waßer herabzuziehen und zu ertränken. Wie von einem Schuße getroffen, eilte

sie die Stiege hinauf, und glücklich gelangte sie noch bei Zeiten auf's Trockene. Aber sie empfand eine große Freude darüber, daß sie allen den weißen Tauben die Freiheit geschenkt, denn das waren lauter Seelchen jener unglücklichen Menschen, die der Wassermann in seine Macht bekommen und ertränkt hatte. Jedes solche Seelchen steckte unter einem Töpfchen im Finstern, allein Liduška war für alle die Befreierin.

Die Hausthiere und die Räuber.

Nach Jakob Malý.

Die Hausthiere waren des einförmigen Lebens im Hofe des Hauswirthes überdrüßig geworden, und beschloßen, auf Reisen zu gehen und fremde Sitten kennen zu lernen. So wanderte denn in die weite Welt hinaus das Hündchen mit der Katze, der Ziegenbock mit dem Lamme, und der Haushahn mit der Gans, und sie wanderten den ganzen lieben Tag, bis sie am Abend in einer Waldung standen, und nicht wußten, wo aus und ein. Dieser Zustand war ihnen unlieb, da sie gewohnt waren, unter Dach zu übernachten; daher traten sie zusammen, und beriethen, was sie nun beginnen sollten. Das Hündchen, das seine Genossen an Klugheit übertraf, machte den Vorschlag, das Hähnchen möge zum Wipfel eines hohen Baumes emporfliegen und in die Runde schauen, ob sich irgendwo ein Lichtschein zeige. Dieser Rath wurde einstimmig belobt, und der Hahn flog auf eine hohe Fichte, von Ast zu Ast hüpfend und flatternd, bis er den Wipfel erreicht hatte. Dann blickte er nach allen Seiten hinaus, nahm zur Rechten nicht weit hinter dem Walde ein Licht wahr, streckte den Hals aus, gerade so, wie er es zu

Hause im Hofe gewohnt war, und seine ganze Gestalt emporrichtend, krähte er aus voller Kehle: „Zur Rechten gibt's ein Licht!" Hierauf ließ er sich wieder herab, mit den Flügeln von Ast zu Ast niederflatternd, bis er sich unter seinen Genossen befand. Nun setzten sie ihren Weg zur Rechten fort, kamen bald aus dem Walde glücklich heraus und erblickten eine Hütte, woher jener Lichtschein kam.

Nachdem sie bei der Hütte angekommen waren, schaute Einer nach dem Andern durch das Fenster; allein wie sehr erschracken sie, als sie dort einige häßliche Männer mit großen Bärten um einen Tisch sitzen sahen, die vor sich große Haufen Geldes liegen hatten, und sich darum theilten. Räuber waren es, welche dort ihr geheimes Versteck hatten, und die ganze Gegend mit Schrekken erfüllten. Die Hausthiere hielten nun untereinander Rath, was zu beginnen sei, denn sie fürchteten, von den Räubern gefangen und getödtet zu werden. Inzwischen aber erhob sich der Ziegenbock auf den Hinterbeinen, stieß mit dem Kopfe gegen das Fenster, daß die Glasscheibe mit lautem Klirren in vielen Stücken herabfiel, und wies den erschrockenen Räubern sein bärtiges Kinn und die spitzigen Hörner. Die Räuber erschracken ungemein, und da sie glaubten, der Teufel dringe da auf sie ein, um ihnen zur Strafe für ihre Missethaten die Hälse umzudrehen, ließen sie in der Hast ihr Geld zurück, und liefen spornstreichs aus der Hütte. So nahmen nun die Hausthiere die Hütte in Besitz und jedes derselben wählte sich zum Nachtlager einen Ort, der ihm der passendste zu sein schien.

Der Ziegenbock sprach: „Ich benage gern Getreidehalme,“ und quartirte sich in der Scheuer ein; das Lämmchen sagte: „Ich liebe den Schatten,“ und blieb im Vorhause; das Kätzchen äußerte: „Ich nasche gern,“ und setzte sich zum Ofenherde in der Küche; der Hund meinte wieder, er nage gern die Knochen ab, und legte sich unter den Tisch in der Stube; der Hahn, gewohnt recht hoch zu sitzen, ließ sich an den Hängebalken beim Ofen nieder, und die Gans, die sich am liebsten bei der Düngerpfütze aufzuhalten pflegte, blieb draußen am Hofe.

Inzwischen hatten die Räuber, welche in den nahen Wald geflohen waren, bald wieder Muth geschöpft, und begannen sehr zu bereuen, das Geld in der Hütte zurückgelassen zu haben. Gern hätten sie gewußt, was in der Hütte vor sich ginge, aber Keiner getraute sich zurückzukehren, da sie den Teufel und seine höllische Rotte fürchteten. Aber da hatten sie in ihrer Mitte den dummen Janek und diesen schickten sie auf Kundschaft aus, denn sie dachten, falls ihm etwas Schlimmes begegnen sollte, werde um ihn kein so großer Schaden sein, wie um einen andern von ihnen.

Janek ging, und nachdem er aus dem Walde herausgetreten war, umkreiste er zuerst aus der Ferne behachtsam die Hütte; da er aber kein Licht dort sah, denn die Räuber hatten es bei ihrer eiligen Flucht umgestürzt, so faßte er Muth, und trat hinein. Als er in das Vorhaus trat, wandte sich das Lämmchen gegen ihn, und stieß ihn mit dem Kopfe in die Seite; Janek erschrack, und eilte in die Stube. Dort begann aber der

Hahn zu krähen: „Reich' mir ihn her!“ und das Hündchen unter dem Tische bellte: „Ja, ja, ja!“ Janek kehrte sich um, und lief ganz bestürzt durch die Küche heraus, dort aber befand sich die Katze, die ihm die Hände blutig kratzte. Nachdem er in den Hof gelangt war, lief ihm die Gans nach, und zwickte ihn mehrmal in's Bein. Janek wußte nicht, wo er sich schnell verbergen solle und eilte in seiner Angst zur Scheuer; dort aber befand sich der Ziegenbock, und dieser nahm ihn auf die Hörner und schleuderte ihn dann kräftig zur Erde, daß ihm alle Knochen im Leibe knackten.

Als sich Janek nach einer Weile wieder erholte, raffte er sich hurtig auf und eilte zu seinen Spießgesellen und erzählte ihnen die furchtbare Neuigkeit von den schrecklichen Leuten, welche die Hütte in Besitz genommen hatten. „Ach meine lieben Brüder!“ sprach er, „mein Leben lang bringet Ihr mich nicht mehr hinein! Höret nur, wie arg es mir dort ergangen ist. Als ich das Vorhaus betrat, da war dort ein Binder, welcher mich unbarmherzig mit einem Kolben schlug; ich ging in die Stube, dort rief einer wüthend: „Reiche mir ihn her!“ und ein Zweiter antwortete ihm: „Ja, ja, ja!“ Ich lief durch die Küche in's Freie, aber in der Küche befand sich ein Schuster und der stach mir mit einer Ahle die Hände blutig; am Hofe jagte mich ein Schmied, und zwickte mich mit seiner Zange in die Beine; und als ich mich endlich in der Scheuer verstecken wollte, da war ein Bauer dort, der spießte mich auf eine Heugabel an, und warf mich dann mit aller Kraft zur Erde, daß ich ganz betäubt war. Wie ich aber wieder zur

Besinnung kam, lief ich so schnell als möglich zu Euch hieher, um Euch diese schlimme Neuigkeit zu berichten." Vor einer solchen Meldung erschracken die Räuber, überließen die Hütte sammt dem Gelde den neuen Inwohnern und suchten sich ein neues Versteck.

Die Hausthiere vertheilten das Geld unter einander, und da sie zur Weiterreise keine Lust mehr hatten, kehrten sie froher Dinge nach Hause zurück.

Bolemir.

Nach J. Košín z Radostova.

Bolemir war der Sohn eines sehr reichen Kaufmannes und auferzogen in lauter Lust und Freude, nicht anders wie ein Prinz. Dessenungeachtet mußte er, als er heranwuchs, arbeiten, als wäre er der Sohn der allerärmsten Eltern, und zwar deßhalb, weil sein Vater nur durch eigenen Fleiß so reich geworden war und recht wohl wußte, es sei schwer, ein Vermögen zu gewinnen, doch schwerer, es zu bewahren. Nun ging Bolemir bereits in's zwanzigste Jahr. Der Vater genoß nur Freude an ihm, denn er war gottesfürchtig, gehorsam und sehr scharfsinnig. Und dennoch umschattete schon seit langer Zeit eine gewisse Trauer des Vaters Antlitz, so oft er seinen Sohn anblickte; seine Gattin bemerkte das schon früher, und trachtete auf jede mögliche Weise die Ursache davon zu ergründen, allein vergebens. Und sie konnte es nicht länger im Herzen ertragen, weßhalb sie einmal beim Mittagsessen den Mann fragte: „Was mag wohl Bo-

lemir verschuldet haben, daß Du ihn so finster ansiehst, so oft er Dir vor die Augen kommt?"

„Weil er ehestens das Haus verlassen und hinaus in die Welt gehen muß," antwortete der Kaufmann ernst.

„Um Gott, warum?" erschrack des Kaufmanns Frau.

„Nur deßhalb, weil ich ihn aufrichtig liebe," entgegnete der Kaufmann.

„Das ist eine schöne Liebe," antwortete des Kaufmanns Frau bitter, „welche die Kinder aus dem väterlichen Hause treibt."

„Wenn ich nicht wüßte, daß nur die Mutter aus Dir spräche, möchte ich Dir solche Reden verargen, aber höre und dann wirst Du anders urtheilen. Meine Kräfte nehmen bereits ab, und es wird nicht viele Jahre dauern, wo ich vielleicht schon von der Welt Abschied nehme, und mein Vermögen dann dem Bolemir zufällt. Wie es unser Stand mit sich bringt, muß er mit Leuten aus allen Enden der Welt verkehren, mit Guten und Bösen, mit Aufrichtigen und Heuchlern, ja selbst mit geheimen Dieben, die weder Herz noch Ehrgefühl im Leibe haben, und aus dem Schaden fremder Leute ihr eigenes Wohl aufbauen. Und das schlimmste ist, daß es auf Erden weit mehr böse, als gute Menschen gibt. Bolemir kennt die Welt noch nicht, wir beide sind seine Welt, und er wähnt in seiner reinen Seele, überall eine solche Aufrichtigkeit zu finden, wie daheim. Deßwegen muß er in die Welt hinaus, um sie zeitig kennen zu lernen. Trifft ihn irgend ein Unglück, so läßt es sich leicht wieder gut machen, so lange ich noch am Le-

ben bin, schlimmer möchte es aber gehen, wenn ich schon nicht mehr wäre."

Die Frau horchte aufmerksam auf die weise Rede ihres Gatten, sagte aber dennoch: „Und muß er denn schon so bald aus dem Hause?"

„Freilich, so lang ich noch bei Kräften bin und ihn entbehren kann," antwortete der Kaufmann mit fester Stimme, und die Frau widerstrebte nun nicht länger.

Noch an demselben Tage ließ der Kaufmann das schönste von seinen Schiffen zur Reise ausrüsten, lud die werthvollsten Waaren hinein und suchte die wackersten Ruderer aus. Am Abend machte er dem Bolemir seinen Entschluß kund. Bolemir war wohl ein wenig überrascht, weil er sich aber schon lange gesehnt hatte, die Welt kennen zu lernen, so war ihm dieses doch recht lieb. Der Vater war erfreut, daß der Sohn keine Furchtsamkeit äußere, und begann ihm nun auseinanderzusetzen, wohin er fahren und wo er die Waaren verkaufen solle. Bolemir merkte sich Alles gehörig, und den zweiten Tag segelte er von dannen, begleitet von den Segenswünschen des besorgten Vaters und der weinenden Mutter.

Als er sich auf der offenen See befand, da war ihm gerade so wie dem Vogel, der sich in die Lüfte erhebt; fast mit kindischer Freude sah er zu, wie das Schiff über die dunkelgrüne Fläche leicht dahingleite, nicht anders, als wie an einem schönen Tage die weißen Wolkenschäfchen über den Himmel. Als er vorwärts blickte, sah er nichts anderes als Meer und Himmel. Da beschlich ihn ein leises Heimweh, und un-

freiwillig schaute er rückwärts nach seiner Vaterstadt. Diese aber lag schon weit hinter ihm, und je weiter desto tiefer senkte sie sich in's Meer hinab, bis sie endlich gänzlich darin verschwand. Aber Bolemir blickte lange und lange nach jener Richtung, bis er zuletzt, tief aufseufzend, sich abwandte, und zu den Ruderern ging.

Schon fuhren sie zwei Tage, und noch traf sie auch nicht der geringste Unfall; am dritten Tage aber bemerkte Bolemir etwas Dunkles in der Weite, das nicht größer war, als das Köpfchen einer Spännadel; er dachte, es sei das irgend ein Meervogel, allein je länger er schaute, desto besser glaubte er wahrzunehmen, wie dem Dinge die Flügel immer mehr und mehr wachsen, wie sich seine Brust blähe, und das Haupt über die Meeresfläche sich erhebe: nach einiger Zeit schien es ihm für einen Meervogel gar zu groß zu sein, er geht, ruft die Ruderer, und zeigt es ihnen. Diese erkennen bald, es sei dies ein Schiff, und zwar ein Seeräuberschiff.

Da setzten sie sich hurtig auf die Ruderbänke, aber erfolglos, denn das Seeräuberschiff holte sie bald ein. Sie stellten sich zur Wehre, doch bald sanken alle todt um, und die Räuber, der Hauptmann an der Spitze, nahmen das Schiff in Besitz, wo einzig und allein Bolemir, obzwar schwer verwundet, am Leben geblieben war. Sie legten ihm Ketten an, führten ihn auf das andere Schiff hinüber und sperrten ihn dann in ein finsteres Kämmerchen ein. Es läßt sich leicht denken, wie ihm um's Herz war; wohl wußte er nicht, daß man ihm alle Waaren geraubt und das Schiff in's Meer versenkt habe, konnte sich es aber denken. Am

Abend öffnete man die Kammer, führte ihn heraus, und da erst nahm er wahr, daß er sich in der Nähe einer Insel befinde. Der Hauptmann ließ ihm die Wunden verbinden, und ihn hernach in ein Gefängniß sperren, das sich nicht weit vom Meeresstrande befand. Sein Bett war bloßes Stroh, und anstatt daß ihn Nachts der Schlummer erquicken sollte, schmerzten ihn die Wunden. In der Früh erfuhr er von dem Kerkermeister, daß die ganze Insel dem Seeräuberhauptmann gehöre, der da wie ein König gebiete.

„Und wann wird er mir die Freiheit gewähren?“ fragte Bolemir.

„Hier gibt's keine Erlösung, hier schmachten schon mehre Leute so lange Zeit, daß man schon nicht einmal weiß, wann sie hieher gekommen,“ entgegnete der Kerkermeister und entfernte sich.

Nach einigen Tagen waren Bolemir's Wunden bereits so weit geheilt, daß er aufstehen und in seinem Kerker, der freilich nicht groß war, herumgehen konnte. Der Kerkermeister war darüber erfreut, und als Bolemir dies bemerkte, begann er ihn zu bitten, er möge ihn auf ein Weilchen in die frische Luft herauslassen.

„Da käme ich um den Kopf,“ erwiderte der Kerkermeister, „allein ich will zu meinem Herrn gehen, und eine Fürbitte bei ihm einlegen.“ Er ging in der That, kehrte in kurzer Zeit zurück und vermeldete des Hauptmanns Befehl, daß Bolemir vor ihm erscheine. Der Kerkermeister begleitete ihn dahin, und Bolemir staunte über die ungemeine Pracht, mit der das Schloß des Seeräuberhauptmanns prunkte. Er wurd geeraden-

wegs in das Gemach des Hauptmanns geführt, der dort mit seiner Frau und zwei Kindern saß. Bolemir fiel ihm zu Füßen, und bat um die Erlaubniß, nur eine Stunde des Tages in der frischen Luft wandeln zu dürfen. Der Hauptmann wollte lange nicht seine Einwilligung geben, doch als auch die Frau und die Kinder für Bolemir baten, that er's. Mit Thränen dankend entfernte sich Bolemir, und Nachmittags ward er von dem Kerkermeister in den Hof des Gefängnißes gelassen. Er schritt hin und her, doch nach einer Weile hörte er ein schmerzliches Seufzen. Er geht der Stimme nach und gelangt zu einem kleinen vergitterten Fenster. Nach allen Seiten sich umsehend, ob ihn niemand betrachte, flüsterte er in's Fenster: „Wer ist dort?"

Nach diesen Worten kam das bartumwachsene, eingefallene Antlitz eines Greises zum Vorschein.

„Was brachte Euch hierher, Glück oder Unglück?" fragte Bolemir.

„Das Unglück," antwortete der Greis, „das mich durch mein ganzes Leben verfolgt hat: ich bin schon so abgemartert, daß ich mit Freuden den Tod erwarte, der ehestens kommen muß, denn vor Hunger vermag ich kaum mehr zu stehen."

Bolemir ward betrübt und tröstete ihn: „Laßt nur die Hoffnung nicht sinken; indessen bringe ich Euch morgen etwas von meinem Mittagsmale."

Der Greis dankte ihm und Bolemir entfernte sich, da er fürchtete, von Jemanden belauscht zu werden. Kaum hatte er jedoch einige Schritte gethan, vernahm er wieder aus einem andern Fenster ein klägliches Seuf-

zen, aber so rührend, daß es ihm um's Herz gar eigen ward. Er geht näher, und da erblickt er ein wunderschönes aber blaßes Antlitz. Für einen Augenblick erschrack er, doch dann rief er mit dem innigsten Mitgefühle aus: „Wer bist Du?"

„Ich bin die Tochter eines mächtigen Königs," antwortete die Gefragte, „der hinter diesem Meere regiert; der Hauptmann nahm mich einmal am Meere gefangen, als ich eine Lustfahrt auf einem kleinen Kahne unternahm, und schloß mich in diesem Kerker ein, wo ich schon das dritte Jahr schmachte, und Gottlob auch bald zu Grunde gehen werde, denn der Grausame gibt mir von Tag zu Tag weniger Nahrung."

„Ich werde Dir zu helfen trachten," tröstete sie Bolemir, „und vielleicht . . ."

Er wollte weiter sprechen, doch in diesem Augenblicke rief der Kerkermeister, die Stunde sei verstrichen. Er kehrte also in sein Gefängniß zurück, aber den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht dachte er an die armen Gefangenen und konnte die Mittagszeit gar nicht abwarten. Als ihm der Kerkermeister das Mittagsmal brachte, rührte er es gar nicht an, sondern verbarg es unter seinen Kleidern. Als er hernach in's Freie gelassen ward, verfügte er sich geraden Weges zu dem Alten, gab ihm die Hälfte davon, und die andere Hälfte hob er für die Prinzessin auf. Der Alte dankte ihm mit herzlichen Worten, und gab dem Bolemir, als dieser Abschied von ihm nahm, eine über die Maßen schöne Flöte. „Etwas anderes besitze ich nicht, aber hoffentlich wird Dir dieses dereinst zum Nutzen gereichen."

Bolemir bedankte sich für das Geschenk und ging zu der Prinzessin. Nachdem diese sich mit der Speise gekräftiget hatte, riß sie ihren goldgestickten Schleier entzwei, legte in die eine Hälfte ihren Ring, und reichte sie dem Bolemir, während sie die andere Hälfte zurückbehielt.

„Bewahre dies zum Andenken," sprach sie, und Bolemir küßte Ring und Schleier, und verbarg beides an der Brust. Hierauf ging er behutsam nach seinem Kerker, obzwar die Stunde noch nicht um war, und dachte an die schöne Prinzessin. Und je länger er ihrer gedachte, desto mehr bedauerte er sie, und sein zartes Herz wollte vor Harm schier brechen. In seinem Sehnsuchtsschmerze griff er nach der Flöte und spielte, und die Flöte gab so traurige Töne von sich, daß selbst Bolemir zu weinen begann. Und wer immer die Flöte hörte, keiner konnte sich der Thränen enthalten. Der Kerker Bolemir's war von dem Schloße des Hauptmanns nicht gar fern, so daß die Flötentöne bis dahin klangen. Zuerst vernahm sie die Tochter des Hauptmannes, ein etwa fünfjähriges Mädchen, und begann sogleich so kläglich zu weinen, daß ihr Brüderchen ganz erschrocken herbeilief und fragte, was ihr fehle. Und die Schwester wies nur mit dem Fingerchen hinaus und auch der Bruder, kaum daß er die Flöte vernommen, begann zu weinen. Ihre Mutter trat zu ihnen, munterte sie auf, doch mußte sie selbst ihre Augen mit einem Tuche trocknen.

„Aber Ihr seid doch thöricht!" sprach der Hauptmann zu ihnen, doch auch er mußte Thränen vergießen.

„Wer mag da spielen?“ fragte die Gemalin, nachdem die Flöte verstummt war.

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Hauptmann, „allein ich laße den Kerkermeister rufen, gewiß wird es Einer von den Gefangenen sein.“ Doch der Kerkermeister konnte keine Auskunft geben.

Indessen hatte Volemir die Flöte bei Seite gelegt, holte den halben Schleier und den Ring hervor, betrachtete und küßte beides. Und wie er den Schleier berührte, da fühlte er eine so ungewöhnliche Wonne, daß er unfreiwillig nach der Flöte langte und zu spielen begann. Und die Flöte spielte so lustig, daß des Hauptmannes Kinder gleich zu hüpfen begannen; selbst der Hauptmann konnte den Zaubertönen der Flöte nicht widerstehen und erfaßte seine Frau und tanzte mit ihr herum. Nachdem sie sich genugsam geschwenkt hatten, rief der Hauptmann durch's Fenster dem Kerkermeister, der sich ebenfalls wider Willen im Hofe drehte, zu, er möge den Klängen nachgehen, und erforschen, wer da spiele. Der Kerkermeister ging, nach dem Takte hüpfend, den Tönen nach, bis er zu der Zelle Volemir's gelangte.

„Der ist es!“ rief er aus und lief zum Hauptmann. Dieser befahl ihm hernach, den Volemir herbeizuführen. Volemir kam und der Hauptmann sprach zu ihm: „Weil Du so schön spielen kannst, so wirst Du meine Kinder unterrichten; die Belohnung bestimme Dir alsdann selbst.“

Jetzt war Volemir mehr im Schloß als in der Kerkerzelle, allein obzwar er sich über seine größere Frei-

heit freute, so that es ihm doch leid, dem Greise und der Prinzessin keine Speise zutragen zu können; doch mit der Zeit glückte es ihm dennoch. Die Kinder des Hauptmanns machten sehr gute Fortschritte im Lernen, was freilich leicht war, denn die Flöte hatte die Zauberkraft in sich, daß sie von selbst spielte. Nach einiger Zeit meldete Bolemir, die Kinder seien schon ausgebildet. Der Hauptmann ließ sich zuerst von dem Sohne ein Stückchen vorspielen, und zwar ein lustiges, und der Knabe spielte so hübsch, daß der Hauptmann wider Willen zu hüpfen anfing.

„Du kannst es gut — genug, schon genug!" sagte er zu ihm und sich zu der Tochter wendend, befahl er zu ihr ein trauriges Stückchen aufzuspielen. Und das Töchterlein spielte so ergreifend, daß der Hauptmann fürchtete, in Bolemir's Anwesenheit in Thränen ausbrechen zu müssen, und also gleich ausrief: „Vortrefflich!" Hierauf fragte er den Bolemir: „Was verlangst Du für die Mühe? Ich schenke Dir die Freiheit, und dazu ein Schiff mit den kostbarsten Waaren."

„Herr!" antwortete Bolemir, „ich will nur den armen Greis, der neben meiner Kerkerzelle gefangen sitzt."

„Das nicht! Er ist schon dreißig Jahre dort und muß dort sterben."

„Dann verlange ich nichts."

Der Hauptmann versank auf eine Weile in Gedanken, und sprach: „Was verlangst Du aber von der Tochter?"

„Die Prinzessin, welche . . . ."

„Halt' ein!" schrie der Hauptmann voll Erbitterung, „die darf das Licht nicht erblicken. Verlange etwas anderes."

„Ich verlange nichts," antwortete Bolemir still und schickte sich zum Fortgehen an.

„Nicht so!" hielt ihn der Hauptmann zurück, „ohne Belohnung gehst Du nicht fort."

„Ich verlange nichts anderes," wendete Bolemir ein und der Hauptmann hielt sich vor Zorn kaum aufrecht. Da trat die Gemalin zu ihm heran, und flüsterte ihm etwas bittend in's Ohr.

Der Hauptmann sah finster d'rein, rieb sich die Stirn mit der Hand und sprach zu Bolemir: „Wohl an, so hole Dir den Alten und die Prinzessin! Am Strande hast Du ein zugerüstetes Schiff, segle auf der Stelle davon."

Bolemir sagte ihm seinen Dank, ließ den Kindern die Flöte zurück, eilte zu dem Greise und der Prinzessin und kündete ihnen ihre Freiheit an. Ohne auf ihre Fragen zu antworten, führte er sie auf das Schiff, und erst dort erzählte er ihnen Alles.

„Wie werden wir aber fahren?" fragte er zuletzt den Greis, als er sah, das Schiff sei ohne Ruderer.

„Ich werde es selbst lenken," sagte der Greis, setzte sich zum Steuerrade und schon schoß das Schiff wie ein Pfeil dahin. Drei Tage und drei Nächte lang fuhren sie, als sie eine Insel erreichten. Die Prinzessin am Schiffe zurücklassend, betrat der Greis mit Bolemir den Strand, führte ihn zu einem alten Apfelbaum und sprach zu ihm, indem er einen mitgebrachten Spaten

ihm reichte: „Grabe eine Grube, etwa so groß, als sollte diese mein Grab sein."

Bolemir that also, und als er fertig war, fragte er: „Was weiter?"

„Bis es Dir am schlimmsten ergeht, dann erinnere Dich meiner," sprach der Greis, „nun aber haue mir mit diesem Spaten den Kopf ab, dann begrabe mich hier und fahre mit der Prinzessin weiter."

Bolemir aber fiel dem Alten um den Hals, küßte und bat ihn, er möchte so Etwas von ihm nicht verlangen. Allein der Greis bestand auf seinem Entschluße, indem er hinzufügte, er müßte noch lange und lange Martern fühlen, und nur auf diese Weise könne er befreit werden. Da wandte Bolemir die Augen weg, und schlug mit Einem Hiebe dem Greise den Kopf ab, worauf er diesen sammt dem Rumpfe in die Grube legte, sie dann verschüttete und für die Seele des Greises ein Gebet sprach. Nun kehrte er auf das Schiff zurück, und setzte mit der Prinzessin, auf Gottes Obhut vertrauend, die Reise fort. Und das Schiff zog so schön dahin, als möchte es Jemand lenken und nach einigen Tagen erblickte Bolemir die Thürme seiner Vaterstadt.

Mittlerweile hatte man schon von der Stadt aus das Schiff am Meere beobachtet, und sogleich ward Bolemir's Vater davon verständigt, der schon mit Ungeduld seinen Sohn erwartete und einen Unglücksfall befürchtete. Nun aber war er sehr erfreut, und ließ eilige Anstalten zur festlichen Begrüßung des Sohnes treffen, er selbst schritt mit seiner Frau zum Ufer. Wie

er aber den Bolemir allein und dazu noch mit einem fremden Mädchen erblickte, das Schiff ohne Ruderer und Waaren, da ahnte er gleich etwas Arges. Als der Sohn mit einigen Worten sein Abenteuer erzählt hatte, da schüttelte er ungläubig mit dem Kopfe, und wußte nicht, wie er vor Scham nach Hause zurückkehren solle, weil der Sohn ohne Waare und ohne Geld zurückgekehrt sei. Nichtsdestoweniger führte er ihn sammt der Prinzessin nach Hause. Dort nahm er den Bolemir bei Seite und sagte zu ihm: „Ob Du durch Dein Verschulden oder durch Unglück um so viele Waaren gekommen, das will ich jetzt nicht erforschen, Du aber wirst mir von heute an, wie ehedem, zu Hause beistehen."

Ueber diesen kühlen Empfang bestürzt, stimmte Bolemir nur mit Kopfnicken bei und ging gleich seiner Arbeit nach. Abends führte ihn der Vater in's Schlafgemach, das sich aber in dem höchsten Stockwerke des Hauses befand, und schloß nach ihm die Thür zu.

„Was wird da geschehen?" seufzte Bolemir auf, und erinnerte sich dabei gleich der Prinzessin, die er den ganzen Tag hindurch nicht zu Gesichte bekommen hatte. Doch das Gleiche dachte auch die Prinzessin, die wieder von der Kaufmannsfrau in eine ebenerdige Kammer eingeschlossen wurde. Inzwischen pflog der Kaufmann Rath mit seiner Frau.

„Was werden wir mit dieser Landstreicherin machen?" fragte die Frau.

„Ich weiß nicht," sagte der Mann achselzuckend.

„Ich aber weiß es, sie soll bei uns als Magd dienen."

„Nimm Du sie also in Deine Obhut, ich werde den Bolemir beobachten.“

Während des Tages ließ der Vater den Bolemir nicht aus den Augen, doch wie die Nacht kam, verfiel er bald in den Schlaf, so auch seine Frau. Freilich waren Bolemir und die Prinzessin eingeschlossen, und noch dazu so weit von einander, allein da sie einander liebten, fanden sie bald Rath. Die Fenster waren auf der nämlichen Hausseite, und als Bolemir bekümmert aus dem Fenster sah, erblickte er in dem untersten Fenster die Prinzessin. Schnell nahm er ein Stückchen Papier, schrieb darauf, die Prinzessin möge nicht verzweifeln, alles werde ein gutes Ende nehmen, band es dann auf eine lange Schnur und ließ diese herab. Kaum berührte das Papier den Kopf der Prinzessin, schaute sie empor, und erkannte den Bolemir. Sie küßte das Brieflein, las es durch und schrieb hernach auf die Rückseite die Antwort. Bolemir zog diese empor und war mit deren Inhalt ganz einverstanden.

Von dieser Zeit an waren beide immer heiter, und jeden Abend klagten sie einander heimlicherweise brieflich, was ihre Herzen schwer mache. Doch ihre Freude währte nicht lange! Einmal konnte der Kaufmann nicht einschlafen und schaute zum Fenster heraus, und da bemerkte er, wie beide mit Hilfe der Briefchen mit einander verkehren. Sogleich hielt er mit seiner Frau Rath, daß sie den Sohn wieder in die Welt schicken, die Landstreicherin aber entweder davonjagen oder umbringen wollen.

„Umbringen müssen wir sie,“ rieth die Frau: „denn

wenn wir sie davonjagen, so wird sie so lange herumziehen, bis sie den Bolemir findet."

Schon am andern Tage hatte Bolemir alles zur Abreise vorbereitet, nämlich ein anderes waarenbeladenes Schiff, das freilich nicht so schön war wie das erste. Zu Hause gab ihm der Vater eine geziemende Ermahnung und fast kühl nahm er von ihm Abschied, die Frau aber konnte sich der Thränen doch nicht erwehren; bis zum Schiffe jedoch gab ihm Niemand das Geleite, mit Ausnahme der Prinzessin, die freilich unbemerkt war. Dort gab sie ihm eine goldene Fahne, die sie unter ihrer Kleidung versteckt gehalten hatte, und sprach: „Fahre immer gegen Sonnenaufgang und nach drei Tagen gelangst Du zu einer großen Stadt. Dort wohnen meine Eltern; wie Du diese Fahne am Maste aufsteckest, wird der König gleich um Dich schicken. Du berichte ihm Alles der Wahrheit gemäß, und das Uebrige wird sich von selbst fügen." Hierauf küßte sie ihn auf die Stirn und eilte zurück.

Mit Thränen in den Augen spannte Bolemir die Segel aus und fuhr von dannen. Inzwischen berieth sich zu Hause der Kaufmann mit seiner Frau, was sie doch mit dieser Landläuferin thun sollten. Und es blieb bei dem ersten Beschluße, und die Kaufmannsfrau trug sich selbst an, jene umzubringen und im Garten wohl zu verscharren. Spät in der Nacht, als schon die Prinzessin auf ihrem armseligen Lager von Bolemir schön träumte, sperrte die Frau mit einem falschen Schlüßel die geschloßene Thür auf. Mit dem Messer in der Hand wollte sie über jene herfallen, allein wie verstel-

nert blieb sie in der Thür stehen; denn oberhalb der Prinzessin schwebten zwei wunderliebliche Gestalten, über ihrem Haupte einen Kranz haltend, einen Kranz von sinngrüner Farbe. Wie betäubt wankte die Kaufmannsfrau zurück, und ohne zu wissen, wie sie in ihre Kammer gelangt sei, kam sie dann erst zur Besinnung, als der Mann zu fragen kam, wie ihr der Mord geglückt sei.

„Ach, wir haben uns übel berathen!" stöhnte das Weib, „sie ist unschuldig und rein wie ein Thautropfen." Hierauf erzählte sie ihm, was sie gesehen. Der Mann ward tiefsinnig und sagte: „Wir haben freilich schlimm von ihr gedacht, doch Unwissenheit erzeugt keine Sünde. Trachten wir dafür nun, wieder gut zu machen, worin wir ihr wehgethan haben."

Am nächsten Tage kam die Kaufmannsfrau schon sehr frühzeitig zu der Prinzessin, und befahl ihr ein Frühstück für drei Personen zu kochen. Die Prinzessin verwunderte sich darüber, und augenblicklich sich ankleidend lief sie in die Küche. Nach einer kleinen Weile brachte sie das Frühstück auf den Tisch, doch wie war sie überrascht, als ihr die Kaufmannsfrau den Platz zwischen ihr selbst und ihrem Manne anwies. Nach dem Frühstück führte sie sie in ein anderes Gemach, wo sie in einem schon bereit gehaltenen Bade sie rein wusch, und in kostbare Gewänder kleidete.

„So!" sprach sie hernach, „jetzt bist Du unsere Tochter."

Die Prinzessin dankte ihr mit Thränen in den Augen, und von diesem Augenblicke an lebte sie so glänzend, wie daheim bei ihrem königlichen Vater.

Bolemir war inzwischen glücklich bis zu der Stadt geschifft, wohin ihn die Prinzessin gesandt hatte. Nachdem er die goldene Fahne am Maste aufgepflanzt hatte, senkte er die Anker in's Meer. Und nach kurzer Zeit hörte er in der Stadt ein festliches Schießen und Musik, worauf sich ein Nachen zeigte, der wie ein Pfeil über den Meeresspiegel zu Bolemir eilte. Als er schon ziemlich nahe war, erkannte Bolemir, daß sich der König selbst darin befinde, der ihn sogleich fragte: „Wer bist Du, und woher hast Du diese goldene Fahne genommen?"

Bolemir erzählte getreu alle seine Abenteuer, der König aber wollte diesem nicht recht glauben; dennoch lud er sehr artig den Bolemir in seinen Palast ein. Nun fuhren sie zusammen bis in den Hafen, woselbst der König Bolemir's Schiff der Obhut eines seiner Höflinge befahl, ihn selbst aber mit sich nahm. Im Palaste wies er ihm ein prachtvolles Gemach an, ließ ihm theuere Speisen und Getränke bringen, und gebot einem von seinen Dienern, er möge sich auf keinen Augenblick von ihm entfernen, und jeden seiner Wünsche schnell erfüllen. Bolemir war hierüber sehr erfreut, allein bald sah er ein, er befinde sich eigentlich in einem Gefängniße, obzwar in einem äußerst prächtigen.

Indessen saß der König am Throne und um ihn herum die Herren vom Hofe. Und der erste von ihnen, ein königlicher Kämmerer, rieth, es möge ohne Verzögerung ein Schiff mit bewehrter Mannschaft ausgerüstet werden, um die Prinzessin abzuholen, und Bolemir solle mitreisen. Der König nahm seinen Rath an und machte ihn zum Befehlshaber der Ausrüstung. Gleich

am andern Tage segelte das Schiff ab, und gelangte glücklich zu der Prinzessin. Nun erst sah der Kaufmann ein, daß Bolemir wahr gesprochen habe und richtete das prächtigste Festmal an, daß selbst der Kämmerer vor Verwunderung das Haupt schüttelte. Am dritten Tage begab man sich wieder auf die Reise, und der Kämmerer bekam die herrlichsten Geschenke für den König und für sich, und die Prinzessin erhielt einen überaus werthvollen Schmuck, den die Kaufmannsfrau schon vor geraumer Zeit für Bolemir's Braut eingekauft hatte. Der Kämmerer war die Höflichkeit selbst und schmeichelte dem Bolemir, als wäre dieser schon der Gemal der Prinzessin und des Königs Thronfolger Kaum aber hatten sie das Gestade verlassen, untersagte er ihm den Zutritt zur Prinzessin, obzwar sehr artig, indem es, meinte er, ungeziemend wäre.

Das Schiff segelte rasch, allein dem Bolemir schwand dennoch die Zeit sehr langsam dahin — und wie konnte es auch anders sein? Sah er ja doch um sich nur lauter fremde Gesichter, und das Antlitz, das er vielleicht ein ganzes Jahr lang unaufhörlich betrachtet haben würde, war vor ihm verborgen. Deßhalb stand er ganze Stunden am Verdecke und schaute in's Meer.

Inzwischen ging der Kämmerer mit seinen Leuten sehr freundlich um, gab ihnen zu essen und zu trinken, was sie nur verlangten, und zeitweilig vertheilte er auch Geld unter sie. Den Tag darauf sprach er mit Jedem einzeln, und theilte abermals Geld aus. Bolemir achtete nicht im Geringsten darauf, er wäre aber vor Schrecken zusammengefahren, hätte er gewußt, daß es

sich um sein Leben handle. Nachdem sich endlich am dritten Tage der Kämmerer alle seine Leute geneigt gemacht hatte, rief er sie auf die andere Seite des Schiffes und dort fragte er leise, wer sich getraue, den Bolemir zu ermorden. Gegen alle Erwartung erbot sich Niemand dazu, bis es endlich ein Soldat, der aber mehr einem Henker ähnlich sah, zu thun versprach. Der Kämmerer gab ihm ein reiches Lohngeld und der Elende ging geraden Weges zu Bolemir hin, der noch immer in's Meer niedersah.

„Was machst Du da?" fragte ihn der gedungene Mörder.

„Ich schaue den Fischen zu, wie sie ein so schönes Leben führen," antwortete Bolemir.

„Und gefällt es Dir?"

„Freilich!"

„Nun so gehe unter sie!" rief böhnisch der rohe Krieger und warf den Bolemir augenblicklich in's Meer.

Und die Prinzessin saß in ihrem Gemache und gedachte seiner; sie freute sich auf den Augenblick, wo sie ihren Vater wiedersehen und von ihm den Segen als des Geliebten Braut empfangen würde; doch gerade in diesem Augenblicke ertönte ein Freudengeschrei am Schiffe und gleich darauf trat der Kämmerer bei ihr ein.

„Bolemir ist in's Meer gefallen," sagte er ganz kühl zu ihr. Die Prinzessin stieß einen Schrei aus und begann zu wanken, der Kämmerer aber hielt sie im Falle auf, legte sie auf seinen Schoß und betrachtete mit beißer Wonne ihre Reizgestalt. Lange lag sie in der Ohn-

macht; endlich schlug sie die Augen auf und schaute furchtsam um sich; wie sie sich aber ganz in der Nähe des Kämmerers wahrnahm, sprang sie auf, als hätte eine Schlange sie gebissen, und bedeckte ihr Antlitz.

„Huldreiche Prinzessin," sagte der Kämmerer, halb ernst, halb bittend, „verschmähe meine Liebe nicht. Du bist in meiner Macht, und wenn Du nicht schwörst, mich zum Gatten zu wählen, so tödte ich Dich, und wälze alle Schuld auf Bolemir, der freilich auch Dich nicht mehr wird beschirmen können."

Die Prinzessin schwieg, aber plötzlich durchblitzte ein Gedanke ihr Haupt, so daß sie entschlossen sprach: „Ich schwöre es."

„Aber schwöre gleichzeitig, daß Du nie erwähnen wollest, auf welche Art ich mir Dein Herz geneigt gemacht habe," befahl vom Neuen der Kämmerer.

„Ich schwöre es," sagte die Prinzessin ohne Verlegenheit, und ganz zufrieden gestellt verließ der Kämmerer die Prinzessin. In nicht langer Zeit kamen schon die Zinnen der Hauptstadt zum Vorscheine und gleich darauf hörte man festliches Schießen und Musik. Wieder kam der König selbst entgegen, und als er seine Tochter erblickte, vergoß er Freudenthränen. Bolemir's gedachte er in diesem Augenblicke gar nicht, allein der Kämmerer erinnerte ihn selbst an denselben, indem er sagte: „Gnädigster König, schlimm wäre es uns ergangen, wenn ich nicht vorsichtig gewesen wäre. Jener Bolemir war ein Anführer von Seeräubern, und hielt die Prinzessin in seinem Schloße verborgen. Er wollte unsere Stadt plündern; aber nun wird es nicht mehr thun, er ist todt."

„Wie soll ich Dir dankbar sein, mein treuer Diener oder besser mein Freund?“ fragte der König.

„Hätte ich kein Herz im Leibe,“ antwortete der Kämmerer, „so möchte ich nichts verlangen, weil dieser Dienst meine Pflicht war. Aber . . .“

„Nur weiter,“ munterte ihn der König auf.

„Ich liebe die Prinzessin!“ lispelte der Kämmerer und bedeckte sein Antlitz, aber nur deßwegen, daß der König dessen arglistes Lächeln nicht wahrnehme.

„Es geschieht nach Deinem Wunsche,“ sicherte ihm der König zu, „ob aber auch die Prinzessin Dich liebt?“

„Sie hat mir schon ewige Treue versprochen,“ versicherte der Kämmerer.

Der König war mit allem sehr zufrieden und traf Anstalten zu der prunkvollen Vermählung. Der Kämmerer eilte wie im Fluge zu der Prinzessin, um ihr die freudige Nachricht zu überbringen. Er sagte ihr, die Hochzeit würde ehestens stattfinden.

„Nicht so, mein Bräutigam,“ wandte die Prinzessin ein, „ich habe freilich geschworen, Dich zum Gatten zu wählen, aber nicht gesagt, wann. Nicht eher trete ich mit Dir zum Altare hin, so lange nicht eine Kirche erbaut ist, ganz so, wie ich sie haben will.“

„O meine Theure,“ erwiderte der Kämmerer, „Berge will ich zusammentragen, wolle nur befehlen, und alles geschieht nach Deinem Willen.“

„Ich will eine solche Kirche haben,“ sprach die Prinzessin und reichte dem Kämmerer ein großes Blatt Papier, worauf eine wunderschöne Kirche gemalt war. Der Kämmerer erfaßte schnell das Blatt, und schon

eilte er hin, um den Bau in Angriff nehmen zu lassen. Noch am nämlichen Tage ward der Grund gegraben, Steine wurden herbeigeschafft, und der Kämmerer sandte Boten durch's ganze Land, daß sie die vorzüglichsten Künstler und Handwerker zur Betheilung an dem Bauwerke einladen. Der Kämmerer glühte förmlich in Wonnegefühlen, und es fiel ihm gar nicht bei, daß noch sein Glück vernichtet werden könne; war ja Bolemir doch schon lange von den Fischen und wilden Meerungeheuern aufgezehrt, und dieser allein hätte sich gegen ihn erheben können. Jeder, der mit dem Kämmerer auf dem Schiffe fuhr, war vollkommen davon überzeugt, und dennoch war dem nicht so.

Als Bolemir in's Meer gestürzt ward und mit dem Tode rang, da erinnerte er sich jenes Greises, den er aus dem Gefängniße erlöst und dann auf der einsamen Insel begraben hatte. Aber welch' ein Wunder! Der Greis war augenblicklich da, faßte ihn um den Leib, und nach kurzer Frist legte er ihn unter den Apfelbaum auf jener Insel, wo sich sein Grab befand.

„Das ist Dein Glück," sagte er zu ihm, „daß Du Dich an mich erinnert hast. Nimm diesen Ring, der die unschätzbare Eigenschaft besitzt, daß Du, wie Du ihn am Finger umdrehst, was immer für eine Gestalt annehmen kannst. Nun aber lebe für immer wohl, wir sehen uns nie wieder." Hierauf verschwand der Greis, ehe ihm Bolemir noch seinen Dank sagen konnte. Eine Zeit lang saß er wie betäubt und mußte erst nachsinnen, was mit ihm geschehen sei. Plötzlich aber ward es hell in seinem Kopfe.

„Der Kämmerer wird wohl der Urheber von Allem sein,“ dachte er, drehte den Ring am Finger um, und wünschte sich, ein Adler zu sein. Und im Nu breitete er die Arme aus, doch das waren schon keine Arme, das waren Flügel, die ihn augenblicklich in die Lüfte trugen. Und er flog bis zu den Wolken empor, und blickte mit bisher ungekannter Lust herab auf die Erde. In grauer Ferne sah er etwas, einem Ameisenhaufen ähnliches, als er es aber schärfer betrachtete, erkannte er, dies sei die Geburtsstadt der Prinzessin. Wie ein Blitz ließ er sich nach jener Seite herab, und noch war keine Stunde vergangen, als er schon auf einer hundertjährigen Eiche saß, die unfern der Stadt am Waldesrande stand. Mit seinem Adlerauge blickte er nach allen Seiten, bis er unfern vom königlichen Palaste auf einem Hügel eine unzählige Menschenmenge wahrnahm, die hin und her lief und sich nicht anders geberdete, als sänke der Boden unter ihr ein.

„Ich will hinschauen,“ dachte Bolemir, flog von der Eiche herunter, und den Ring umdrehend wünschte er sich, ein uraltes Väterchen zu sein. Und es ward aus ihm ein Greislein, so uralt, als hätte es schon die Sündfluth gesehen. Ein schneeweißer Bart floß ihm bis auf die Brust herab, seine Hände und Füße waren nur Haut und Knochen, und seine ganze Erscheinung war so ehrwürdig, daß ihm Jedermann ehrfurchtsvoll auswich. Langsamen Schrittes ging er nach jenem Hügel, wo er bald erfuhr, daß daselbst eine Kirche gebaut würde, worin die Prinzessin mit dem königlichen Kämmerer vermählt werden solle. Bolemir sah nun

ein, daß ihn seine Ahnung nicht betrogen habe, und begab sich unter die Arbeiter.

„Der Herr Gott helfe Euch!“ grüßte er sie.

„Gott geb' es,“ antworteten sie ihm, aber gleich fragten sie ihn: „Und was wünschet Ihr gern da, Väterchen?“

„Ich möchte Euch gern helfen.“

„Das ist nichts für Euch, wir müssen arbeiten über Hals und Kopf, und Ihr seid schon über solche Arbeitsjahre hinaus. Aber wißt Ihr was? Wir bauen Euch hier eine Hütte und da werdet Ihr uns Nachts die Geräthschaften hüten; am Tage könnet Ihr uns zuschauen oder schlummern.“

„Ich bin damit zufrieden,“ äußerte Bolemir, worauf ihm gleich einige Arbeiter die Hütte bauten.

Es wurde bis in die tiefe Nacht gearbeitet. Nachdem schon alle Arbeiter auseinander gegangen waren, machte Bolemir einen Rundgang um die Grundmauern der Kirche, drehte den Ring um und rief: „Bis zum Morgen möge der vierte Theil der Kirche aufgebaut sein!“ Hierauf begab er sich in seine Hütte und schlummerte süß ein.

Zeitlich früh kamen die Arbeiter und Meister, allein wie erstaunten sie, als sie den vierten Theil der Kirche aufgebaut sahen. Sie zerbrachen sich vielfach den Kopf, wie das zugegangen sei, bis endlich einer von ihnen ausrief: „Mag es so oder so geschehen sein, es ist so viel gebaut, daß wir nicht einmal in einem Vierteljahre so viel zu Stande gebracht hätten, und nun können wir feiern, und auf die Gesundheit derjenigen trinken, die uns so viel Arbeit erspart haben.“

„Trinken wollen wir, trinken!" rief man von allen Seiten, und im Nu gab es Speise und Getränke in Hülle und Fülle da. Das fröhliche Singen und Lachen hallte bis in das königliche Schloß, so daß der Kämmerer herbeilief, um zu sehen, was es da gäbe. Daß er mit Allem gehörig zufrieden war, versteht sich von selbst, und noch gab er den Arbeitern ein gutes Trinkgeld. Sie zechten bis in die Nacht, dann schliefen sie bis zum hellichten Tage, worauf sie voll Neugier nachzuschauen liefen, ob wieder etwas hinzugebaut sei, doch Alles war wie am Abend vorher. Verdrießlich gingen sie also an's Werk, und verdrießlich arbeiteten sie die ganze Woche. Allein am achten Tage früh war der Kirchenbau wieder um ein Viertel gewachsen, aber Niemand wußte, daß Bolemir abermals der Urheber davon sei. Wieder tranken sie den ganzen Tag, bis es ihnen gelb und grau vor den Augen ward, aber nicht mehr so lustig, wie früher, denn sie befürchteten, am andern Morgen wieder arbeiten zu müssen. Und ihre Befürchtung war nicht grundlos, bis wieder nach acht Tagen die Kirche über die Nacht vollständig aufgebaut war. In der ganzen Stadt herrschte die Freude, doch die größte in des Kämmerers Herzen. Sogleich lief er zur Prinzessin und sprach: „Meine holdselige Braut, vollendet ist bereits, was Du Dir gewünscht hast." Die Prinzessin neigte blos den Kopf und ging die Kirche zu besehen. Mit Allem war sie zufrieden, nachdem sie aber ihre Rundschau vollendet hatte, sprach sie zum Kämmerer: „Die Kirche ist freilich erbaut, doch was für eine Vermählung wäre es, wo es an Altären

und an jeglicher Ausschmückung mangelt; auch unser Leben könnte so öde und leer werden, wie diese Kirche ist.“ Der Kämmerer erschrack, doch bald faßte er sich wieder und sagte: „Auch dies soll geschehen nach Deinem Willen.“ Schnell ließ er die vorzüglichsten Maler und Bildhauer herbeirufen und trug ihnen auf, ihre ganze Kunst diesem Tempel zu widmen. Die lieben Künstler gingen an's Werk, allein sie arbeiteten, wie es ihnen gefiel, manchmal ohne Unterbrechung den ganzen Tag, daß sie nicht einmal aßen, ein andermal wieder sangen sie nur den Tag hindurch. Belemir kam einmal zu ihnen, um sich ihre Arbeit anzusehen, und auf die Frage, was er wolle, antwortete er ihnen: „Wenn es Euch recht wäre, möchte ich Euch helfen.“

Die Künstler brachen in das größte Gelächter aus, und lachten ohne Aufhören, als zufällig der König mit der Prinzessin und dem Kämmerer herbeikam, um die Malerei zu besehen. Sie fragten nach der Ursache dieses Gelächters und die Künstler erzählten dieselbe. Die Prinzessin blickte mitleidsvoll auf Belemir, den sie freilich nicht erkannte, und sagte: „In unserm Garten ist eine alte Kapelle, geh' Alterchen, male dort etwas auf.“

Belemir bedankte sich und bat die Maler um Farben und Pinsel. Und diese gaben ihm ein zerschlagenes Farbentöpfchen, worein sie jedoch Kienruß warfen, und anstatt eines Pinsels nur einige Borsten. Belemir dankte ihnen dafür artig, worüber sie abermals zu lachen begannen, und ging in die Kapelle. Dort drehte er den Ring um, und sagte: „Das herrlichste Bild, das

je die Welt gesehen, möge hier sein." Und augenblicklich war das Bild zum Sprechen lebendig gemalt. Als die Prinzessin kam, um es anzusehen, da seufzte sie nur auf vor Erstaunen, und befahl gleich, der Greis möge die ganze Kirche mit Malereien ausstatten. Nun kamen auch die spöttischen Künstler in die Kapelle, um das Bild zu sehen, aber diesmal hielt ihr Lachen plötzlich inne, besonders als sie hörten, daß sie aus dem Dienste entlassen seien.

Am ersten Tage malte Bolemir mit Hilfe des Ringes die Bilder der Heiligen auf den Altären, am zweiten Tag aber seine eigenen Schicksale auf den Säulen. Und diese Schicksale waren so lebhaft in Farben wiedergegeben, daß Jedermann, dem sie bekannt waren, auch das letzte Steinchen erkennen konnte. Nun kam der König mit der Prinzessin und dem Kämmerer, um die Bilder zu sehen; den beiden ersten gefiel Alles über die Maßen, dem Kämmerer aber wollten die weltlichen Dinge, nämlich die Abenteuer Bolemir's durchaus nicht zusagen, besonders als er wahrnahm, daß er selbst dort abgebildet sei, wie er den Tod Bolemir's berathschlage, und wie Bolemir ins Meer geworfen werde. Der Prinzessin war's ganz eigen um's Herz, beständig blickte sie auf Bolemir, wer er wohl sei, daß er ihr Leben so genau kenne. Der König war mit Allem sehr zufrieden, und fragte den Greis, was er für seine Arbeit verlange.

„Nichts," antwortete ihm dieser, „gestatte nur, daß ich während der Hochzeitstafel an der Seite der Braut sitzen darf."

„Es geschieht, wie Du wünschest," versprach ihm der König, und Alle gingen fort.

Am zweiten Tage fand schon die hochzeitliche Tafel statt, denn der Kämmerer schien Eile zu haben. Von Gästen wimmelte es nur, unter ihnen gab es eine große Menge von Königen und Prinzen, aber keiner von ihnen saß der Prinzessin zur Seite, nur Bolemir. Bei der Tafel mußte jeder Gast irgend eine Erzählung zum Besten geben. Alle hatten dies schon der Reihe nach gethan, nur Bolemir nicht. Als ihn Niemand dazu aufforderte, nahm ihn die Prinzessin bei der Hand und sprach: „Erzähle auch Du uns etwas, Alterchen, Du hast gewiß viel erlebt."

„Ach freilich, holdselige Prinzessin!" antwortete er, „obzwar ich nicht bin, was ich zu sein scheine. Aber meine Erzählung wird lang sein, sehr lang, durchaus nicht zum Lachen, und Jemandem vielleicht gar zum Nachtheil, weßhalb ich nur unter der Bedingung erzählen werde, wenn Niemand meine Rede unterbricht."

„Niemand wird es thun, Niemand!" rief man von allen Seiten.

Und nun begann er seine eigenen Lebensschicksale zu erzählen, und stets machte er den Kämmerer aufmerksam, es sei in der Kirche gemalt. Der Kämmerer sprang ihm oft in die Rede, doch wurde er von allen Gästen zur Ruhe gemahnt und mußte verstummen. Die Prinzessin konnte das Ende nicht abwarten, denn sie war dessen gewiß, daß der Greis den Bolemir sehr gut gekannt haben müsse, allein sie wollte seine Erzählung nicht unterbrechen, um ihn zu fragen und nebstbei

war ihre Zunge von einem Eide gebunden. Nachdem der Greis geendet hatte, drehte er den Ring um, und statt des ehrwürdigen Greises saß da ein wunderschöner Jüngling.

„Bolemir!“ schrie die Prinzessin auf und fiel ihm um den Hals. Und er zog einen Ring und die Hälfte des Schleiers hervor, und bat die Prinzessin, die andere Hälfte des Schleiers zu bringen. Natürlicherweise erfüllte die Prinzessin seinen Wunsch und nun war es offenbar, welch ein schändlicher Mensch der Kämmerer sei. Sogleich ward ein Gericht gehalten, der Kämmerer ward von vier Ochsen geviertheilt, und Bolemir nahm seine Stelle ein.

Gut, daß es den Tod auf Erden gibt!

Nach K. J. Erben

Vor Alters, als noch der Herr Jesus und der heilige Peter zusammen durch die Welt pilgerten, kamen sie eines Abends auch zu einem Schmiede, und baten um ein Nachtlager. Der Schmied hieß sie gleich mit großer Freundlichkeit willkommen, warf den Hammer, den er eben in der Hand hielt, unter den Amboß, und führte sie in die Stube; darauf ging er hin und ließ ihnen ein gutes Nachtmal zubereiten. Und als das Nachtessen vorüber war, sprach er zu seinen Gästen: „Ich sehe, daß Ihr nach der Reise sehr ermüdet seid und gern zur Ruhe ginget — und es war heute auch gewaltig heiß, — leget Euch also Beide in mein Bett und schlafet aus; ich lege mich dafür in die Scheuer auf's Stroh." Hierauf wünschte er ihnen eine gute Nacht und entfernte sich. Und als es Morgen ward, ließ er ihnen wieder ein Frühstück zurichten, und dann gab er ihnen noch ein Stück Weges das Geleite. Und als er von ihnen Abschied nahm, sagte er: „Ich gab, was ich hatte, nehmet mit dem Geringen vorlieb!"

Da zupfte der heilige Peter heimlich den Herrn Jesus beim Rockärmel und sprach: „Herr! ertheilst Du ihm denn keine Belohnung dafür, daß er ein so braver Mann ist, und uns so gern gesehen hat?“

Der Herr Jesus antwortete ihm darauf: „Der Lohn dieser Welt ist ein schlechter Lohn, ich aber bereite ihm einen andern im Himmelreiche vor.“ Alsdann wandte er sich zu dem Schmiede und sagte zu ihm: „Verlange, was Du willst, drei Bitten sollen Dir erfüllt werden.“

Da ward der Schmied gar froh und sprach: „Wenn dem so ist, dann mache, Herr, daß ich noch hundert Jahre lebe, und ebenso gesund bin, wie heute.“

Und der Herr Jesus sagte zu ihm: „Es soll geschehen, wie Du Dir wünschest. Und was verlangst Du weiter?“

Der Schmied sann nach und sprach: „Was soll ich verlangen? Mir geht es ohnehin schon gut auf der Welt; was ich für den Tag bedarf, erwerbe ich mir stets mit meinem Handwerke. Mache also, daß ich stets genug Arbeit habe, so wie bisher.“

Und der Herr Jesus sagte zu ihm: „Auch das soll erfüllt werden. Und was verlangst Du noch zum Dritten?“

Da wußte schon der liebe Schmied nicht, was er sagen solle; allein er dachte nach und sagte nach einer Weile: „Ei nun, wenn Du Herr so gütig bist, so mache, daß Jeder, der auf dem Stuhl, worauf Du bei mir zu Tische gesessen, sich niederläßt, daselbst anfriere und nicht früher von der Stelle könne, bis ich ihn entlasse.“

Der heilige Peter begann darüber zu lachen, allein der Herr Jesus sagte: „Es geschehe, wie Du gesagt hast!“

Hierauf gingen sie auseinander, der Herr Jesus und der heilige Peter setzten ihre Reise fort, und der Schmied lief voll Freude nach Hause. Und es geschah ihm, was ihm der Herr Jesus versprochen hatte. Alle seine Bekannten um ihn herum waren schon gestorben; er aber war immer noch gesund und frisch wie ein Fisch, hatte Arbeit in Hülle und Fülle, und sang vom Morgen bis zum Abend.

Aber Alles nimmt sein Ende. Jene hundert Jahre liefen zuletzt auch ab, und der Tod klopfte an die Thür.

„Wer da?“ fragte der Schmied.

„Ich bin's, der Tod, der Dich zu holen kömmt.“

„Ei schön willkommen! Das sind überaus liebe Gäste!“ sagte der Schmied, hinterlistig lächelnd, „nur weiter, nur weiter, gnädiger Herr! Gedulde Dich aber nur, bis ich diese Hämmer und Zangen ein wenig in Ordnung bringe, ich bin aber gleich damit fertig. Inzwischen setze Dich ein wenig auf diesen Stuhl; ich weiß ja ohnehin, daß Du von diesen beständigen Wanderungen durch die Welt sehr ermüdet seiest.“

Der Tod ahnte nichts Arges, ließ sich's nicht lange heißen und setzte sich. Da lachte der Schmied hell auf und sprach: „Jetzt bleibe da sitzen und rühre Dich nicht von der Stelle, bis ich Dir die Erlaubniß ertheile!“

Der Tod begann unruhig zu werden, rasselte mit den Gebeinen und klapperte mit den Kinnbacken: aber da war keine Hilfe, er konnte nicht vom Flecke, und

mußte sitzen bleiben, als wäre er angeschmiedet. Der Schmied lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, schloß die Thür hinter sich zu, und ging seinem Tagewerke nach, darüber erfreut, daß er keine Furcht vor dem Tode mehr haben müsse, da er ihn zu Hause gefangen halte.

Seine Freude währte indessen nicht lange, und bald sah er ein, daß er sich geirrt habe.

Er hatte zu Hause ein schönes, gemästetes Schweinchen und wollte dieses aus Freude über jenes Ereigniß schlachten und die Schinken räuchern lassen; denn schön geräucherte Schinken aß er sehr gern. Er nahm daher die Axt und gab dem Schweinchen einen Hieb über den Kopf, daß es umstürzte; allein während der Schmied nach dem Messer reichte, um es abzustechen und das Blut in einen Topf aufzufangen, da raffte sich das Schweinchen plötzlich wieder auf, und „roch! roch! roch!“ lief es davon, und ehe sich der Schmied von seinem Schrecken erholte, war es über alle Berge!

„Warte Beest, ich werde Dich schon wieder bekommen!“ sagte der Schmied und ging unterdessen in den Federviehstall, und zog eine Gans heraus. Bereits zwei Wochen hatte er sie geästet — für den Kirchweihtag. „Wenigstens werde ich mich an Dir heute laben, da mir die Würste davon gegangen sind,“ sprach er, nahm das Messer und wollte der Gans den Hals abschneiden. Aber o Wunder! Aus der Gans floß kein Tröpfchen Blut, und wie er ihr das Messer aus der Kehle herauszog, fand sich von der Wunde nicht die geringste Spur mehr! Während sich der Schmied

darüber noch höchlich wunderte, entwand sich die Gans plötzlich seinen Händen und „keiba! keiba!" flog sie dem Schweinchen nach.

Das war dem Schmiede denn doch ein wenig zu arg! Heute ein so glänzendes Werk gethan zu haben, und sich jetzt nicht einmal an einem Braten laben zu dürfen? Daher ließ er inzwischen die Gans Gans und den Eber Eber sein, ging in den Taubenschlag und holte zwei Tauben. Damit ihm aber diese nicht auch ein ähnliches Kunststückchen ausführten, ergriff er eine Art und hieb ihnen auf einem Holzblock die Köpfe ab, beiden auf einmal. „Nun, ihr wenigstens habt genug," murmelte er und warf sie auf die Erde. Doch Wunder! Kaum waren sie zu Boden gefallen, so hefteten sich die Köpfchen wieder an die Hälse an, und frr! auch die Tauben waren fort. — Da ging plötzlich dem Schmiede ein Licht auf, er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sprach: „Ja wahr, wahr! daran habe ich nicht gedacht: es kann ja deßwegen nichts sterben, weil ich den Tod gefangen halte!" Und er schüttelte den Kopf, und es war ihm nicht sonderlich lieb, daß er schon für immer von diesen schönen Schinken und Würsten, diesen schmackhaften Martinsgänsen und diesen gebratenen Tauben Abschied nehmen solle. Aber was thun? den Tod entlassen? — das nicht; der hätte ihm dann sicher zu allererst den Hals umgedreht. Er beschloß daher nun statt des Fleisches Erbsen und Brei zu essen, und statt am Braten sich an Kuchen zu laben — die seien ja, wenn eben nichts anderes da ist, auch gut genug!

Einige Zeit gestaltete sich dies auch befriedigend, so lange die alten Vorräthe nicht erschöpft waren. Aber erst es kam das Frühjahr, und da erst ging das wahre Elend an! Alle Thiere, die im vorigen Jahre gelebt hatten, erwachten mit Frühlingsanfang aus ihrem Todesschlafe wieder, kein einziges fehlte! Und dazu erwuchs noch eine solche Menge von Jungen, daß es überall davon wimmelte. Vögel, Mäuse, Heuschrecken, Käfer und anderes Gethier verzehrten und verdarben alles Getreide auf den Feldern, und die Wiesen waren wie abgebrannt; die Bäume in den Gärten standen kahl wie Ruthen, denn Blätter und Blüten hatten die Schmetterlinge und Raupen abgenagt, und es war nicht möglich, auch nur eine einzige zu tödten! In den Seen und Flüssen befand sich eine solche Menge von Fischen, Fröschen, Wasserkäfern und andern Insekten, daß das Wasser dadurch faul ward, und es unmöglich war, davon zu trinken; in der Luft gab es Wolken von Mücken und Fliegen, und auf der Erde eine solche Unzahl von häßlichem Ungeziefer, daß es einen Menschen zu Tode hätte peinigen müssen, wäre es ihm nur möglich, zu sterben. Und halbtodt wankten die Leute einher, wie Schatten, da sie weder leben noch sterben konnten.

Der Schmied sah, welches Unglück er mit seiner thörichten Bitte angerichtet habe und sagte: „Es ist doch gut von Gott gethan, daß es den Tod auf Erden gibt!“ Und er ging hin, überlieferte sich dem Tode und befreite ihn aus seiner Haft, und dieser nahm ihm auch auf der Stelle das Leben. Und so kam hernach allmälig Alles wieder in die alte Ordnung.

Der goldene Berg.

Nach Bozena Nemcová.

Sibor war der einzige Sohn einer armen Witwe. Nachdem er die Gartenkunst erlernt hatte, kam er nach Hause; da er jedoch daselbst nicht bleiben konnte, begab er sich zum königlichen Gärtner, bat ihn um einen Dienst und erhielt diesen auch sogleich. Er war ein ordentlicher, sehr ehrbarer Geselle, ein fleißiger Arbeiter, und deshalb gefiel er auch einem Jeden. Drei Jahre schon arbeitete er in dem königlichen Garten als Gehilfe, und weil er mit den Kreuzern zu sparen verstand, hatte er sich bald einige Gulden erwirthschaftet. Eines Tages um die Mittagsstunde legt er seine Geräthschaften seitwärts, und geht zu dem kleinen Teiche, um unter den Weidenbüschen zu rasten. Das war sein Lieblingsplätzchen. Er legte sich an dem weichen Rasen nieder, sann nach, was Alles er sich für das ersparte Geld kaufen wolle, und schaute empor zu den düstern Trauer-

weiden, deren geneigte Kronen sich in der bläulichen Weiherglätte abspiegelten. Da rauscht etwas in der Nähe, und nach einer kleinen Weile wird ein leichtes Plätschern der Wellen hörbar. Sachte schlägt Libor das dichte Gebüsch auseinander, und schaut, was das sei. Da sieht er im Teiche drei Jungfrauen baden, zwei waren schön, aber die dritte war wunderschön; kaum hatte Libor sie wahrgenommen, gleich begann sich ihm der Kopf zu drehen, und das Herz pochte ihm so heftig, daß es ihm fast aus dem Leibe herausgeflogen wäre.

Die Jungfrauen aber hatten keine Ahnung davon, daß Jemand sie belausche. Eine Weile lang badeten sie, dann traten sie an's Ufer, kleideten sich in weiße Gewänder, warfen webende Schleier über die Häupter, verwandelten sich in Schwäne und flogen davon. So lange sich die Jungfrauen ankleideten, saß dem Libor die Seele im Auge, erst nachdem sie der Schwäne Gestalt angenommen hatten, sprang er mit einem tiefen Seufzer auf, und breitete sehnsüchtig die Hände nach ihnen aus, als wollte er die Fliehenden aufhalten. Als die Schwäne gänzlich verschwunden waren, begab sich Libor nach dem Orte, wo früher die reizende Jungfrau stand, kniete am Rasen nieder, und legte die Wange auf die Stelle, wo er ihre zarten Fußstapfen erblickte. Lange wäre er so gelegen, wenn ihn nicht der Gärtner abgeholt hätte. Noch nie in seinem Leben hatte er so zerstreut gearbeitet, als an diesem Nachmittage; er sah und hörte Niemanden, und sprach zu Keinem ein Wort.

Während der Nacht überlegte sich Libor alles dies und beschloß, am zweiten Tage, falls die Jungfrauen

wiederkommen sollen, schlauer zu sein. Mit unaussprechlicher Sehnsucht erwartete er den zweiten Tag. Wie es Mittag war, ging er zu dem Teiche, und verbarg sich unfern der Stelle, wo den Tag zuvor die Gewänder der Jungfrauen lagen. Es dauerte nicht lange, da flogen drei Schwäne herbei, verwandelten sich in Jungfrauen, begannen sich zu entkleiden und legten die weißen Gewänder in Libor's Nähe nieder. Die schönste aber hing ihren kostbaren Schleier gerade über seinem Haupte auf. Als Libor sie im Wasser plätschern hörte, streckte er die Hand aus, und nahm den Schleier vom Aste herunter; allein da rauschten die Blätter, die Jungfrauen erschracken, sprangen an's Ufer, warfen die Kleider und Schleier über sich, und schon rauschten Schwansflügel durch die Luft. Allein die schönste befand sich nicht unter ihnen, diese lief am Ufer umher, und suchte ihren Schleier, ohne den sie nicht Schwanengestalt annehmen konnte.

„Wie, haben mir ihn die Vögel davongetragen, der Wind davongeweht, oder hat mir ihn ein böser Mensch geraubt?" Also wehklagte und weinte das arme Jungfräulein. Da tritt Libor aus dem Gebüsche.

„Sage mir, Jüngling!" fragte ihn die Jungfrau, und trat zu ihm heran, „hast Du nicht meinen weißen Schleier gesehen? Er ist verloren gegangen, und ich weiß nicht wohin."

„Die Vögel haben Dir ihn nicht davongetragen, der Wind hat Dir ihn nicht davongeweht, ich habe mir ihn am Herzen verborgen."

„O so bitte ich Dich, gib mir ihn zurück, ich muß den Schwestern nach."

„Beileibe nicht, schöne Jungfrau! Du bekommst den Schleier nicht zurück, und darfst nicht von hinnen. Ich liebe Dich mehr, als ich die ganze Welt, mehr, als ich meine Mutter, mehr, als ich mich selbst liebe, und wenn Du bei mir nicht bleibst, so sterbe ich vor Gram." Bei diesen Worten nahm Libor die Jungfrau bei der Hand, und blickte ihr so sehnsuchtsvoll in die Augen, daß sie ihn mit sichtlichem Wohlgefallen anhörte.

„Wünsche Dir's nicht, Jüngling," daß ich bei Dir bleibe, denn dies wäre Dein Unglück; die Mutter käme um mich, und Du wärst verloren."

„Sie soll kommen! Für Dich möchte ich selbst mit Riesen kämpfen, in's Feuer springen, und jegliches Ungemach erdulden Bleibe nur bei mir."

„Ich bleibe also. Wie ist Dein Name?"

„Libor, und der Deine?"

„Čekanka."

„Komm! meine theure Čekanka, ich will Dich zu meiner Mutter führen, sie wird Dich lieben, als wärest Du ihre eigene Tochter. Ich bin wohl nicht reich, aber Deinetwegen werde ich Tag und Nacht arbeiten, und was Du nur verlangst, das will ich Dir verschaffen."

Sie faßten sich bei den Händen und gingen zu Libor's Mutter. Die alte Frau gerieth in's Erstaunen, als sie ihren Sohn mit einer so herrlichen Jungfrau kommen sah, aber sie wunderte sich noch mehr, als sie hörte, das sei die zukünftige Braut. Liebreich hieß sie diese willkommen, und thränend segnete sie das junge Paar.

„Nun, mein Röslein,“ sagte Libor, nachdem er sich mit dem theueren Liebchen unterhalten hatte, „nun muß ich wieder in die Arbeit. Was soll ich Dir Abends bringen, daß es Dich erfreue?“

„Genug daran, wenn Du selbst kommst. Geh' nur, mein Libor, und kehre zeitlich zurück.“

Im Vorgemache traf Libor die Mutter; er zog den Schleier hervor, reichte ihr denselben und sprach: „Diesen Schleier, Mütterlein, hebe in der Truhe auf, und gib ihn nicht der Gelanka, selbst wenn sie darum bitten sollte. Sie selbst pflege wie eine Frühlingsknospe, daß sie uns ja nicht welke.“

Die Mutter bewahrte den Schleier auf, und ging zu der Braut. Wohl wußte sie nicht, woher und wessen Kind sie sei, aber trotzdem fragte sie nicht darnach, denn sie war überzeugt, ihr Sohn würde sich keine Maid auserwählen, die nicht ehrenwerth wäre. Als sie in die Kammer trat, setzte sie sich an Gelanka's Seite und begann ihr allerlei zu erzählen, von ihrer Hauswirthschaft und von den guten und schlimmen Seiten ihres Libor. „Oft habe ich ihm schon gesagt,“ schloß sie ihre Erzählung, „er möge heirathen; daß er mir aber so bald folgen werde, daran hätte ich nicht gedacht. Ich glaubte, er führe unsere Prinzessin, als er mit Dir herankam.“

„Wie denn erst, wenn mir Libor nicht meinen Schleier genommen hätte, da hättet Ihr gar geschaut, Mütterlein. Erstaunlich ist seine Pracht, und paßt allerliebst zu dieser Kleidung. Schade, daß Libor ihn fortgetragen hat, er müßte mir ihn sonst auf einen Augenblick borgen, daß Ihr mich darin sähet!“

„Er hat ihn nicht fortgetragen, sondern meiner Obhut anvertraut, und gesagt, ich solle Dir ihn nicht geben."

„Ich will ihn nicht. Glaubt der Kindische, daß ich mich darnach sehne? Ich weiß, daß er sich nun für mich nicht zieme. Ich wollte mich ja nur Euch, Mütterlein, darin zeigen."

„Nun warte, Mädchen, ich will ihn holen, und Dich damit schmücken. Dann schließe ich ihn wieder ein, und Libor wird kein Sterbenswörtlein davon erfahren."

Die Alte wandte sich um, ging zur Truhe und brachte den Schleier herbei. Hastig nahm Cekanka ihn derselben aus der Hand, entfaltete und musterte ihn mit Wohlgefallen. Auf einmal aber tritt sie zum Fenster, öffnet es, und zu der Mutter gewendet, spricht sie: „Saget Mütterlein dem Libor, wenn er mich zur Gattin haben will, soll er mich am goldenen Berge holen." Das sagte sie, warf den Schleier über das Haupt, und in einen Schwan verwandelt, flog sie zum Fenster hinaus.

Die arme Alte erschrack so gewaltig, daß ihr das Blut in den Adern erstarrte. Sie fürchtete, was Libor sagen werde, wenn er zurückkomme.

Der Abend senkte sich herab, und Libor eilte heim. In der einen Hand hielt er ein schönes Sträußchen, in der andern einen Korb des schmackhaftesten Obstes. Seine Wangen blühten, seine Augen flammten vor Seligkeit. Als ihn die Alte am Fenster vorbeischießen sah, begann sie vor Angst wie eine Espe zu zittern. Da erscheint Libor in der Thür, und mit einem Blicke die Kammer durchfliegend, frägt er:

„Wo ist Gekanka?"

Die Mutter erzählt unter Thränen, was geschehen sei, und was Gekanka gesagt habe. Bei jedem Worte schwand mehr und mehr die Farbe von des Jünglings blühenden Wangen, die Hände über der von unermeßlichem Schmerze krampfhaft ergriffenen Brust haltend, starrte er den Platz, wo er mit dem Liebchen gesessen, an, als wären ihm alle Gedanken entwichen. Erst nach einer geraumen Weile seufzte er aus tiefer Brust auf, und große Zähren rannen über seine Wangen.

„Mutter, schnür' mir ein Bündel, ich geh' zum goldenen Berge," waren seine ersten Worte nach langem Schweigen.

„Mein Goldsohn, thu' mir das nicht, was soll ich ohne Dich beginnen? Vergiß das Mädchen, das Dich so betrogen hat."

„Thue Mutter, wie ich Dir gesagt habe, ich kann ohne Gekanka nicht leben, und muß sie auffinden, und sollte ich den ganzen Erdkreis durchwandern."

Fruchtlos war die Wehklage der Mutter, Liber nahm sich einiges Geld, das geschnürte Bündel, gab der Mutter ein „Mit Gott", und ging den goldenen Berg suchen.

„Aber wo finde ich ihn?" dachte er, als er feldüber zog. Er schlug den ersten besten Weg ein. Lange ging er dahin, ehe er in einen furchtbaren Wald kam, und dort nicht wußte, wo ein, wo aus. Die Füße schmerzten ihn, Hunger und Durst quälten ihn, und eine menschliche Fährte war nirgends zu finden. Plötzlich vernahm er ein Hundegebell; da meinte er, eine Menschenwoh-

nung zu finden. Und diese fand er auch nach einer kleinen Weile. Frisch trat er in die Hütte ein, wo ein alter Jäger wohnte.

„Ich bitte Euch," begann Libor, „gönnet mir eine kurze Rast und schenket mir ein Stückchen Brod. Ich habe mich im Walde verirrt, und lange ist's schon, wo ich weder getrunken noch gegessen habe."

„Setz' Dich auf die Bank, was ich habe, will ich Dir geben," antwortete der Alte, brachte ein Laib Brod, ein Stück Wildpret, und reichte dies dem Libor. Ein Bescheidessen von der königlichen Tafel hätte ihm nicht so gut geschmeckt, als das schwarze Brod mit dem Fleische.

„Wohin gehst Du, Bursche?" fragte nach einer Weile der Jäger.

„Auf den goldenen Berg," antwortete Libor, und gleich begann er dem Greise alles aufrichtig zu erzählen, wobei er ihn fragte, ob er nicht wisse, wo ein solcher Berg stände?

„Lieber Jüngling, das weiß ich nicht, aber ich kann es erfragen." Er öffnete die Thür, nahm eine Pfeife und pfiff dreimal. Da flogen hundert Krähen herbei und umkreisten, mit den Flügeln schlagend, sein Haupt.

„Saget mir, ihr Landstreicherinnen, weiß keine von euch von dem goldenen Berge?"

„Wir wissen's nicht, allein unsere Freundinnen, die bei Deinem Bruder sind, diese werden es sicher wissen."

„Geh, Jüngling, zu meinem Bruder. Er wohnt hundert Meilen von hier in einem Walde. Sage, ich lasse ihm einen Gruß entbieten, er möge Dir sagen, wo der goldene Berg stehe."

Libor dankte dem Jäger für die Gastfreundschaft und für den guten Rath, nahm von ihm Abschied und wanderte weiter. Ehe man hundert Meilen zurücklegt, das dauert eine hübsche Weile. Aber Alles findet sein Ende; auch Libor erreichte das Ziel seiner Reise. Auch der Bruder des Jägers wohnte in einem Walde. Freundschaftlich nahm er den Libor auf, und nachdem er den vom Bruder überschickten Gruß angehört hatte, zog er sogleich eine Pfeife hervor und pfiff. Da flogen zweihundert Krähen herbei, die ihn sausend umflatterten.

„Welche von euch wird mir sagen, wo der goldene Berg stehe?" fragte sie der Jäger.

„Von dem goldenen Berge weiß keine von uns, allein unsere Schwestern bei Deinem Bruder werden gewiß davon wissen."

„Hast Du gehört, Bursche, was sie sagten?" sagte der Jäger zu Libor. „Dir bleibt nichts anderes übrig, als noch zweihundert Meilen weiter zu meinem Bruder zu ziehen, und bei ihm nach dem goldenen Berge zu fragen. Früher aber raste ein wenig aus, und erfrische Dich mit Speisen."

Hierauf wandte sich der Jäger um, und brachte dem Gaste Brod, Fleisch und Wein. Libor ließ sich dies gut munden, dankte herzlich dem Alten und pilgerte weiter. Wenn der Mensch mit Freuden irgendwohin eilt, da nimmt ihm mit Blitzschnelligkeit die Wegstrecke ab. So erging es auch unserem Wanderer, ehe er sich versah, hatte er die zweihundert Meilen hinter sich, und die Hütte, wo der dritte Bruder wohnte, vor sich. „Wenn mich auch dieser ohne eine Nachricht fortschickt, dann

weiß ich nicht, wohin ich mich noch wenden soll," dachte Libor beim Eintreten in die Hütte. So freundlich, wie die zwei ersten Brüder, hieß ihn auch der dritte willkommen, und als er dessen Verlangen erfuhr, zog er gleich sein Pfeifchen hervor und rief dreihundert Krähe herbei.

„Gern möchte ich wissen, wo sich der goldene Berg befinde; schnell sage mir's jene, die davon weiß?" fragte der Jäger seine Botinnen.

Da trat eine einzige hervor, und diese war lahm. Also sprach sie zu ihrem Herrn:

„Ich weiß von dem goldenen Berge. Dreihundert Meilen von hier steht er inmitten eines schönen Thales, und schimmert schon von der Ferne. Am Gipfel ist das goldene Schloß erbaut, und in diesem Schloße wohnt eine Zauberin mit drei Töchtern. Sie ist ein schlimmes Weib. Einmal wollte ich mir jenes Schloß in der Nähe besehen, doch wie mich die Alte erblickte, ergriff sie einen Stein, und schleuderte ihn zehn Klafter weit nach mir, so daß sie mir den Fuß zerschlug. Von dieser Zeit an hinke ich."

„Es geschieht dir recht; warum kriechst du, wohin dich die Neugierde lockt. Nun aber will ich selbst dich hinsenden. Auf deinen Flügeln wirst du meinen Gast, den du hier siehst, bis an den Fuß des goldenen Berges tragen. Bleibe da, ihr andern entfernt euch."

Nicht sehr gefiel dies der schwarzgefiederten Pilgerin, allein mucksen durfte sie nicht, denn der Gebieter strafte den Ungehorsam sehr strenge. Nachdem Libor das, was ihm der Jäger vorgesetzt, verzehrt hatte, reichte

er ihm die Hand, wünschte ihm alles Gute, und schied dankbar von ihm. Er ging voraus und die Krähe folgte ihm nach. Etwa zwanzig Schritte hinter der Hütte rief sie ihm zu, er möge stehen bleiben, sie wolle ihm etwas sagen.

„Pflücke drei Eicheln ab," sprach sie, „und hebe Dir sie sorgfältig auf; wenn wir dann fliegen, und ich ausrufe, 'laß' die Eichel fallen,' so thue es."

Libor befolgte ihren Rath, pflückte die Eicheln ab und steckte sie ein. Hierauf befahl sie ihm, er möge sich auf sie setzen, und als er dies gethan, erhob sie sich mit ihm über einen dunklen Wald. Gleich ziehenden Wolken schwanden vor seinen Blicken Wälder, Felder, Dörfer und Städte hin. Plötzlich waren sie am Ende, und die unübersehbare, blaugrünliche Meeresfläche schimmerte tief unter ihnen. Und schon hatten sie den Strand weit hinter sich, da rief die Krähe: „Laß' die Eichel fallen!"

Libor griff in die Tasche nach einer Eichel, und ließ sie in's Meer fallen. Im Nu wuchs aus dem Wasser eine große breitästige Eiche empor, auf deren schattigem Wipfel sich die Krähe mit Libor niederließ.

„Hier wollen wir ausruhen, meine Flügel sind schon ermattet, und wir haben noch weit, ehe wir das Ende des Meeres erreichen," sagte die Krähe, indem sie sich neben Libor setzte. Nach einer Weile jedoch erhob sie sich wieder, und frisch ging's weiter. Wie sie emporflogen, verschwand die Eiche. Bevor sie an's Ende des Meeres kamen, ließ Libor auch die beiden andern Eicheln in's Meer fallen, und jedesmal wuchsen Eichenbäume daraus empor, worauf dann die Luftsegler rasteten.

Hinter dem Meere befand sich eine große Höhe, und auf dieser Höhe ließ sich die Krähe nieder.

„Von dieser Höhe hast Du noch hundert Meilen zum goldenen Berge," sprach sie zu Libor. „Das Schlimmste hast Du überstanden, und deßhalb sorge nun selbst, wie Du dahin kommst. Ich kehre nach Hause zurück, denn ungern möchte ich meinen zweiten Fuß einbüßen." So sprach sie und schon war sie in den Lüften.

Erzürnt blickte noch Libor der treulosen Krähe nach, da hörte er ein ungeheures Geschrei unter der Höhe. Er kletterte von dem Felsen herab, um zu sehen, was da geschehe; allein wie sehr erstaunte er, als er am Fuße des Felsens auf einer Wiese zwei gewaltige Riesen raufen sah. Aber diese nahmen ihn sogleich wahr, und auf eine Minute von ihrem Hader ablassend, schrieen sie ihn an: „Wie kannst Du Dich unterstehen, Du Erdenwürmlein, unser Königreich zu betreten?"

„Ich kam über das weite Meer, und auf dieser Höhe rastend vernahm ich ein gewaltiges Geschrei; nicht wissend, was es da gebe, noch auch, daß ich hier nicht eintreten dürfe, stieg ich hinab."

„Wenn dem so ist, dann sei Dir verziehen. Nun gehe aber von hinnen, daß wir unsern Streit ausmachen können."

„Und darf ich Euch fragen, um was es sich hier handle? Ich habe schon manches in der Welt gehört, vielleicht könnte ich Euch mit einem guten Rathe aushelfen."

„Geh' nur Deiner Wege, was Du uns rathen würdest, das wissen wir längst," fertigte ihn der Eine ab.

„Geh' nicht," befahl der Zweite, „ich werde Dir die Streitsache erzählen, und will gern sehen, welchen Rathschlag Du uns ertheilst. Siehe, hier liegt ein Sattel, den wir Brüder nach unserm Vater geerbt haben. Er hat eine besondere Eigenschaft: wer sich darauf setzt und spricht: dort und dort will ich sein; augenblicklich ist er dort. Was Wunder, daß wir Beide ihn verlangen, und da wir uns nicht im Guten verständigen konnten, kamen wir überein, derjenige werde den Sattel erhalten, der im Ringkampfe Sieger bleibt."

„Ich werde Euch bald vergleichen, laßet mich nur den Sattel ansehen," sprach Libor und trat zu dem verhängnißvollen Gegenstande näher. Die Riesen schauten, was er machen werde, er aber setzte sich plötzlich auf den Sattel, und rief: „Ich will am goldenen Berge sein!" und schon war er nicht mehr zu sehen, und der Streit der Riesen hatte ein Ende.

Im Nu sah sich Libor am goldenen Berge beim Thore des goldenen Schloßes. Nun rollte er den Sattel bergab, und klopfte an das Thor. Da ward der Riegel zur Seite geschoben, und eine häßliche Alte trat heraus, und fragte den Libor, was er wolle?

„Ich suche hier meine Liebste, die man Čekanka nennt. Wenn sie hier ist, und wenn Ihr die Herrin dieses Schloßes seid, so führet mich zu ihr hin."

„Oho, junger Mann, nicht so voreilig! Ich bin die Herrin dieses Schloßes, und Čekanka ist meine Tochter. Wähne aber nicht, daß Du sie so wohlfeil bekommst."

„Und was soll ich also thun, um mir sie zu verdienen?"

„Du mußt drei Dinge ausführen. Gelingen sie Dir, dann ist Cekanka die Deine, wenn nicht, dann bist Du ein Kind des Todes."

„Was Ihr befehlet, Alles will ich erfüllen."

„Folge mir also nach," sprach die häßliche Zauberin, und führte den Libor über einen Marmorhof in schöne Gemächer. In dem einen ließ sie ihn warten, und entfernte sich. Nach einer kleinen Weile ging die Thür auf, und Cekanka stand auf der Schwelle. Mit Einem Sprunge war Libor bei ihr und drückte sie an's Herz.

„Ach wie habe ich mich nach Dir gesehnt, mein Kind. Warum bliebst Du nicht bei mir, warum hast Du mir einen so großen Kummer bereitet? Wer weiß jetzt, ob ich Dich von Deiner Mutter bekomme?"

„Wäre ich bei Dir geblieben, Du hättest noch viel größeres Ungemach erdulden müssen. Mache Dir aber nichts daraus, und vertraue auf mich, wie ich auf Dich vertraut habe; alles wird glücklich enden."

Also tröstete Cekanka ihren theueren Liebling und entfernte sich. Die Nacht stieg herab, Libor empfing ein gutes Nachtessen, legte sich dann in weiche Betten zur Ruhe und schlief fest ein. Kaum war er am Morgen angekleidet, da kam zu ihm die alte Zauberin, brachte ihm das Frühstück und sagte:

„Wenn Du die Cekanka erhalten willst, so folge mir hurtig nach, ich will Dir die erste Aufgabe stellen."

Libor ließ sich dies nicht zweimal befehlen, und folgte schnell der Alten in den Hof. Diese gab ihm eine hölzerne Säge, Axt und ein Beil, und führte ihn

nicht weit vom Schloße weg, wo ein großer Kiefernwald stand.

„Auf dieser Stelle," sprach sie, „will ich bis zum Abend hundert Klafter Holz haben. Wenn Du damit nicht fertig wirst, stirbst Du."

Libor hatte mehr Lust zum Weinen, als zum Arbeiten. Was sollte er mit den hölzernen Geräthschaften zu Stande bringen? Er nahm die Axt, hieb mit ihr in einen Stamm, und in der Hand blieb ihm nur der Hackstiel, und mit der Säge erging es ihm gerade so. Da warf er alles zur Erde, streckte sich im Moose aus, lauschte dem Gesange der Vögel, und beschäftigte sich im Geiste mit seiner Cekanka. Oft dachte er daran, daß ihm der Tod bevorstehe, aber immer baute er auf des Liebchens Worte, das ihm versprochen hatte, ihn nicht zu verlassen. Es ward Mittag, und Cekanka brachte das Essen.

„Ei siehe, ich dachte, Du würdest die Hände voll Arbeit haben, und Du machst Dir's bequem."

„Wie soll ich arbeiten, da mir Säge und Axt in Splitter gefallen sind? Es hilft nichts, ich werde sterben müssen."

„Davon sprich gar nicht; hast Du denn bereits vergessen, was ich Dir gesagt habe? Setz' Dich und iß, ich werde selbst arbeiten."

Das sprach sie, ging einige Schritte seitwärts, drehte dreimal den Ring herum, der an ihrem Zeigefinger funkelte und rief: „Auf dieser Stelle will ich hundert Klafter Holz haben!" Im nämlichen Augenblicke hörte man's im Walde fällen, hacken, sägen, und ehe

Libor das Mittagsmal verzehrt hatte, waren hundert Klaftern Holz aufgeschichtet.

Libor staunte über die Zaubermacht seines Liebchens, und von dieser Zeit an fürchtete er nichts mehr. Nach einer Wechselrede, worin Čekanka dem Libor einschärfte, der Mutter ja nichts davon zu sagen, ging sie nach Hause. Abends kam die Alte, und erbebte vor Zorn, als sie sah, daß alles fertig, was sie befohlen. Und sie führte den Libor zurück, und brachte selber das Nachtessen auf sein Zimmer. Den zweiten Tag früh bekam Libor zwei eisenbeschlagene Eimer, und mußte abermals der Alten folgen. Sie kamen zu einem großen Teiche, und die Alte sprach: „Das Wasser in diesem Teiche gieße auf diesen Hügel über, sonst bringe ich Dich um."

Libor setzte sich auf die Erde und erwartete die Mittagszeit. Wozu sollte er sich mit dem Uebergießen des Wassers abplagen, da seine Mühe vergeblich gewesen wäre? Zu Mittag erschien Čekanka wieder mit der Malzeit. „Wie ich sehe, hast Du nicht viel gearbeitet," sagte sie.

„Ich habe auf Deine Hilfe gewartet, ohne diese wäre meine Arbeit fruchtlos."

Da drehte Čekanka den Ring um, und rief: „Ich will, daß das Wasser aus diesem Teiche auf jenen Berg ströme, und dort bis zum Sonnenuntergang bleibe." Im nämlichen Augenblicke verschwand das Wasser aus dem Teiche, und der Hügel war vom Gipfel bis zum Fuße von Wellen umgeben. Mit einem innigen Kuße dankte Libor seiner Geliebten, und diese eilte heim. Als Abends die Alte das Wasser am Hügel erblickte,

knirschte sie mit den Zähnen, weil ihr Plan abermals mißlang. Zu Hause nachtmalte Libor ruhig und ging zu Bette; als er früh aufstand, mußte er der Alten auf eine grüne Wiese folgen. Als sie in der Mitte standen, nahm die Alte ein Pfeifchen und ließ einen Pfiff ertönen; da erschienen dreihundert Hasen, und sprangen wie Heuschrecken auf der Wiese herum.

„Diese Hasen wirst Du bis zum Abend auf der Wiese weiden, wenn Dir auch nur ein einziger verloren geht, bringe ich Dich um.“ Allein kaum trat sie den Rückweg an, fand sich von den Hasen keine Spur mehr auf der Wiese vor.

„Nur ein Narr möchte diesen Langlöfflern nacheilen, Cekanka wird mir sie schon zusammenrufen,“ sprach Libor. Und dies geschah auch, denn wie Cekanka kam, drehte sie den Ring um, und befahl, daß alle Hasen auf die Wiesen zurückkehren, und dort bis zum Abend bleiben sollen. Augenblicklich war die Wiese ihrer voll, und nicht ein einziger fehlte.

Die Alte glühte vor Grimm, als sie Abends auf der Wiese die Hasen sah, und Libor saß bei ihnen, als könnte er nicht fünf zählen.

„Nun ist aber Cekanka mein?“ fragte Libor, als sie in das Schloß zurückkamen.

„Morgen kannst Du Dir sie nehmen,“ erwiderte die grimmige Zauberin.

Als im ganzen Schloße nächtliche Stille herrschte, begann es an Libor's Fensterlein zu girren: „vrku, vrku, vrku!“ Libor springt aus dem Bette, geht zum Fenster und erblickt ein allerliebstes Täubchen. „Schau, schau, was suchst denn du hier?“

„Und was sollte ich suchen, als nur Dich, bin ich ja doch Deine Gelanka?" antwortet das Täubchen, setzte sich ihm auf die Achsel und pickt mit dem Schnäblein auf seine braune Wangen „Ich bringe Dir einen Rath, was Du morgen thun sollst. Die Mutter wird Dich in eine Halle führen, wo dreihundert Jungfrauen sein werden, ganz gleich von Antlitz, ganz gleich von Kleidung, daß Du Dir aus diesen dreihundert mich aussuchst. Wenn Du mich erkennen willst, gib fein Acht auf die Augen: die Dir mit dem rechten Auge zuwinken wird, die nimm, die werde ich sein."

„Ich danke Dir, trautestes Täubchen, obzwar ich Dich ohne Augenzwinkern unter tausenden erkennen würde."

„Glaub' das nicht, morgen wirst Du Dich überzeugen."

Das Täubchen flog davon, und Libor harrte ungeduldig auf die Morgenröthe. Kaum hatte er gefrühstückt, kam schon die Alte um ihn, und führte ihn in eine große Halle. Da war eine solche Pracht und Herrlichkeit, daß dem Libor Sehen und Hören verging. Auf der goldenen Decke leuchtete der Mond und tausend Sterne aus lauter Diamanten, auf allen Wänden hingen klafterlange Spiegel, und darunter standen Ruhebetten, überzogen mit rothem Sammt mit silbernen Blümlein; der Fußboden war aus goldenen und silbernen Platten zusammengesetzt. Was war aber der Glanz aller dieser Sterne, die auf der goldenen Decke funkelten, gegen den Glanz der Augen von dreihundert Jungfrauen, die den Libor mildlächelnd ansahen? Die silbergestickten Gewänder rauschten durch den Saal, jede schwamm gleichsam wie ein weißer Schwan an Libor vorbei,

und jede warf ihm einen flüchtigen Blick zu. Libor dankte im Geiste der Sekanka für ihren guten Rath, denn er würde in der That nicht recht gewußt haben, welche er wählen solle, hätte nicht die letzte mit dem rechten Aeuglein ihm schelmisch zugewunken."

„Das ist die meine," sagte er, die Sekanka bei dem runden Arme erfassend.

„Also behalte sie; aber Du darfst nicht früher das Schloß verlassen, als morgen früh," sprach die Zauberin.

Libor war mit Allem einverstanden, wenn er nur hatte, was er sich wünschte. Als er mit der Liebsten in sein Zimmer kam, fragte er sie, ob sie so viele Schwestern habe?

Und sie antwortete ihm: „Ich habe nur zwei Schwestern; die andern waren Luftgebilde, von meiner Mutter durch Zaubersprüche erzeugt, und sie hätten Dich augenblicklich zerrissen, wenn Du eine von ihnen gewählt hättest."

„Wie oft hast Du mich schon vom Tode erlöst, schöne Jungfrau!" rief Libor und küßte ihre schneeweiße Stirne. „Aber Deine Mutter muß ein leibhaftiger Drache sein?"

„Freilich ist sie es, und ich fürchte noch immer, Dir könnte etwas Böses widerfahren, und deßhalb bleibe ich beständig bei Dir."

Einen halben Tag wich sie nicht von seiner Seite, bis sie endlich Abends sich in ihr Kämmerlein begab, nachdem sie zuvor sagte: „Sollte ich etwas Verdächtiges vernehmen, so komme ich um Dich und wir wollen fliehen."

Liebe und Furcht ließen den Libor nicht einschlafen. Um Mitternacht klopft etwas sachte an's Fensterlein. Libor war mit einem Sprunge auf und öffnete das Fenster. Da fliegt in das Gemach ein weißer Schwan, und sich in die Čekanka verwandelnd, spricht sie: „Auf, Libor, schlinge den Arm um meinen Leib, lege Dein Haupt an das meine, wir wollen uns mit dem Schleier bedecken, um beide von dannen fliegen zu können, denn die Mutter will Dich morgen umbringen."

Libor ließ sich dieses nicht zweimal auftragen, nahm Čekanka um den zarten Leib, neigte sein Haupt an das ihrige, sie warf den Schleier über beide Köpfe, und schon flogen zwei Schwäne durch's Fenster hinab unter den goldenen Berg, wo zwei Paar Stiefel sammt einem Kästchen lagen. Dort verwandelten sich die Schwäne wieder und Čekanka sagte zu dem Geliebten: „Ein Stiefelpaar ziehst Du an, ich das andere; das sind Zwanzigmeilenstiefel, die ich der Mutter weggenommen habe. In diesem Kästchen habe ich Kostbarkeiten, gib wohl Acht auf sie."

Nachdem sie die Stiefel angezogen hatten, begannen sie, Hand in Hand, auszuschreiten; wie sie Einen Schritt thaten, hatten sie zwanzig Meilen zurückgelegt. Aber die Alte vernahm dennoch irgend ein Geräusch, stand auf, ging in Čekanka's Gemach, und fand es leer. Sie erschrack und lief zu Libor, und auch dort war Niemand. Vor Zorn ganz außer sich lauft sie um die Zwanzigmeilenstiefel, allein auch die Stiefel waren fort. Wüthend ergreift sie die Vierundzwanzigmeilenstiefel, und eilt den Flüchtlingen nach.

„Sieh' Dich um, Libor, ob uns Niemand folge," sprach Cekanka, als die Sonne aufging.

„In der Ferne seh' ich etwas schwarzes."

„Das ist meine Mutter; werfe dieses Kästchen zu Boden, tritt darauf, und schmiege Dich an mich an." Nach diesen Worten drehte Cekanka ihren Ring um undrief: „Der Liebste sei ein Busch, und ich die Rose daran."

Nach einer kurzen Weile eilte desselben Weges das böse alte Weib daher, wie ein wilder Löwe, aber den Rosenbusch, woselbst eine einzige Knospe aufzublühen begann, nahm es nicht wahr.

Kaum war es dem Gesichte entschwunden, nahmen die Liebenden ihre frühern Gestalten wieder an, und flohen weiter. Die Alte erkannte aber, daß sie einen unrechten Weg gehe, kehrte um, und kam ihnen abermals auf die Spur.

„Sieh' Dich um, Libor, wer uns nachgehe?" fragte Cekanka im dunklen Walde.

„Ich sehe nichts, aber in der Ferne höre ich ein Geräusch."

„Das ist meine Mutter; tritt auf das Kästchen." Abermals drehte sie dreimal den Ring um und sagte: „Mein Liebster sei ein Kirchlein, ich die Kanzel."

Wieder lief vor lauter Wildheit die Alte vorüber, ohne das Kirchlein und die Kanzel eines Blickes zu würdigen. Die Liebenden waren froh und eilten weiter. Abermals merkte das Drachenweib, daß es den rechten Weg nicht gehe und kehrte um.

„Sieh' Dich um, Libor, wer uns nachgehe?" fragt Cekanka auf einer großen Wiese.

„Ich sehe etwas schwarzes."

„Das ist die Mutter, tritt auf das Kästchen." Wieder drehte sie dreimal den Ring um und rief: „Mein Liebster sei ein Teich, ich ein Schwan darauf."

Das geschah sogleich, allein die Alte nahm es dennoch aus der Ferne wahr. Als sie zu dem Teiche kam, verwandelte sie sich in einen Ochsen und begann das Teichwasser zu schlürfen. Schon schwamm der arme Schwan beinahe am trockenen Grunde, und glaubte jede Minute, von der Alten verschlungen zu werden, da plötzlich zerplatzte der aufgedunsene Ochs, und das Wasser lief in den Teich zurück.

Freudig schlägt der Schwan mit den Flügeln, und Teich und Schwan werden wieder Libor und Gekanka.

Um nicht den häßlichen Leichnam der unmenschlichen Mutter anschauen zu müssen, gingen sie weiter, und da sie nun nichts mehr zu fürchten hatten, ruhten sie ein Stündlein aus. Dann eilten sie mit frischer Lust der Heimath zu.

Libor's Mutter war schwach und krank vor Herzleid, Tag und Nacht dachte sie an ihren Sohn, wo er sich wohl aufhalte, und ob sie ihn vor ihrem Tode noch wiedersehen werde. Eines Tages gerade wie dazumal, als Libor die Braut brachte, eilt eine schöne Jungfrau am Fenster vorbei, die Thür geht auf, und herein tritt: Libor und Gekanka Hätte der Sohn die Mutter nicht in seinen Armen aufgefangen, sie wäre zu Boden gefallen.

„Komm', Mutter, gib die Hütte, wem Du willst, wir haben eine andere Wohnung für Dich," sagte Li-

bor, nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, und mit ihnen redete.

Als sie erfuhr, daß der Sohn ein Fürstenthum besitze, schenkte sie ihre Hütte einem armen Weibe, und ging mit ihrem Liebling. Hinter der Hütte stand ein Wagen mit vier Pferden, alle drei setzten sich hinein, und flugs ging es zu dem Schloße, das sich Libor und Gekanka auf der Reise in die Heimath angekauft hatten. Libor lebte mit seiner Gemahlin in lauter Wonne, und bis an ihre letzten Tage trübte der Himmel ihre Liebe nicht. Großmütterchen ward über dem Glücke ihres Sohnes wieder frisch und gesund, und wiegte noch Enkel auf ihren Knieen.

Die treulosen Genossen.

Nach Jakob Malý.

Auf der Heerstraße zogen drei Wanderer, die sich auf dem Wege einander beigesellt hatten, denn das Ziel ihrer Reise war ein und dasselbe. Früher waren sie einander fremd, aber jetzt begann zur Verkürzung der Reise Einer dem Andern seine Lebensschicksale zu erzählen. Zwei von ihnen erwiesen sich, wie es sich bereits aus ihrer zerrissenen und nachlässigen Kleidung schließen ließ, als nichtswürdige Landstreicher, die, nirgends ausdauernd, lieber vom Betteln, als von ehrlicher Arbeit sich nährten; der dritte jedoch, ein Jüngling von hübscher Gestalt und ordentlich gekleidet, vertraute ihnen an, daß er sich durch gutes Haushalten in der Fremde einiges Geld erspart habe, womit er jetzt in seine Heimat zurückkehre, um sich dort häuslich niederzulassen. Dieses unvorsichtige Geständniß brachte seine nichtswürdigen Genossen auf schlimme Gedanken, und als sie das nächste Einkehrhaus erreichten, wo unsere ehrliche Seele noch für sie die Zeche bezahlte, da

gingen sie zur Seite und kamen unter einander überein, wie sie sich des Geldes bemächtigen würden. Als sie hernach Abends durch eine dichte Waldung zogen, stachen sie ihm die Augen aus, raubten ihm Alles, was er bei sich hatte, ließen ihn liegen und gingen weiter.

In einem so armseligen Zustande schleppte sich der Aermste wimmernd und wehklagend hin, bis er unbewußt die Richtstätte erreichte, wo der Galgen stand, und auf demselben der halbverweste, von den Raben angefressene Leichnam eines Missethäters hing. Da vernahm er ein seltsames Sausen über seinem Haupte und verhielt sich still, um zu erfahren, was es sei. Und das waren drei Hexen, die alljährig einmal um Mitternacht — und eben schlug es zwölf Uhr auf dem Thurme des nahen Städtchens — hier zusammenkamen, um einander zu sagen, was jegliche Böses auf Erden angerichtet habe.

„Eben ist es ein Jahr, liebe Schwestern," hob die eine von ihnen an, „wo wir zuletzt an dieser Stätte zusammengetroffen sind; sage jede, welche Geschichten sie angezettelt habe."

„Ich habe in einer Stadt das Wasser aufgehalten," erzählte die zweite, „indem ich einen großen Erdfrosch zehn Klafter unter der Erde inmitten des Ringplatzes auf den Wasserquell setzte, welcher alle Brunnen füllt. Schon dreiviertel Jahre dauert diese unermeßliche Noth, so daß bereits schädliche Krankheiten ausbrechen und ein hoher Preis für denjenigen ausgesetzt, der Abhilfe träfe. Allein Niemand kann es, denn solange der Frosch über dem Wasserquell sitzt, kann kein Wasser aus dem Brunnen rinnen."

Die Dritte berichtete hierauf: „Ich habe einer Prinzessin einen bösen Zauber angethan, indem ich einen silbernen Nagel in das Kopfende ihres Bettes einschlug; von dieser Zeit an welkt und siecht sie dahin und nichts kann sie heilen, außer wenn Jemand den Nagel herauszieht. Der König, ihr Vater, hat ein großes Geld den Aerzten zugesagt, wenn sie dieselbe gesund machen könnten, ja er hat zuletzt sogar die Hand seiner Tochter als Belohnung für ihre Wiederherstellung zugesichert."

„Ich," nahm die Erste das Wort, „hatte nicht Gelegenheit, etwas Aehnliches zu thun, wie Ihr; erst heute habe ich zwei Wanderburschen verleitet, ihrem Genossen die Augen auszustechen und ihn seiner Baarschaft zu berauben, was auch in dem nahen Walde geschehen ist, wo sie den Unglücklichen liegen ließen. Er weiß aber nicht, daß am Waldesrande sich ein Brünnlein befinde, mittelst dessen Wasser er das Augenlicht wieder gewinnen könnte."

Also redeten die Hexen, bis sie, als der Hahn zu krähen begann, auseinander gingen, wobei sie nach Jahresverlauf hier wieder zusammenzutreffen versprachen.

Der Erblindete hörte Alles und freute sich, daß er sein Augenlicht wieder gewinnen könne. Er kehrte also, um sich tappend zurück, bis er glücklich an den Rand der Waldung gelangte und daselbst das erwähnte Brünnlein fand. Und er wusch sich die Augen mit dem Wasser und ward wieder sehend.

Nun ging er die Straße fort und erkundigte sich nach der Stadt, die so großen Wassermangel litt. Er

hatte drei Tagreisen dahin und als er dort ankam, fand er alles in großer Betrübniß, denn es verhielt sich in der That so, wie die Hexe erzählt hatte, und die Leute erlagen zahlreich den Krankheiten, die der Wassermangel erzeugt hatte. Sogleich ließ er sich vor den Rath führen, und trug sich an, um den angesetzten Preis Hilfe zu schaffen. Man hatte wohl kein großes Zutrauen zu ihm, denn vor ihm hatte sich schon eine Anzahl von Leuten gemeldet, allein Keiner hatte seine Zusage erfüllt, indessen gab man ihm doch die Taglöhner, die er verlangte, und nun begann er mit ihnen in der Mitte des Ringplatzes zu graben, bis er zehn Klafter tief gekommen war. Da trat er ganz allein in die Grube, und in der That sah er über der Quelle einen Frosch, groß wie ein Ochsenkopf, sitzen. Diesen stieß er mit dem Fuße weg, und sogleich begann hier ein mächtiger Quell frischen Wassers zu rieseln, der binnen Kurzem alle Brunnen und Röhrkästen der Stadt füllte. Da gab es nun ein Jubel und Jauchzen, die Einwohner labten und kräftigten sich mit dem kühlen Getränk, die Krankheiten verschwanden und drei Tage lang ward geschmaust zu Ehren des Wohlthäters, dem man nicht blos den ausbedungenen Lohn auszahlte, sondern noch mit vielen Geschenken überhäufte.

Fröhlich zog unser Jüngling zum Stadtthore hinaus, aber nicht mehr zu Fuß, denn er hatte sich einen Wagen und schöne Pferde gemiethet und Diener aufgenommen, so daß er wie ein großer Herr reiste. Er zog nach dem Reiche, wo der König eine kranke Prinzessin hatte, deren Wiederhersteller er ihre Hand und die Hälfte des

Königreiches versprach. Als er in die königliche Residenz kam, kehrte er in dem vornehmsten Gasthause ein und ließ verkünden, daß ein berühmter Doktor aus fernen Landen gekommen sei, um die Prinzessin genesen zu machen.

Am zweiten Tage meldete er sich selbst beim Könige und bat, bei dessen Tochter vorgelassen zu werden. Der König begann aus dem vertrauensvollen Benehmen des Jünglings Hoffnung zu schöpfen und ließ ihn zu der Kranken führen. Diese lag ganz siech am Bette, aber bei allem dem zeigte ihr abgemagertes Antlitz doch Spuren von ungewöhnlicher Schönheit. Der junge Arzt zog aus der Tasche irgend welche Tropfen hervor, die er der Prinzessin zum Einnehmen gab. Das war aber nur Spiegelfechterei, denn als er eine schickliche Gelegenheit fand, suchte er am Kopfende des Bettes nach dem silbernen Nagel und zog ihn ein wenig hervor. Und gleich ward der Prinzessin wohler, am andern Tage aber, als er den Nagel zur Hälfte herausgezogen hatte, konnte sie bereits aufstehen und im Zimmer auf und ab gehen, bis sie endlich am dritten Tage, als der Nagel vollständig herausgezogen war, in ihrem vollkommenen ehemaligen Wohlsein und ihrer vorigen Schönheit da stand. Der ganze Hof schwamm in Freude, der König verordnete Freudenfeste im ganzen Reiche, und weil alle Unterthanen den guten König und die schöne Prinzessin aufrichtig liebten, fanden die Festlichkeiten und Gastereien kein Ende. Der König erfüllte hernach sein Wort und der junge Arzt bekam zur Gattin die wiedergenesene Prinzessin, die mit dem hübschen Jünglinge recht zufrieden war.

Während der Hochzeitsfeierlichkeiten wurden an öffentlichen Plätzen Tische aufgestellt, und darauf eine Menge verschiedener Speisen und Getränke, die für die Fremden bestimmt war, daß sie in gastfreundschaftlicher Weise bewirthet und der allgemeinen Freude theilhaftig gemacht würden. Unter ihnen schritt nach aufgehobener Tafel unerkannt der junge zukünftige König, denn er wollte die Reden der Leute belauschen und erfahren, was man von dieser Begebenheit spreche. Da fielen seine Blicke auf zwei Männer, die ihm bekannt zu sein schienen, und er erkannte in ihnen seine zwei Mitreisenden, welche ihn so treulos geplündert und des Augenlichtes beraubt hatten. Er hätte sie nun leicht, wie sie es verdienten, bestrafen und in's Gefängniß führen lassen können, an diesem Tage jedoch kannte er kein anderes Gefühl, als das Gefühl der Freude, und also verzieh er ihnen nicht blos vom Herzen, denn sie waren gewissermaßen die Urheber seines gegenwärtigen Glückes, sondern gab sich ihnen auch zu erkennen, und erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer. Die Nichtswürdigen wunderten sich und baten ihren ehemaligen Mitreisenden um Verzeihung, zugleich aber beschloßen sie unter einander, auf ähnliche Weise ihr Glück zu versuchen.

Als nämlich jener Jahrestag gekommen war, an welchem die Hexen auf der Richtstätte zusammen zu treffen pflegten, setzten sich die Beiden daselbst unter den Galgen und warteten auf die Ankunft der Hexen. Und in der That, wie die zwölfte Stunde am Thurme des nahen Städtchens geschlagen hatte, flogen die Hexen auf feurigen Besen herbei und ließen sich auf dem Gal-

gen nieder. Ehe sie aber ihre Geschichten zu erzählen begannen, sprachen sie zu einander: „Siehe, alles Böse, das wir im vorigen Jahre angestiftet haben, ward zu nichte gemacht, und es ist nicht anders, als daß uns Jemand während unserer letzten Zusammenkunft belauscht hatte. Ehe wir daher etwas weiteres vornehmen, lasset uns in die Runde schauen und den Ort durchsuchen, ob uns Jemand nicht ausspähe." So thaten sie und fanden unter dem Galgen unsere Abenteurer, die sie auch sogleich in Stücke rißen.

Die drei Spinnerinnen.

Nach K. J. Erben.

Es war einmal eine arme Witwe, die nur eine einzige Tochter hatte, und diese nannte man Liduška. Und da sie keine Felder, ja nicht einmal eine Kuh besaßen, nährten sie sich vom Spinnen. Liduška war wohl ein sehr hübsches und artiges Mädchen, hatte aber den Fehler, daß sie ungemein faul war, und so oft sie sich zum Spinnrocke setzen sollte, fing sie immer zu weinen an, und wenn die Mutter sie endlich doch dazu bewog, war ihr Spinnen doch nicht der Rede werth. Einmal aber wurde die Mutter dieses Thuns doch überdrüßig, sie ward böse und gab der Tochter eine Kopfnuß. Da begann Liduška überaus heftig zu weinen und zu jammern, daß man es drei Hufe Landes weit hören konnte.

Um diese Zeit fuhr eben die Königin vorbei, und als diese das schreckliche Wehklagen hörte, ließ sie halten, stieg vom Wagen und trat in das Häuschen, denn sie

glaubte, es habe sich dort irgend ein Unglück erreignet. Und als sie die Libuška so bitterlich weinen sah, fragte sie dieselbe: „Was fehlt Dir denn, mein Goldkind?“

„Ach wehe, das Mütterlein hat mich geschlagen!“

Die Königin wandte sich zu der Mutter und sprach: „Weßhalb schlägst Du dieses arme Kind?“

Die Mutter ward verlegen und wußte nicht, was sie darauf antworten solle; denn sie schämte sich, der Königin zu gestehen, daß ihre Tochter faul sei.

„Ach, gnädige Frau Königin, ich habe mit dem Mädchen ein ungemeines Kreuz, denn sie will mir nichts anderes in die Hand nehmen, als den Spinnrocken, und säße beim Spinnrade ganze Tage und Nächte lang. Und heute war ich schon darüber aufgebracht, und gab ihr ein Kopfstück, und deshalb weint sie so sehr.“

Der Königin gefiel das Mädchen über die Maßen, denn sie war eine große Freundin vom Spinnen. Daher äußerte sie zu der Mutter: „Ich will Euch etwas sagen, Mutter, wenn Eure Tochter so gern spinnt, so lasset sie mit mir gehen, ich will für sie sorgen. Daheim im Palaste habe ich genug des schönsten Flachses, und wenn sie bei mir so fleißig ist, wie zu Hause, so soll sie es nicht bedauern.“

Die Mutter war darüber vom Herzen froh, und die Königin nahm die Tochter gleich mit sich und fuhr mit ihr nach dem Palaste.

Nachdem sie daselbst angekommen waren, nahm die Königin die Libuška bei der Hand und führte sie in drei Gemächer. Diese waren vom Fußboden bis zur

Decke mit Flachs gefüllt, und dieser war so schön, daß er wie Silber und Gold glänzte, und weich wie ungesponnene Seide. Und es sprach die Königin zu der Maid: „Sei also nur fleißig, mein Goldtöchterlein, und wenn Du mir allen diesen Flachs gesponnen hast, dann geb' ich Dir meinen Sohn zum Gemal, und Du wirst Königin sein."

Hierauf ließ die Königin ein kostbares, überaus schönes Spinnrad bringen; dieses war aus Elfenbein geschnitzt und die Federn daran waren golden; dazu einen großen Korb mit Spulen aus gelbem duftenden Rohre, und dann ließ sie diese in dem einen Gemache mit dem Flachse allein.

Nachdem die Königin sich entfernt hatte, setzte sich Libuška zum Fenster hin und begann bitterlich zu weinen, denn mochte sie auch hundert Jahre, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend wieder bis zum Morgen fleißig spinnen, sie wäre doch nicht im Stande, mit allem diesem Flachse fertig zu werden, eine solche Menge gab es davon hier. Und wie denn erst sie, die ohnehin so ungern spann. So saß sie denn und weinte die ganze Nacht, und den zweiten Tag bis zur Mittagsstunde, und rührte weder Hand noch Fuß.

Als es Mittag war, kam die Königin, um nachzusehen, wie viel Libuška bereits gesponnen habe, allein sie erstaunte sehr, als sie sah, es sei mit dem Flachse noch nicht gerührt. Libuška redete sich aber aus, sie habe ein ungemein großes Heimweh nach dem Mütterlein gehabt und vor lauter Thränen hätte sie nichts zur Hand nehmen können. Die Königin glaubte

diesen Worten, tröstete sie und sprach: „Laß' Dir nicht bange werden, mein Töchterlein, und sei nur morgen um so fleißiger, auf daß Du meinen Sohn bekommest und Königin werdest.“

Als sie fortgegangen war, setzte sich Libuška wieder zum Fenster hin, schaute hinaus, seufzte und arbeitete nichts bis zum Abend, und am andern Tage wieder nichts bis zur Mittagszeit.

Um Mittagszeit kam die Königin und verwunderte sich noch mehr, und verfinsterte die Stirn, als sie sah, daß Libuška bisher den Flachs noch nicht berührt habe. Libuška hatte aber wieder die Ausrede, es thue ihr nach dem gestrigen heftigen Weinen der Kopf ungemein weh, und deßwegen habe sie nichts arbeiten können. Die Königin war damit abermals zufrieden, als sie aber fortging, sprach sie: „Es ist bereits Zeit, daß Du, Libuška, beginnest, wenn Du meinen Sohn bekommen und Königin werden willst!“

Diesen Tag bis zum Abend, und den andern Tag früh war alles wieder so, wie das erste und zweite Mal: Libuška würdigte das Spinnrad keines Blickes, sondern saß beim Fenster und schaute hinaus. Als es schon Mittag war, öffnet die Königin die Thür, als sie aber sah, daß Libuška abermals faulenze, wurde sie sehr böse und sagte: „Höre, Libuška, heute geschieht das zum letzten Male! Wenn Du morgen noch nichts fertig gesponnen hast, so bekommst Du nicht nur nicht meinen Sohn, sondern ich lasse Dich noch in einen dunklen Kerker einsperren, wo es von Fröschen, Schlangen und Eidechsen wimmelt, und lasse Dich dort Hun-

gers sterben, damit Du mich nicht mehr betrügest und belügest." Hernach wandte sich die Königin von ihr zornig ab, warf die Thür zu und entfernte sich.

Da ward der Liduška erst recht bange! Ein kalter Schweiß trat an ihrer Stirn hervor, so oft sie an den morgigen Tag dachte. Was sollte sie thun? Sie umwickelte den Spinnrocken mit Flachs, setzte sich zum Spinnrad und begann zu spinnen. Allein wie war es ihr möglich zu spinnen, da sie so überaus faul war! Sie hielt also gar bald mit dem Spinnen wieder ein, stellte sich zum Fenster und weinte so kläglich, daß ihr das Herz schier brechen wollte, bis zum Abend.

Da auf einmal klopfte Jemand an's Fenster, und als sich Liduška umschaute, sah sie draußen drei alte häßliche Weiber stehen. Die Eine hatte eine so große Unterlippe, daß ihr diese bis über das Kinn reichte; die Andere hatte an der rechten Hand einen so breiten Daumen, daß dieser die ganze Handfläche bedeckte, und die Dritte, die hatte den rechten Fuß so erstaunlich breit getreten, als wäre er von einem Dreschflegel flach geschlagen worden. Als Liduška sie erblickte, erschrack sie sehr heftig über sie und sprang rasch vom Fenster zurück. Allein die drei alten Mütterchen lächelten sie freundlich an und winkten mit den Händen, daß sie nur das Fenster öffnen und sich vor ihnen nicht fürchten möge.

„Guten Abend, schönes Jungfräulein!" sagten sie, „weßhalb weinst Du gar so kläglich?"

Liduška nahm sich ein Herz und antwortete mit weinerlicher Stimme: „Ach wie soll ich Aermste nicht

weinen und wehklagen, da ich allen diesen Flachs, den Ihr hier in diesem Zimmer aufgehäuft sehet, und dann noch den Flachs in zwei anderen ebenso vollen Zimmern fertig spinnen soll!" Dann erzählte sie den alten Mütterchen Alles, was sich mit ihr zugetragen, und auch, daß die Königin ihr versprochen habe, sie wolle ihr, bis sie mit dem Flachsspinnen fertig sei, ihren Sohn zum Gemal geben und sie Königin werden lassen. „Allein was hilft mir das," setzte sie hinzu, „da ich damit bis zu meinem letzten Stündchen nicht fertig werden kann!"

Die alten Mütterchen lächelten und sagten: „Weißt Du was, Jungfräulein, wenn Du uns versprichst, daß Du uns zur Hochzeit einladest, uns bei der Tafel neben Dir sitzen läßt, und Dich vor allen Gästen unser nicht schämen wirst: so wollen wir Dir allen diesen Flachs fertig spinnen, früher noch, ehe Du meinst."

„Ei, Alles, Alles mach' ich Euch, was Ihr nur verlanget," entgegnete Liduška freudig, „laßt Euch nur hurtig in die Arbeit ein."

Da stiegen die drei Mütterchen durch das Fenster in's Zimmer, schickten die Liduška schlafen, und begannen den lieben Flachs zu spinnen. Die mit dem breiten Daumen zog die Fäden, die mit der breiten Lippe befeuchtete und glättete sie, und die mit dem breiten Fuße trat das Fußbrettchen und drehte das Spinnrad; und so ging's ihnen überaus flink von Statten. Und als das Frühlicht zu dämmern begann und Liduška aufstand, sah sie eine ungemein große Menge schönen, gleichmäßigen und dünnen Gespinnstes auf den Spulen, daß ihr das Herz im Leibe lachte, und in dem Flachse war

schon eine so große Höhlung, daß sie sich bequem darin verstecken konnte. Da gaben die alten Mütterchen der Libuška ein „Behüt' Gott," versprachen ihr, am Abend wieder zu kommen, und entfernten sich in der Stille durch das Fenster.

Zu Mittag kam die Königin, um nachzusehen, ob Libuška wieder faulenze. Und als sie den großen Haufen des schönsten Garnes erblickte, da staunte sie sehr, ihre Stirn ward hell und sie belobte Libuška's Fleiß.

Als die Abenddämmerung nahte, standen die alten Mütterchen wieder vor dem Fenster, und die Maid schloß ihnen dasselbe mit Freuden auf. Und so ging es jedes Mal. Abends kamen sie, Morgens gingen sie, und während Libuška schlief, nahm der Flachs im Zimmer immer mehr und mehr ab, bis endlich das eine Zimmer vollkommen leer war. Und jedesmal, wenn die Königin zu Mittag nachsehen kam, wie viel Libuška wieder gesponnen habe, konnte sie sich nicht genug über das schöne Garn verwundern und die Libuška ihres Fleißes wegen beloben, und zu wiederholten Malen äußerte sie: „Mein Goldkind, welch ein Unrecht habe ich Dir früher gethan!"

Schon begannen die alten Mütterchen auch im zweiten Gemache zu arbeiten, und allmälig ward auch dieses ausgeräumt; da begann die Königin die Voranstalten zur Hochzeit zu treffen. Und als auch schon der Flachs im dritten Zimmer zur Neige ging, dankte Libuška herzlich den alten Mütterchen, daß ihr diese so gut geholfen hätten; und die alten Mütterchen sagten zu ihr: „Vergiß nur nicht darauf, Mägdelein, was Du

uns versprochen hast, und Du wirst dessen noch froh werden."

Und als bereits aller Flachs in allen drei Gemächern bis auf den letzten Faden ausgesponnen war, war auch Alles schon zum Hochzeitsfeste vorbereitet, und der junge König hatte eine große Freude über seine junge, schöne und arbeitsame Braut, und sagte zu ihr: „Verlange von mir, was Du willst, und Du sollst Alles erhalten."

Da erinnerte sich Libuška der drei alten Mütterchen und sprach: „Ich habe zu Hause drei alte Muhmen, sie sind wohl sehr arm und von niedriger Herkunft, allein sie haben mir viel Gutes erwiesen, erlaube, daß ich sie zum Hochzeitsfeste lade." Und der junge König, so wie die Königin Mutter gaben dazu ihre Einwilligung.

Und als schon der Hochzeitstag erschienen war, und die Gäste sich bereits zur Tafel setzen wollten: da ging plötzlich die Thür auf, und die drei alten Mütterchen, nach uralter Tracht über die Maßen lächerlich gekleidet, traten in den Saal. Wie sie die Braut erblickte, gleich lief sie ihnen entgegen und hieß sie freudig willkommen. „Seid mir gegrüßt, meine lieben Mühmchen, seid mir gegrüßt! Kommet und setzet Euch zur Tafel, mir zur Seite."

Die Gäste sahen einander groß an und wären gern in ein lautes Gelächter ausgebrochen, hätten sie nicht des Königs Zorn gefürchtet, und der König und die Königin Mutter wurden roth wie Pfingstrosen, doch durften sie der Libuška nichts sagen, weil sie ihr selbst die Einwilligung ertheilt hatten.

Während der Mittagstafel legte Libuška selbst den alten Mütterchen die Speisen vor, goß ihnen die Getränke ein, und mahnte sie oft: „Esset und trinket, meine lieben Mühmchen! Ihr habt mir sehr viel Gutes erwiesen.“

Und als das Mittagsmal vorüber war, und die Gäste von der Tafel sich erhoben, trat der junge König zu dem ersten Mütterchen mit dem breiten Fuße hin, und fragte es: „Aber ich bitte, liebes Altmütterchen, wovon habt Ihr denn einen so breiten Fuß?“

„Vom Spinnen, Herrlein, vom Spinnen.“

Und er ging zu dem zweiten Mütterchen mit dem breiten Daumen: „Aber saget mir doch, liebes Altmütterchen, woher kommt es denn, daß Ihr einen so breiten Daumen habt?“

„Vom Spinnen, Herrlein, vom Spinnen.“

Und er wandte sich zu dem dritten Mütterchen mit der langen Unterlippe, und sprach: „Aber, liebes Altmütterchen, woher habet Ihr denn eine so breite Lippe bekommen?“

„Vom Spinnen, Herrlein, ebenfalls vom Spinnen,“ antwortete das Mütterchen.

Als dies der junge König hörte, erschrack er darob gewaltig; und gleich trug er seiner schönen Gemalin auf, daß sie zeitlebens ja nicht mehr einen Spinnrocken anrühre, „sie könnte selbst auch einen so breiten Fuß, einen so breiten Daumen und eine so häßliche lange Lippe bekommen.“

Inzwischen verschwanden die drei alten Mütterchen aus dem Gemache, und Niemand wußte wohin. Allein

so oft Libuöka in der Folgezeit sich ihrer erinnerte, segnete sie jedesmal dieselben im Geiste und wohl noch nie, seit die Welt steht, hatte eine Frau des Mannes Gebot so gern und treu befolgt, als die junge Königin des Königs Verbot.

Nesyta, der Nimmersatte.

Nach Božena Němcová.

Ein Häusler hatte keine Kinder. Oefters sagte er zu seinem Weibe: „Möchte uns der Herr Gott wenigstens ein Kindlein schenken, daß ich doch eine Freude hätte und diese wenige Habe Jemanden hinterlassen könnte: so weiß ich gar nicht, für wen ich sorge.“

Und der Herr Gott erhörte seine Bitte und die Frau gebar einen Sohn.

Als der Knabe drei Tage alt war, konnte ihn die Mutter nicht mehr mit ihrer Brust ernähren und mußte ihn mit Brei füttern. Er verzehrte zwei bis drei kleine Schüßeln davon und schrie doch noch immer vor Hunger. Die arme Frau wußte nicht, was sie mit ihm zu beginnen habe. In ihrer Angst schnitt sie ihm ein Stück Brod ab, und damit kam sie dem Buben eben recht. Im Nu blieb kein Bröslein von dem Brodschnitze übrig.

Von dieser Zeit an gab sie ihm Alles, was sie selber aßen, und der Junge wuchs erstaunlich schnell. Was Vater und Mutter zusammen verzehrten, soviel aß

er allein auf, deßhalb nannte man ihn Nesyta, d. h. der Nimmersatt, und dieser Name blieb ihm hernach für alle Zeit. Von Tag zu Tag nahm er zu, aber die Vorräthe am Speicher nahmen ab. Die Mutter hätte den ganzen Tag nichts anderes thun sollen, als beim Ofenherde zu stehen und für den Nesyta zu kochen.

Das verdroß die Eltern genugsam, und der Vater sprach oft: „Weib, diesen Buben gab uns der Herr Gott nur strafenhalber; hält er sich noch lange zu Hause auf, bleibt uns zuletzt nichts übrig als Bettlerstab und Bettlertasche."

„Und warum lassest du ihn zu Hause? Schicken wir ihn in einen Dienst, stark ist er genug, daß er Eichen fällen kann; er soll sich nur ausrüsten." So redete das Weib ihrem Manne zu. Als Nesyta zwölf Jahre zählte, war er so groß wie sein Vater, und eine Tanne sammt den Wurzeln aus der Erde zu reißen, das war ihm ein Kinderspiel. Die Eltern schickten ihn also fort, daß er sich einen Dienst suchen gehe. Nesyta ging, aber er forschte nach einem großen Gehöfte, denn in ein kleines wollte er nicht eintreten aus Furcht, dort wenig zum Essen zu bekommen. So erblickte er eine Mühle und lenkte hurtig seine Schritte dahin. Der Herr Müller stand eben am Eingange.

„Glückliches Wohlsein, Herr Vater," grüßte Nesyta den Müller.

„Vergelt's Gott! Was möchtest Du gern haben?" fragte der Müller den Bauernburschen.

„Ich komme anzufragen, ob Ihr nicht einen Dienstknecht bedürfet. Das sage ich Euch aber in voraus,

daß ich für Zehne esse, dafür arbeite ich aber auch für Zehne."

„Nun, essen haben wir, Gott sei Dank, genug, und wenn Du so, wie Du versprichst, arbeiten wirst, soll es mir auf einen Bissen nicht ankommen," antwortete lachend der Müller.

Nejvta blieb also bei dem Müller im Dienste. Es war Morgens, und der Müller befahl seinem neuen Dienstknechte einzuspannen, und die nöthigen Geräthschaften mitzunehmen, weil sie in den Wald fahren wollen. Seiner Frau trug er auf, das Mittagmahl für sechs Leute mehr anzurichten. Als er zum Wagen kam, fand er dort weder eine Axt, noch ein Beil, noch andere nöthigen Sachen. Er frägt also den Nejvta, warum er solches nicht mitnehme?

„Kommt nur, Hausvater, das ist nicht vonnöthen. Solches Geräthe wäre für mich zu schwach."

Der Müller wußte nicht, was er hievon zu denken habe, setzte sich aber doch auf den Wagen und fuhr in den Wald. Da erst verwunderte er sich gehörig! Nejvta ergriff einen Baum und warf ihn um wie einen Klotz, brach die Aeste ab, und warf ihn auf den Wagen, als wäre es ein Spazierstöckchen. Solches gefiel dem Müller sehr; er nahm sich vor, einen solchen Dienstknecht nicht so leicht entlassen zu wollen. Sie kamen nach Hause zurück, Nejvta lud die Fuhre ab und ging zum Mittagessen; die Müllerin schaute, wo die sechs Leute wären, und als sie den einzigen Dienstknecht erblickte, fragte sie bei ihrem Manne an. Nun erst erzählte dieser, was für einen Arbeiter er habe. Die

Müllerin sagte nichts weiter darauf, und setzte ihm früher als der Andere das Essen vor. Nachdem er alles weggeputzt hatte, was für die sechs Leute bestimmt war, fragte ihn der Müller: „Nun, Dienstknecht, hast Du dich sattgegessen?"

„So ein wenig, aber einen Hunger hab' ich doch, daß ich einen Wolf aufäße," antwortete Nesyta, und sah sich nach dem Ofenherde um, wo eine Schüßel mit Dalken aus einem Viertelstrich Mehl stand, dann lag noch ein Laib Brod und ein Strizel dort.

„Nun, wenn Du noch einen solchen Hunger hast, so iß das dort auf, die Hausfrau wird einen frischen Teig einmachen." Dabei wies der Müller auf die Dalken hin. Nesyta ließ sich dies nicht zweimal heißen, ergriff schnell die Schüßel und nach einer Weile fand sich von den Dalken keine Spur mehr vor, auch Brod und Strizel waren verschwunden. Erst dann sagte er, zur Genüge zu haben. Allein die Müllerin schlug beim Anblick eines solchen Vielessers die Hände über dem Kopfe zusammen; wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, hätte sie ihn auf der Stelle davongejagt, obzwar der Müller nachzuweisen suchte, daß Nesyta für Zehne arbeite, somit auch für Zehne zu essen bekommen müsse. Der Herr Vater war aber Herr im Hause, vergab sein Recht nicht und die Hausfrau mußte endlich verstummen. Erst nach einiger Zeit ließ sie sich von Neuem hören, obzwar nur sacht und vorsichtig. Der Müller war mit Nesyta gehörig zufrieden und hätte ihn niemals entlassen; allein das Lamentiren der Ehefrau, das Anreizen des Gesindes verdroß ihn endlich so sehr, daß

er böse ward, und dem Nesyta den Dienst aufsagte. Dieser bedankte sich und zog weiter, aber dennoch war es ihm unlieb, weil er so gute Zeiten in der Mühle genoßen hatte. Am Wege sprach er zu sich selbst: „Wohin soll ich nur gehen, um genug Essen zu bekommen?"

„Komm' zu mir, ich gebe Dir zu essen, so viel Du nur willst," ließ sich hinter ihm eine Stimme vernehmen.

Nesyta sieht sich um und erblickt den Teufel.

„Wer bist Du?" fragt er neugierig, da er nie gehört hatte, wie der Teufel aussähe, und ihn somit nicht erkannte.

„Ich bin der Teufel, und wenn Du Dich nicht fürchtest, so tritt in meine Dienste; Du sollst nicht viel Arbeit, ein bequemes Leben und einen reichen Lohn finden."

„Ob ich bei Dir oder einem Andern diene, das ist mir ganz gleich. Was die Arbeit betrifft, so fürchte ich diese nicht, wenn ich nur gehörig zu essen bekomme und mit der Zahlung werde ich zufrieden sein, wie Du sie bestimmst."

Als Nesyta einwilligte, in der Hölle dienen zu wollen, nahm ihn der Teufel auf den Rücken, flog mit ihm in die Lüfte und setzte ihn mitten einer großen Halle ab, wo drei Kessel standen.

„Unter diese Kessel mußt Du Brennholz zulegen, das ist Deine einzige Arbeit," sagte der Teufel. „Wenn Du bei mir sieben Jahre bleibst, gebe ich Dir zum Lohne, was Du nur verlangst. Das sage ich Dir aber, daß Du ja nicht in die Kessel schauest."

„Sorge Dich nicht, ich werde Alles gehörig verrichten," antwortete Nesyta und begann sogleich das Feuer unter den Kesseln zu schüren. Der Teufel ging hierauf fort und nach einer Weile brachten einige Teufelchen Schüßeln herbei, so guter Speisen voll, wie sie Nesyta noch nie gegessen; dazu in Kannen guten Wein. Nesyta dachte, wenn das fortgeht, rühre ich mich niemals vom Platze; und es ging in der That stets so fort. Zu essen gab es in reicher Auswahl, zu trinken ebenfalls, dazu wenig zu arbeiten, was Wunder also, daß Nesyta manchmal vor lauter Uebermuth die Hölle um und um wandte?

Eine geraume Zeit stand er schon im Dienste, doch wie viele Jahre, das wußte er nicht, weil man daselbst die Zeit nicht zu zählen pflegt. Bis jetzt fiel es ihm nicht ein, in die Kessel zu schauen, was wohl darin stecken möge, obzwar er häufig beim Zulegen ein Wimmern und Seufzen vernahm. Da kommt einmal wieder der Teufel und Nesyta frägt ihn, wie lange er noch zu dienen habe, um die sieben Jahre voll zu machen?

„Morgen sind es sieben Jahre, seit Du bei mir bist; doch ich dachte, daß Du hier noch sieben Jahre bleibst?"

„Ei nun siehe, Herr, ich bliebe bei Dir, wenn es nur ein wenig mehr Arbeit gäbe oder wenn ich manchmal einen kleinen Ausgang wagen dürfte. Bei diesem guten Essen und Trinken wird der Mensch faul und übermüthig; das geht nicht."

„Ich kann Dir nicht helfen; wenn es Dir da nicht gefällt, mußt Du auf die Oberwelt zurück."

Nach diesen Worten ging der Teufel fort.

Reipta legt wieder Holz zu; da hört er es in einem Kessel so traurig seufzen, daß es ihm einen Stich in's Herz gab. Nun konnte er sich nicht länger enthalten, hob den Deckel ein wenig empor, und schaute, was wohl daselbst seufze. Allein er sah nichts und hörte nur die schmerzliche Stimme: „Ach, ich bitte Dich, laß' mich aus diesem Kessel heraus; ich bin ein armes Seelchen, und will Dir es mit allem Guten vergelten."

Als Reipta dies hörte, hob er den Deckel vollends empor, eine weiße Taube flog heraus und setzte sich auf seine Achsel, wobei sie sagte: „Nun werde ich Dir rathen, was zu Deinem Wohle gereichen wird. Wenn Dich morgen der Teufel fragt, welchen Lohn Du Dir wünschest, so sage, Du wollest keinen andern, als jenen alten Rock mit den zwei Taschen, der dort am Nagel hängt. Er wird Dir ihn nicht geben wollen, Du aber verlange nichts anderes, und laß' von Deinem Gesuche nicht ab."

„Das ist alles gut, ich danke Dir dafür; aber wie denn, wenn der Teufel in den Kessel schaut und Dich dort nicht findet? Da gibt er mir statt einer Belohnung tüchtige Schläge!"

„In Deiner Gegenwart wird er in den Kessel nicht blicken; und wenn Du schon auf der Oberwelt bist, dann hat er kein Recht zu Dir mehr. Fürchte Dich nur nicht, und gehabe Dich in Gottesnamen wohl."

„Warte noch, Täubchen," rief Reipta, sie zurückhaltend, „sage mir doch, was sich in den zwei andern Kesseln befinde?"

„In dem einen sind die unbarmherzigen und in

dem andern die stolzen Herzen," antwortete die Taube und verschwand.

Rejsta legte unter den leeren Kessel, gleich wie unter die vollen Holz zu, und als am andern Tage der Teufel kam und ihn fragte, ob er nicht in die Kessel geschaut habe, läugnete er alles rundweg.

„Was verlangst Du also zum Lohne?" sagte der Teufel, als Rejsta nach Hause zurückkehren wollte.

„Ich verlange nichts anderes, als dort jenen alten geflickten Rock, der am Nagel hängt."

„Was möchtest Du mit so einem alten Rocke machen, den laß' hängen; ich gebe Dir lieber so viel Geld, als Du nur willst," hob der Teufel an, und wollte durchaus nicht den Rock weggeben.

Aber Rejsta beharrte auf seinem Willen, daß er den Rock bekommen müsse, weil er treu gedient, und weil der Teufel ihm, was er sich nur wünschen würde, zum Lohne versprochen. Was sollte der Teufel machen, er mußte ihm, wenn auch sehr ungern, dennoch den Rock mit den zwei Taschen bringen.

„Damit Du aber wißest, was für einen Rock Du eigentlich hast, so will ich Dir die Wahrheit sagen. So oft Du in die rechte Tasche greifst, und wäre es selbst tausendmal im Tage, und dabei sprichst: ‚Sie soll voll Thaler sein', so wird sie voll sein, und so oft Du in die linke greifst und dabei sagst: ‚Sie soll voll Dukaten sein,' so wird sie voll sein. Da hast Du einen reichen Lohn für die sieben Dienstjahre."

„Einfältiger, dafür habe ich auch in der Hölle gedient," antwortete Rejsta, zog den Rock an, hing sich

dem Teufel um den Hals, und dieser trug ihn auf die Oberwelt, auf denselben Platz, woher er ihn fortgetragen hatte. Der Teufel verschwand hierauf, und Nesyta ging geraden Weges seiner Heimat zu.

Seine Eltern waren noch am Leben, allein es ging ihnen schlecht. Oft dachten sie an Nesyta, wo er wohl weilen möge, und ob er nicht irgendwo Hungers gestorben sei. Da auf einmal bringt ihn der Teufel, geschwärzt, zerzaust, in kurzen Hosen, verbrannten Stiefeln und in einem geflickten Rocke von uraltem Schnitte. Kaum erkannten sie ihn.

„Ei, daß Dich der —!" begrüßte ihn der Vater. „So kehrt man aus dem Dienste zurück? Angst und bange wird Einem, wenn man Dich ansieht, gleich geh' mir aus den Augen."

„Aergert Euch nur nicht, Väterchen, Wasser und Seife machen alles dies gut, und hauptsächlich diese Dingerchen da." Dabei griff er in die rechte Tasche, wünschte im Stillen, daß sie voll wäre, und in demselben Augenblicke begann er mit vollen Händen die Thaler auf den Tisch zu werfen, daß Alles klirrte. Der Alte that die Augen weit auf und muckste nicht mehr. Noth und Elend wanderten aus der Hütte, Glück und Freude kehrten ein. Gleich am andern Tage ließ Nesyta die alte Hütte einreißen und baute ein neues schönes Schloß auf. Dann ließ er einen Aufruf ergehen, daß alle armen Handwerker, Bauern und Bettler aus Nah und Fern zu ihm kämen, weil er ihrer Armuth ein Ende machen wolle. Was für ein Zusammenlauf das war, könnet Ihr Euch leicht denken! —

Dazumal soll es noch nicht viele Städte und Dörfer gegeben haben, dagegen gab es große Waldungen, Hutweiden und Wiesen, wo leicht fruchtbare Aecker hätten angelegt werden können. Diesen Umstand benützte Nesyta. Jedem Bauer gab er so viel Geld, daß er sich ein Häuschen aufbauen konnte, und wies ihm einen Platz an, daß er sich dort Aecker herrichte. Die Handwerker fanden ihre Baustellen in der Nähe von Nesyta's Schloße. Für die armen Bettler, die nicht arbeiten konnten, ließ Nesyta ein Haus erbauen, und als dasselbe vollständig eingerichtet war, brachte er Alle daselbst unter. Zu diesen Bauwerken bedurfte es vieler Arbeiter und so strömte denn eine große Menge von Leuten herbei und arbeitete. Herr Nesyta beschäftigte sich mit nichts Anderem, als mit Essen und Trinken, und nachdem er gespeist hatte, warf er Geld aus den Taschen, und gab es den Dürftigen. Obzwar er sich jetzt wusch und kämmte, war er dennoch häßlich genug. Dessenungeachtet liebten ihn die Leute, und wenn er nachsehen kam, wie es ihnen gehe, wollten sie ihm vor Dankbarkeit die Hände und Füße küßen. Nur der Vater schüttelte über das Thun und Lassen seines Sohnes besorgt das Haupt und warnte: „Sohn, Sohn, ich weiß nicht, wie Dir dieses durchgehen wird; wenn der König davon erfährt, ergeht es uns Allen schlimm!“

„Daß ich nicht wüßte! der König kann froh sein, wenn man ihm hilft, wohin sein Blick nicht reicht. Uebrigens soll er kommen, wenn ihm dies nicht gefällt; ich fürchte mich vor ihm nicht.“

Jedermann trachtete seine Wohnung so schnell als

möglich fertig zu haben; ehe sich Nesyta versah, war sein Schloß von anmuthigen Häuschen umgeben. In der Ferne erblickte man Reihen von Bauerngütern und wohlgepflügte Felder; fröhlich singende Hirten trieben ihre Heerden auf die üppigen Wiesen. Nesyta hatte eine große Freude darüber. —

Was der Vater vorhergesagt hatte, das geschah. Der König hörte davon und erzürnte sehr, daß ohne seine Einwilligung ein Unterthan es gewagt habe, Landstrecken zu vertheilen, die dem Könige gehörten. Und er sandte ein Regiment Soldaten gegen ihn aus. Nesyta erhielt Kunde davon, als die Soldaten noch weit waren, ließ für alle Offiziere ein prachtvolles Mal zubereiten, und ging ihnen entgegen, um sie zu seiner Tafel zu laden. Jedem Gemeinen setzte er täglich einen Thaler für die Zeit des Aufenthaltes aus, und Wein und Brod nach dem Belieben eines Jeden. Das gefiel den Truppen, die von ihrem König armselig gezahlt wurden. Gern nahmen sie sich ihres freigebigen Wirthes an, und zogen als Freunde mit ihm. Auf den Feldern wurden Zelte aufgeschlagen, kriegerische Rüstungen aber gab es dort nicht. Den ganzen Tag tönten Gesang und Musik und in Nesyta's Schloße tranken auf des Schloßherrn Wohl die königlichen Offiziere, denen es überaus gut behagte, daß jeder täglich unter seinem Teller einen Dukaten fand.

Als es zu des Königs Ohren kam, wie sich sein Heer aufführe, da erzürnte er noch heftiger, und schickte diesem zwei andere Regimenter nach. Allein warum sollten sich diese für eine so mäßige Löhnung mit einem

so freigebigen Herrn raufen, bei dem die Kammeraden so gute Zeiten hatten? Sie ließen dies bleiben und folgten dem Beispiele ihrer Vorgänger. Nun wußte der König schon keinen andern Rath, als selbst jenen Hexenmeister zu besuchen und sich mit ihm auszusöhnen. Wie Nesyta vernahm, daß der König selbst zu ihm fahre, ordnete er gleich die allerglänzendste Festtafel an, fuhr ihm entgegen und lud ihn ehrfurchtsvoll zu sich ein. Da sah der König, wie mächtig jener sei, und welch einen großen Reichthum er besitzen müsse, da er täglich so viel Geld auswerfe. Er bemerkte auch, wie sehr ihn Alle liebten, Soldaten, Bauern und Handwerker, daß sie schwer von ihm sich trennen würden, und endlich, daß jener ihn leicht um das Königreich bringen könnte, weßhalb er beschloß, ihm seine einzige Tochter zur Gemalin anzutragen, womit er dem Uebel den Weg vertreten und seinem Lande aufhelfen könnte.

Gesagt, gethan. Er bot dem Nesyta seine einzige Prinzessin zur Gemalin an und versprach, ihn zum Könige zu machen. Dem Nesyta kam solches gerade recht, kurz darauf fuhr er mit dem König auf Brautschau. Das von ihm reich beschenkte Heer marschirte zurück, Nesyta setzte sich in seinem geflickten Rocke zum Könige in den Wagen und fuhr in die Hauptstadt.

Prinzessin Milina war schön wie eine Frühlingsrose, und sollte nun einem zwar guten aber häßlichen Manne angehören. Der König befürchtete fast, sein Plan könnte zu Wasser werden. Und in der That wäre dies geschehen, wenn Milina nicht gar zu gut gewesen wäre und ihren Vater aus ganzer Seele geliebt hätte. Kaum

vernahm sie von ihm, daß ihm ein Unglück drohe, da kannte sie schon kein Zögern und gab ihr Jawort. Thränen standen ihr in den Augen, und ihre Hand zitterte, als sie dieselbe dem Bräutigam reichte, aber dennoch nahm sie ihr Wort nicht zurück.

Nejyta fand sein Wohlgefallen an der Jungfrau, dabei aber sah er recht wohl ein, daß er sie durch seine eigene Schönheit sich nicht geneigt gemacht habe, und das Herz that ihm weh. Schon am andern Tage verabschiedete er sich von der Braut und vom Könige, indem er vorgab, daß er zu Hause alles in Ordnung bringen und zur Hochzeit herrichten müsse. Traurig kehrte er heim.

„Nun, wie gefällt Dir die Braut?“ fragten die Eltern.

„Ah, sie ist ja schön wie eine aufgeblühte Maiblume und gefällt mir sehr, aber ich gefalle ihr nicht.“

„Ei warum lassest Du dir nichts sagen,“ brummte die Mutter, „ich hab' Dir es schon so oft gesagt, warum Du diesen Bettlerrock nicht ausziehst. Wie schaust Du darin aus, und wie kannst Du darin einer so hohen Braut gefallen! Das Kleid macht den Mann, so lautet ein altes Sprichwort. Du möchtest ihr schon gefallen, putze Dich nur schön heraus.“

„Laßt nur meinen Rock in Ruhe, wäre er nicht, wäre nichts. Er nimmt nichts von meiner Schönheit weg.“

„Hast recht, Sohn,“ sagte der Vater, der die feste Ueberzeugung hatte, daß sein Sohn diesen alten Rock von einem Hexenmeister bekommen habe. „Uebrigens mache Dir nichts daraus, ein Frauenzimmer ändert sich im Handumwenden.“

Nesyta schüttelte den Kopf dazu, war den ganzen Tag traurig, und als ihn die Mutter zum Essen rief, sagte er, er habe keinen Hunger.

„Ich weiß nicht, wie es komme, aber der Bursche gefällt mir nicht," sagte die geängstigte Mutter zu ihrem Manne, als sie sah, daß der Sohn den Appetit verloren habe.

„Laß ihn nur geh'n," tröstete sie der bedächtige Vater, „bis er nur geheirathet hat, wird er schon wieder essen."

Nesyta saß in seinem Zimmer beim Fenster, kümmerte sich um nichts und dachte nur an Milina, die ihm Kopf und Herz verwirrt hatte. Gern hätte er seinen geflickten Rock für ein wenig Schönheit hingegeben.

Plötzlich pickt ihn etwas in die Hand, und wie er schaut, was es sei, sieht er neben sich ein weißes Täubchen, das zu ihm also spricht: „Ich bin das Seelchen, das Du aus dem höllischen Feuer erlöst hast. Der Herr Gott selbst sendet mich zu Dir, daß ich Dir sage, Dein Wunsch solle erfüllt werden, weil Du den Armen so viel Gutes erwiesen. Von diesem Augenblicke an wirst Du ein schönes Antlitz und eine anmuthige Gestalt haben. Bleibe immer gut, und vergiß nicht den Herrn Gott."

Nach diesen Worten verschwand das Täubchen.

Nesyta sprang voll Freuden auf, schaute in den Spiegel und sah sein häßliches Antlitz in ein schönes verwandelt, und er begann zu singen und vor lauter Wonne im Zimmer zu tanzen. Die Eltern hörten dies, glaubten, der Sohn sei närrisch geworden und liefen, vor Angst zitternd, zu ihm hinauf; aber sie erkannten

ihn nicht früher, als bis er sie angeredet hatte. Sie freuten sich mit ihm. Am zweiten Tage ließ er sich zehn eisenbeschlagene Truhen anfertigen. Als sie vollendet waren, stellte er sie in sein Schlafgemach, schloß die Thür ab, und begann mit beiden Händen Thaler und Dukaten aus der Tasche hineinzuwerfen, und hörte nicht früher auf, als bis alle Truhen voll waren. Dann machte er das Fenster auf, zog den Rock aus und warf ihn zum Fenster hinaus, indem er rief: „Da hast Du Deinen Lohn wieder, ich brauche ihn nicht mehr!“

Der Teufel ergriff den Rock, steckte den Kopf in's Fenster und fuhr den Nesyta zornig an: „Du nimm Dich in Acht, daß Du mir nicht in die Klemme kommst, sonst wird es Dir für Deinen Betrug gewaltig schlimm ergehen. So lange Hölle Hölle sein wird, bringe ich keinen solchen Schelm von einem Diener hinein.“

Nesyta lachte und wünschte dem Teufel eine glückliche Reise. Nun lud er das Geld auf Wägen, kaufte kostbare Schmucksachen für die Braut ein, hüllte sich dann in schöne Gewänder und fuhr mit den Eltern zur Hochzeit. Wie heiterten sich die blauen Augen der Braut auf, als statt eines so häßlichen Freiers ein so schmucker sie umarmte! —

Der König war mit seinem Schwiegersohne und dessen Schätzen zufrieden und machte ihn zum Könige. Wie er früher den Leuten Wohlthaten erwies, so übte er sie nun noch mehr. Der Teufel bekam keinen Ersatz für alles dieses Geld und war diesmal gründlich betrogen.

Der Froschkönig.

Nach J. Košín z Radostova.

In alten, alten Zeiten stand am Meeresstrande eine Hütte, und in dieser Hütte lebte ein Fischer und fing Fische im Meere. Aber zufolge des königlichen Befehles durfte er nicht fischen, wann es ihm beliebte, sondern nur einmal in der Woche, und zwar Montags. Da lag ihm freilich viel daran, ihrer an diesem Tage recht viel zu fangen. Die Fische sind freilich nicht so schlau wie die Menschen, aber so viel Verstand haben sie doch, daß sie einsehen, es sei keine Wonne gefangen zu werden. Und deßhalb ist es kein Wunder, wenn sie sich nicht in das Fischernetz drängten.

Der Fischer war an jedem Montag so thätig, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirn rieselten, und dies um so mehr, als es seine strengste Pflicht war, an jedem Montag einen Fischvorrath in das königliche Schloß abzuliefern. Einstmal aber mühte er sich den ganzen Vormittag ab, ohne selbst nur ein Weißfischlein gefangen zu haben.

„Noch einmal werfe ich das Netz aus," dachte der gequälte Fischer, „wenn ich aber wieder nichts fange, dann werfe ich Alles in's Wasser, und springe zuletzt selbst nach."

Er senkte das Netz recht tief ein, und als er es emporhob, da war es ungeheuer schwer.

„Da wird es Fische geben!" dachte er mit Freuden, allein wie erstaunte er, als er anstatt der Fische einen großen Kupferkessel emporzog.

„Wenn Geld darin ist," erwog bei sich der überraschte Fischer, „dann ist mir besser gedient, als mit den Fischen selbst."

Der Kessel war jedoch mit einem festen Deckel versehen, und der Fischer mußte sich lange anstrengen, ehe er den Deckel hinwegschlug. Allein wie erschrack der Arme! Kaum war der Deckel unten, wälzte sich aus dem Kessel ein schwarzer Qualm heraus, der immer dichter und dichter wurde, bis er sich zuletzt in einen feurigen Mann verwandelte.

„Du hast mir geholfen und ich helfe Dir," sprach er zu dem entsetzten Fischer, „aber nach meiner Weise — ich bringe Dich um."

Der Fischer erschrack, faßte sich jedoch bald wieder und sagte: „Meinetwegen! Ohnehin bin ich schon dieser Welt überdrüßig. Aber etwas kannst Du mir doch zu Gefallen thun, weil ich Dich erlöst habe. Ich kann nicht begreifen, wie Du in einem so kleinen Raume und dazu noch unter dem Wasser leben und Dich so schnell verwandeln konntest."

„Das werde ich Dir gleich zeigen," sprach der feu-

rige Mann und schon begann er sich in einen schwarzen Qualm zu verwandeln, und in kurzer Zeit stack er schon ganz im Kessel.

„Hast Du mich gesehen?" fragte er dann den Fischer aus dem Kessel heraus.

„Ich habe Dich gesehen," antwortete der Fischer, „aber Du wirst mich schon nicht sehen," fügte er spöttisch hinzu, und schon war der Deckel am Kessel und stark befestigt. Eine solche Menschenlist hatte der feurige Mann freilich nicht geahnt, und deßhalb begann er, seine Lage in dem Kessel erwägend, den Fischer zu bitten: „Laß' mich heraus, und ich werde Dir dankbar sein."

„Schwöre, daß Du mich nicht vernichten wollest," gebot der Fischer, und der Geist sprach mit feierlicher Stimme: „Ich schwöre."

Der Fischer schob den Deckel zur Seite, aus dem Kessel wälzte sich ein schwarzer Qualm, der immer dichter und dichter ward, bis er sich zuletzt in einen feurigen Mann verwandelte.

„Folge mir nach," sprach er dann zu dem Fischer und der Fischer folgte ihm nach. Nach einem nicht langen Gange kamen sie zu einem hohen Felsen, wo eine Stufe künstlich ausgehauen war. Der feurige Mann neigte sich zur Erde, pflückte ein Pflänzchen ab und reichte es dem Fischer mit den Worten: „Diese Pflanze trage stets bei Dir; wie Du auf diese Staffel trettest, gelangst Du augenblicklich auf eine Felsenhöhe, von wo Du einen großen Teich erblicken wirst. In diesem Teiche gibt es eine Menge von Fischen und Du kannst ihrer fangen, so viel Dir's beliebt, aber nur einmal in der

Woche und zwar am Montag. Sobald Du von dort zurückkehren willst, erklettre abermals die Anhöhe, und gleich bist Du wieder an dieser Stelle."

Hierauf verschwand der feurige Mann, und der Fischer betrat die im Felsen ausgemeißelte Staffel. Augenblicklich erhob sich ein furchtbarer Sturm, und ehe sich der Fischer versah, befand er sich auf der Felsenhöhe, von wo aus er eine ganz fremde Gegend erblickte, und diese Gegend war mit lauter schwarzen Waldungen bewachsen, und mitten darin schimmerte bläulich ein großer Weiher. Nur hie und da grünte ein Gräslein. Felder gab es dort nicht, auch keine Menschenwohnungen.

Der Fischer stieg von der Höhe herab, und als er zu dem Teiche gelangte, fand er dort, gleichsam für ihn vorgerichtet, einen Kahn und jegliches Fischergeräthe. Wohlgemuth ging er an's Werk und begann zu fischen, zog aber das Netz leer heraus. Kopfschüttelnd tauchte er es zum zweitenmal unter, fing jedoch eben so viel wie das erstemal.

„Der hat mich schön angelogen," ärgerte sich der Fischer, „der Feuermann; aber alle guten Dinge sind drei." Und er warf das Netz wieder aus und fing drei Fische. Als er sie im Netze erblickte, sprach er bitter: „Nun, das ist eine Fischmenge! Wenn es so fortgeht, lasse ich bald alles dies im Stich, diese Luftreise gefällt mir ohnehin sehr wenig."

Als er jedoch die Fische näher ansah und in die Hand nahm, da fand er erst, daß er solche Fische noch nie in seinem Leben gesehen habe.

„Das sind keine Fische für mich," murmelte er,

„diese muß ich dem König selbst geben, der wird sie wohl schon zu genießen verstehen.“

Alsdann raffte er sich auf, bestieg die Felsenhöhe, und kaum hatte er ihren höchsten Gipfel erreicht, da erhob sich ein fürchterlicher Sturm und stellte ihn am Fuße des Felsens nieder. Gedankenvoll schritt der Mann mit den Fischen nach Hause, und hatte schon Zeit, denn sein Weib hatte soeben das Mittagsessen gekocht, und lugte bereits nach ihrem Manne hinaus. Als dieser über die Schwelle trat, sprach er: „Liebes Weib, habe ich da heute sonderbare Fische gefangen! Komm' und schau' Dir diese seltsamen an!“

„Fisch wie Fisch,“ entgegnete ihm das Weib, „wenn auch diese da etwas anders als die gewöhnlichen aussehen.“

„Und eben deßhalb wirst Du sie zum Könige tragen, und dieser wird sie uns gut bezahlen, wir träfen sie ja gar nicht zu essen.“

Nach dem Mittagessen eilte die Fischerin mit den Fischen zum Könige in den Palast. Als sie dort ankam, erkundigte sie sich bei dem ersten Menschen, den sie traf, nach dem Könige, bekam aber zur Antwort: „Ich hüte den König nicht.“

Sie ging weiter, und machte überall so viel Lärm, daß die Leute zusammenliefen, aber dennoch sagte ihr Keiner, was sie wissen wollte. Endlich gelangte sie bis zu den Wachtposten, die vor des Königs Wohnung standen, und wollte ohne Umschweife bei Seiner königlichen Majestät eintreten. Der Wachtposten wies sie kurz ab, allein die Fischerin wollte nicht so leicht fort; sie machte einen neuen Versuch, durch die Wachtposten

zu bringen, allein diesmal erging es ihr schlimm. Ein Wachmann, stark wie ein Felsen, und bärtig wie ein Bär, ergriff sie bei der Hand und zerrte sie so unartig, daß sie beinahe umgefallen wäre. Die Fischerin stieß gleich ein Geschrei aus, daß man sie umgebracht habe, und zog dadurch das ganze Schloß, ja selbst den König herbei. Auf der Stelle wandte sie sich zu ihm, und schrie über alle Leute zu ihm zu: „Königliche Majestät, ich bringe Fische, und diese Bären wollen mich nicht verlassen."

Der König, der sich eben heute in guter Laune befand, winkte die Fischerin vor sich. „Was für Fische sind's und wie viele?" sagte er, als sie vor ihm stand.

„Euere königliche Majestät, ich bringe nur drei, aber diese sind so seltsam, wie ich sie in meinem Leben noch nie gesehen habe." Dabei zog sie die Fische aus dem Korbe heraus und reichte sie dem Könige.

„In der That, seltsame Fische," sprach der König, „aber mir reiche sie nicht, sondern meinem Koche. Und da hast Du etwas für den Weg.", Dabei griff er in die Tasche und gab ihr eine handvoll Geldstücke. Als die Fischerin so viel Geld erblickte, fiel sie dem Könige zu Füßen und hätte ihn beinahe umgeworfen; der König aber entließ sie in Gnaden, worauf sie die Fische in die Küche warf, und über Hals und Kopf nach Hause lief.

Nachdem die Fischerin fortgegangen war, kam der König selbst in die Küche, besah noch einmal die Fische und sprach zu dem Koch: „Diese Fische wirst Du auf ganz eigene Art zubereiten, und bürgst mir mit Deinem Kopfe dafür, daß sie gut gerathen."

„Aber auf welche Art, königliche Majestät?" fragte angstergriffen der Koch, als er von seinem Kopfe hörte; denn obzwar er im Kopfabschneiden ein großer Held war, so zitterte er doch wie ein Baumblatt, als er von seinem eigenen Kopfe hörte.

„Das ist Deine Sorge," sagte der König, „und ich will meinen Kämmerer zu Dir hersenden, daß er auf die Fische Acht gebe."

Der König entfernte sich und gleich darauf kam der Kämmerer hurtig herbei. Der Koch konnte nicht in's Reine kommen, wie er die Fische zubereiten solle, und war ganz verwirrt; allein eben dieses war sein Glück, denn er machte Alles, wenn auch unfreiwillig, ganz anders als sonst. Endlich gelangten die Fische doch auf die Pfanne; wie sie aber zu rösten begannen, da urplötzlich erzitterte der ganze Palast, darauf erfolgte ein furchtbarer Schlag, und ehe der Koch und der Kämmerer darauf denken konnten, was dies zu bedeuten habe, bekamen sie von einer unsichtbaren Hand ein solches Kopfstück, daß sie betäubt zu Boden stürzten. Und als sie in solcher Eintracht nebeneinander lagen, hatten sie keine Ahnung davon, daß sich einer von den Fischen in der Pfanne kerzengerade emporrichtete und die beiden andern anredete: „Wollet ihr mir dienen oder eine Speise des Königs werden?"

„Wir wollen Dir dienen," sagten beide zugleich, und in diesem Augenblicke verschwanden alle drei, und Niemand weiß bisher wohin?

Der Koch erwachte aus dem unlieben Schlummer früher als der Kämmerer; er stand aber nicht auf, son-

dern wartete, bis auch jener erwache und aufstehe. Dann erst richtete er sich selbst auf, aber er seufzte und wehklagte überaus schmerzlich. Beide sahen sich alsdann nach den Fischen um, allein die waren fort. „Die Fische hol' der Teufel," äußerte der Koch, „was wird aber der König dazu sagen?"

Auch der Kämmerer hatte keine große Freude darüber, daß die Fische verloren gegangen seien, allein nichtsdestoweniger ging er zum Könige und berichtete ihm Alles, was sich in der Küche zugetragen hatte.

„Glauben muß ich es aber nicht," sprach der König, „da wir aber andere derartige Fische bekommen können, so werde ich Euch für diesmal verzeihen. Nun gehe jedoch selbst zu dem Fischer, und sage ihm, er möge wieder solche Fische einfangen."

Der Kämmerer lief mit Freuden zu dem Fischer, denn er war froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein; der Fischer jedoch sagte, er könne derartige Fische nicht früher fangen, bis erst wieder am Montag. Der Kämmerer berichtete dies dem Könige, dieser ärgerte sich — was war aber zu thun?

Indessen herrschte in des Fischers Hütte große Freude über den Empfang so vielen Geldes, und die Frau konnte den Montag kaum abwarten. Zeitlich früh weckte sie den Mann, bereitete ihm ein Festtagsfrühstück, und schob ihn fast zur Thür hinaus, auf daß er ja nur bald die sonderbaren Fische bringe. Die Wunderpflanze an der Brust tragend, eilte der Fischer zu dem Felsen. Kaum hatte er die Staffel betreten, da befand er sich schon auf der Berghöhe und von hier aus eilte er zu

dem Weiber, wo er abermals einen bereitliegenden Kahn und sämmtliches Fischergeräthe vorfand. Das erste und zweite Mal fing er nichts, aber nach dem dritten Netzwurf zog er wieder drei Fische heraus.

„Da wird die Frau eine Freude haben," dachte er, und schon eilte er auf den Berggipfel, von wo aus er alsbald im Thale ankam und nach Hause eilte. Die Frau riß ihm die Fische aus der Hand, warf sie in den Korb und schon eilte sie in den königlichen Palast. Die Wache ließ sie auf höheren Befehl passiren und sie ging zum Könige. Dieser aber kam ihr selbst entgegen, sah die Fische an, ob sie von der nämlichen Gattung seien, und gab ihr abermals ein handvoll Goldstücke für den Weg. Die Fischerin dankte, warf die Fische in die Küche und ging nach Hause, aber langsam, denn sie zählte die Goldstücke, ob ihrer eben so viel seien, wie das erstemal, und es waren ihrer noch mehr. Da gab es wieder neue Freude in der Hütte, und der Fischer dankte im Geiste dem feurigen Manne, daß er durch dessen Bemühung ein solches häusliches Glück erlangt hatte.

In der königlichen Küche ertheilte indessen der König neue Befehle dem Koche, und dieser bebte wieder vor Bangigkeit, wie es diesmal mit den Fischen ausfallen werde. Aber der König traute auch dem Kämmerer nicht mehr, und deshalb befahl er seinem ältesten Prinzen, er möge auf diesen und auf den Koch Acht geben, damit sie zuletzt nicht selbst die Fische aufäßen.

Erwartungsvoll standen der Koch, der Kämmerer und der Prinz bei der Bratpfanne, wo bereits die Butter unter den Fischen zu schmelzen begann. Wie aber die

Fische zu schmorren anfingen, da erzitterte der Palast noch heftiger, als das erstemal, darauf folgte ein noch stärkerer Schlag, und Koch, Kämmerer und selbst der Prinz empfingen von einer unsichtbaren Hand ein so gewaltiges Kopfstück, daß alle drei bewußtlos zu Boden sanken.

Und als sie hier so lagen, da ahnte keiner von ihnen, daß sich einer von den Fischen in der Pfanne kerzengerade emporrichtete und die beiden anredete: „Wollet ihr mir dienen oder eine Speise des Königs werden?"

„Wir wollen Dir dienen," sagten beide zugleich, und in diesem Augenblicke verschwanden alle drei und bis zum heutigen Tage weiß Niemand, wohin.

Der Koch erwachte zuerst aus seiner Betäubung, da er aber noch den Kämmerer und den Prinzen liegen sah, so stand er auch nicht auf; so that auch der Kämmerer, bis endlich der Prinz aufsprang und beide zu wecken begann. Diese thaten einen Augenblick, als wären sie noch ohnmächtig, dann erhoben sie sich langsam und wehklagten. Hierauf sahen sie sich nach den Fischen um, doch die Pfanne war leer. Der Prinz stattete dem Könige einen genauen Bericht über Alles ab, allein der König wurde sehr böse und drohte Allen mit dem Tode, bis er sich endlich doch besänftigte und den Prinz zum Fischer trieb. Der Prinz richtete des Königs Auftrag aus, allein der Fischer wandte ein, er dürfe erst wieder am Montag Fische fangen. Der König erzürnte abermals, als er solches vernahm, zuletzt aber gab er sich doch zufrieden, beschloß jedoch, selber zugegen zu sein, bis wieder diese überaus sonderbaren Fische gebacken werden sollten.

Am Montag trieb die Fischerin ihren Mann schon zeitlich früh aus dem Hause, eben als der Morgenstern aufging. Der Fischer gelangte in der gewöhnlichen Weise auf die Berghöhe, eilte von hier aus zu dem Weiher, wo er nach dem dritten Netzwurf abermals drei Fische herauszog. So schnell als er konnte, lief er damit auf die Berghöhe und augenblicklich stand er unten, worauf er keuchend nach Hause eilte. Die Frau aber ersparte ihm den Weg, sie lief ihm entgegen, entriß ihm die Fische und jagte wie besessen dem Palaste zu. Der König hatte schon mehrmals aus dem Fenster geblickt, ob sie wohl schon komme, und als er sie wahrnahm, lief er ihr entgegen, besah die Fische und gab ihr zwei handvoll Goldstücke für den Weg. Die Frau warf die Fische in die Küche, wie sie aber das freie Feld erreichte, setzte sie sich auf den Rain und zählte wenigstens zehnmal die Münzstücke über.

In der königlichen Küche saß aber bereits der König, der Prinz und der Kämmerer und Alle sahen dem Koche zu, wie er die Fische zubereitete. Wegen der Anwesenheit des Königs ließ sich dieser Alles recht sehr angelegen sein, und nach langen Zubereitungen gelangten die Fische in die Pfanne. Allein wie sie zu schmorren anfingen, da erzitterte der Palast, daß es ein Schrecken war, darauf folgte ein Schlag, nicht anders, als käme er von einem Donnerwetter, und mit Blitzgeschwindigkeit empfingen alle Anwesenden ein solches Kopfstück, daß sie ohnmächtig zu Boden fielen.

Und als sie hier so bunt durcheinander lagen, da wußte keiner von ihnen, selbst der König nicht, daß sich

in der Pfanne einer von den Fischen kerzengerade emporrichtete, und die andern anredete: „Wollet ihr mir dienen oder eine Speise des Königs werden?“

„Wir wollen Dir dienen,“ sagten beide zugleich, und schon waren alle drei verschwunden.

Nach einer Weile erholte sich der Koch von seiner Ohnmacht, und da er den König am Boden liegen sah, blieb er auch liegen. So blieben auch der Kämmerer und der Prinz, als sie erwachten, liegen. Endlich stand der König auf, ging mit raschen Schritten um die Bratpfanne herum, und staunte sehr, als er die Fische nicht vorfand, entfernte sich aber sacht in sein Gemach: nachdem aber der König sich entfernt hatte, sprang der Prinz, der Kämmerer und der Koch hurtig vom Boden auf. Der König sann lange über die Fische nach, erwog alles reiflich, und beschloß zuletzt, um den Fischer zu senden. Der Fischer stellte sich sogleich ein, aber wie erschrack er, als er vernahm, was sich beim Backen dieser Fische zugetragen. Doch der König sagte: „Führe mich zu jenem Weiher, ich selbst will Alles gründlich durchforschen.“ Der Fischer willigte selbstverständlich ein, der König nahm seine Leibwache mit sich, und schon bewegte sich der ganze Zug, den Fischer an der Spitze, zu dem Felsen. Dort gab der Fischer dem Könige die Hälfte der Pflanze, die er von dem feurigen Manne erhalten hatte, nahm ihn bei der Hand und betrat mit ihm die Staffel. Augenblicklich erhob sich ein gewaltiger Sturm, der König flog mit dem Fischer blitzschnell durch die Luft, und die Leibwache blieb, wie vom Donner gerührt, unten stehen. Sie wartete lange

und lange, als sie aber den König nicht erharren konnte, kehrte sie in den Palast zurück, und erzählte dem bestürzten Volke, was sie gesehen.

Indessen war der König mit dem Fischer auf dem Felsengipfel angelangt, von wo aus er die ganze Gegend übersah. Obzwar dort kein Schloß, ja nicht einmal eine Hütte stand, so gefiel sie ihm doch schon beim ersten Anblicke über die Maßen.

„Dort ist der Teich," bedeutete der Fischer dem Könige, „wo ich die sonderbaren Fische fange. Weiter bin ich noch nie gekommen."

„Gut," meinte der König, „laß' uns herabsteigen."

Als sie bei dem Weiher angelangt waren, befahl der König dem Fischer, die Netze auszuwerfen, er selbst betrachtete die Gegend, und schritt längs des Ufers weiter. Der Graswuchs um den Teich herum ward immer dichter und dichter, bis zuletzt der König nur mit Mühe vorwärts drang. Trotzdem schritt er weiter, bis er auf einer schönen grünen Wiese ankam, auf einer Seite von Wäldern umsäumt, auf der andern von hellblauen Wellen geküßt. Und am Ufer saß in einem Nachen ein Greis, dessen Haupt einem blühenden Apfelbaum glich.

„Wirst Du mich hinüberfahren, Alterchen?" fragte ihn der König.

„Ei warum sollte ich es nicht thun, da ich ja eigens dazu hier bin."

Der König setzte sich in den Kahn, und der Greis ruderte, und der Kahn glitt sachte über den Wasserspiegel dahin, wie ein Wölkchen über den blauen Himmelsbogen. Nachdem sie in die Mitte des See's ge-

langt waren, ruderte der Greis seitwärts, und da erblickte der König ein prachtvolles Schloß, verborgen zwischen dunklen Wäldern.

„Ei, welch ein schönes Schloß! wer regiert denn dort, Alterchen?" sprach der König.

„Das wirst Du selbst erfahren, bis Du dort eintreten," antwortete der Gefragte.

Als sie das Ufer erreichten, gab der Alte dem Könige ein grünes Reis und sagte: „Nimm dieses Reis, es wird Dir zum Wohle gereichen; leb' wohl, mich siehst Du nicht wieder."

„Und wer führt mich zurück?"

„Niemand, Du wirst trockenen Fußes heimgelangen," sprach der Greis, ging seitwärts und verschwand.

Der König schritt in gerader Richtung auf das Schloß zu, und staunte nicht wenig, als er, durch das hohe Thor eintretend, keine Seele erblickte. Sinnend stieg er die breite Treppe hinan, durchschritt ein Gemach, durchschritt das zweite, dritte, vierte, doch nirgends ersah er ein lebendes Wesen.

„Da muß ja ein verwunschenes Schloß sein," dachte der König und begann sich selbst auszuschelten: „Daß ich auch herein gehen mußte! Wer weiß, wie ich nun fortkomme. Aber sei's wie immer, zuerst sehe ich mir alles an, und dann will ich sehen, wie ich wieder nach Hause komme."

So fuhr er im Besehen der Gemächer fort, bis er in das allerletzte kam. Und dort saß gerade in der Mitte ein gebückter Greis, und hatte den Kopf zur Erde geneigt.

„Habe ich doch gesagt, daß es ein verwunschenes Schloß sei," sprach der König zu sich selbst, „hier sitzt schon Einer."

Der Greis erhob eben den Kopf und sprach beim Gewahrwerden des Königs: „Sei mir gegrüßt, endlich habe ich wieder einmal ein Menschenantlitz erblickt."

Der König trat zu ihm heran und fragte ihn: „Wer bist Du und was soll dieses öde Schloß bedeuten?"

„Ich bin König, aber ohne Volk und Macht, an meiner Statt herrscht ein anderer," erwiderte bitter der Greis.

„Und aus welchem Grunde?"

„Durch die Verrätherei meiner eigenen Gattin."

„Und kann nicht geholfen werden?"

„Wohl nicht mehr, deßhalb fliehe lieber von dannen, sonst wird Dich meine Frau tödten, wenn sie vom Froschkönige zurückkehrt."

„Ein Weib fürchte ich nicht," brauste der König auf, „ich will mit ihr einen Kampf eingehen, falls ihr nicht fremde Kraft zu Hilfe kommt."

„Wohl kommt sie, sonst säße auch ich nicht in einem solchen Zustande hier — sie kommt vom Froschkönige."

„Und wer ist dieser Froschkönig?"

„Gib Acht, ich will Dir mein ganzes trauriges Geschick erzählen. Die Sonne steht noch hoch, und so lange sie nicht untersinkt, kehrt meine Gattin nicht zurück. Einstens habe ich ein großes Volk beherrscht. Rings um den Palast breitete sich eine große Stadt

und ein wunderschöner Garten aus, und dies ist nun in schwarze Wälder und einen großen Teich verwandelt; die Fische im Teiche sind meine ehemaligen Unterthanen. Ich war glücklich, und dies um so mehr, da ich eine schöne und brave Prinzessin zur Gattin bekam. Aber auf einmal ward in der Gegend, wo gegenwärtig der Teich liegt, der Froschkönig sichtbar und machte das Herz meiner Gemalin von mir abwendig. Ich ermahnte meine Gemalin, ich bat sie, ich drohte ihr sogar mit dem Tode, allein umsonst. Täglich kam sie mit dem Froschkönige zusammen und schenkte Gehör seinen listigen Reden. Einmal überraschte ich Beide in der Gartenlaube, und hörte mit eigenen Ohren ihr Flüstern und Kosen. Endlich sprach daselbst der Froschkönig: „Wenn ich das Nest eines gewissen wunderwirkenden Vogels aufgefunden habe, nehme ich die Eier heraus und gebe Dir sie zu verzehren. Du wirst hernach unsterblich und ewig jung, und dann erst werden wir völlig glücklich sein." — „Listige Schlange!" schreie ich auf, springe aus meinem Verstecke und haue ihn mit meinem scharfen Schwerte mitten entzwei. Aber meine Gattin sank weinend über ihn und der Froschkönig ward wieder Eins. Einen bösen Blick mir zuschleudernd murmelte er unverständliche Worte, und im nämlichen Augenblicke fühlte ich, wie mein Blut erkalte und meine Adern sich zusammenziehen, daß ich auf eine Fortsetzung des Kampfes gar nicht denken konnte. Mühsam gelangte ich in meine Wohnung, setzte mich auf diesen Stuhl, um auszuruhen, allein der Froschkönig machte mich daselbst anfrieren, und verzauberte zugleich das ganze Land. Und von

dieser Zeit an sitze ich hier und weiß gar nicht, wie viele Jahre schon verflossen seien, meine Gemalin aber verbleibt den ganzen Tag bei ihrem Buhlen, der ihr Unsterblichkeit und ewige Jugend verspricht. Nun kannst Du einsehen, daß mir nicht geholfen werden könne, darum fliehe, eh' Dich meine Gemalin überrascht."

„Ich fliehe nicht," rief der König aus und zog den Degen, „den Kopf will ich ihr abschlagen, dieser verrätherischen Seele."

„Du kannst es nicht, Verblendeter," widersprach der Greis, „der Froschkönig beschützt sie und läßt ihr keinen Schaden zufügen."

„Er mag sie beschützen, ich muß Dich rächen," antwortete ihm der König, nahm auf einem Stuhle Platz und erwartete die Ankunft der treulosen Königin, nicht achtend auf den Greis, der ihn bei Allem in der Welt bat, zu fliehen. Als die Sonne unterging, erschien eilig die Königin, doch nicht wenig erschrack sie, als sie neben ihrem verschmähten Gatten einen so stattlichen Ritter erblickte. Der König riß das Schwert aus der Scheide und stürzte sogleich auf sie los, doch wie das Schwert ihr Gewand berührte, brach es mitten entzwei. Nun wäre es dem Könige schlimm ergangen, hätte er sich nicht des Reises erinnert, das er von dem Fährmanne erhalten hatte. Schleunig zog er es unter der Kleidung heraus und schlug die Königin dreimal damit. Und wie er sie zum Drittenmale berührte, sank sie auf den Stuhl zurück, und konnte nicht einmal ein Auge bewegen.

„So sitze jetzt, wie Dein Gemal," sprach der König

spöttisch zu ihr," und berieth nun mit dem Greise, was weiter zu thun sei.

„Das Beste wäre," sagte der Greis, der nun frisch auflebte, als er seine Gemalin angefroren sah, „daß Du auf irgend eine Art den Froschkönig überredest, er möge von mir und dem ganzen Lande den Fluch nehmen."

„Ich will es versuchen," meinte der König, und begab sich in das Nebengemach, wo die Königin ihren Kleiderschrank hatte. Dort zog er ihre Gewänder an, kam dann zu dem Greise zurück und sagte: „Nun werde ich zu dem Froschkönige gehen und mich für seine Liebste, für Deine ehrbare Frau hier ausgeben. Wahrscheinlich werde ich ihn zur Erfüllung meiner Bitte bewegen, und wenn nicht, dann lasse ich auch ihn mittelst dieses Reifes anfrieren und will ihn mit meinem Schwerte solange kitzeln, bis sein Herz erweicht ist."

„Zuerst bitte ihn lieber," ermahnte ihn noch in der Thür der Greis.

Der König schritt nun sacht zu dem Froschkönige, da es aber Nacht war, konnte er ihn nicht finden, und mußte ihn rufen. Da er seine Stimme verstellte, ließ sich der Froschkönig überlisten, lief gleich zu dem Könige hin und wollte ihn umarmen, denn er wähnte, es sei dies sein Liebchen.

„Nicht so, mein Theuerer," sagte der König, „zuerst mußt Du mir etwas zu Gefallen thun, was möchte es uns nützen, ewig miteinander zu leben, wenn uns mein ehemaliger Gatte im Wege stände? Entweder bringe ihn um oder gib ihm seine Gesundheit zurück, auf daß er sterben könne; ohnehin wird er sich in ein Häufchen

Staub verwandeln, wie Du den Zauber von ihm nimmst."

„Es sei, wie Du verlangst," sprach der Froschkönig, und schon breitete er die Arme aus, um das vermeintliche Liebchen zu umarmen. Dieses aber wich ihm aus und meinte: „Ich habe noch eine Bitte, die aber nur uns betrifft. Wenn mein jetziger Gemal todt ist, dann nimmst Du seine Stelle ein, und wir werden zusammen regieren. Doch welch ein Regieren wäre das, wo das ganze Land verwünscht ist? Gib also diesem sein ehemaliges Aussehen zurück, und ich nehme Dich hernach sogleich zum Gemale."

„Es sei," äußerte der Froschkönig, und umarmte die vermeintliche Geliebte, die sich nun nicht weiter sträubte. Allein kaum hatte er sie berührt, als das grüne Reis dreimal durch das Nachtdunkel schwirrte und der Froschkönig war auf den Ort, wo er stand, festgebannt.

„Höllische Schlange!" rief nun der König mit seiner starken männlichen Stimme, „nun will ich Dich verwünschen für ewige Zeiten." Und dabei riß er das verborgen gehaltene Schwert heraus und hieb ihn in unzählige Stücke, die er dann in's Wasser warf. Von allen Seiten drängten sich unter schrecklichem Quacken die Frösche herbei und verzehrten beißhungrig die Körpertheile ihres Todfeindes. Allein kaum hatten sie dies gethan, als sich rasch das Wasser aus dem Teiche zu verlieren begann, und der König bemerkte beim Scheine des Mondes, der eben über dem Gebirge aufging, wie langsam Baumwipfel aus dem Wasser immer höher und

höher aufstiegen, bis zuletzt das Wasser gänzlich verschwunden war, und statt des Teiches ein prächtiger Garten sich zeigte, wo es förmlich von Menschen wimmelte, die den König mit Jubelrufen begrüßten und in den Palast eilten.

Der König schloß sich ihnen an, doch auf dem Wege in den Palast erblickte er plötzlich eine große Stadt vor sich, und mußte erst durch viele Gassen schreiten, ehe er den Palast erreichte. Dort waren schon überall Lichter angezündet und die Gemächer mit Menschen angefüllt, so daß der König kaum zu dem Greise gelangen konnte. Und der Greis stand noch immer in dem allerletzten Gemache und wehrte das Volk ab, welches die Königin in Stücke reißen wollte. Allein der König zog selbst sein Schwert und hieb ihr den Kopf ab.

„Sie hat es verdient," sprach er zu dem Greise, aber der Greis weinte trotzdem einige Thränen seiner ehemaligen Gattin nach. Nun begannen allgemeine Freudenfeste, nur der erlöste König nahm an ihnen nicht Theil. Er ließ seinen Befreier rufen und sagte zu ihm: „Meine Tage sind gezählt; ich übergebe Dir das ganze Land, beherrsche es." Der König dankte ihm geziemend, und als er Morgens sich vom Schlafe erhob, da hörte er, der alte Herrscher sei gestorben. Unser König bestieg ein feuriges Pferd, ritt in die Stadt und dort verkündete er dem versammelten Volke dessen Gebieters Tod und letzten Willen. Das Volk war betrübt, hernach aber begrüßte es mit Jubelgeschrei seinen neuen König. Nach dem Begräbnisse des alten Königs besichtigte sein Nachfolger das ganze Land, und weil ihm daselbst Alles

überaus wohl gefiel, so beschloß er, seine Residenz hieher zu verlegen, und er fuhr in seinen eigenen Palast, doch dieser Weg war viel länger als jener, den er mit dem Fischer gemacht. Viele Wochen lang mußte er fahren, ehe er nach Hause gelangte. Dort aber wollte ihn Niemand mehr kennen, denn der König hatte viele Jahre in dem verwunschenen Lande zugebracht. Endlich drängte sich ein altes Männchen herbei und sprach: „Ich bin Einer von jenen Soldaten, die Dich vor Jahren zu dem Felsen begleitet hatten, wo Du uns verschwandest. Nimm mich wieder zu Dir, denn alle meine Genossen sind schon todt und ich bin vereinsamt."

Diesen Worten des Greises schenkten alsbald die andern Leute im Palaste Glauben, und nun erst umrangen sie den König und küßten sein Gewand. Der König verkaufte den Palast, lud alles bewegliche Gut auf Wägen und rüstete sich zur Abreise. Da erinnerte er sich des Fischers und fragte, wie es ihm gehe, und wann er nach Hause zurückgekehrt sei.

„Erst gestern," bekam er zur Antwort.

„Laßet ihn holen!" gebot der König, und bald war der Fischer an Ort und Stelle. Und als ihn der König um seine Schicksale befragte, antwortete dieser: „Königliche Majestät, ich habe keine Fische, und Gott allein mag wissen, wie es dort zugegangen sei! Plötzlich verschwindet mir das Wasser unter dem Kahne und ich sehe mich auf trockenem Grunde. Da lasse ich alles liegen und laufe davon, aber da wachsen unter meinen Füßen Bäume empor, und bald erblickte ich eine großmächtige Stadt und einen erhabenen Palast. Und ich

eile aus dieser zauberischen Gegend fort, und glaube, mein Hüttchen bald zu erreichen, aber ich gehe einen Tag, ich gehe zwei Tage, eine Woche, einen Monat, und endlich schon ein Jahr, und von meiner Hütte findet sich nirgends eine Spur. Erst gestern Abends erreichte ich glücklich mein Häuschen. Aber ich fand dort Niemanden, mein Weib ist todt, und so bin ich nun ganz vereinsamt auf dieser weiten Welt."

„Weine nicht, noch hast Du mich," tröstete ihn der König: „willst Du bei mir bleiben?"

Der Fischer bejahte es weinend, und schon begaben sich Alle auf die Reise. Wohlbehalten gelangten sie in das neue Königreich, und das Leben Aller war glücklich bis an's Ende.

Der Lange, der Breite und der Scharfsichtige.

Nach K. J. Erben.

Es war einmal ein König, und der war schon alt und hatte einen einzigen Sohn. Einst rief er diesen Sohn zu sich und sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn! Du weißt recht wohl, daß reifes Obst abfalle, um einem andern Platz zu machen. Auch mein Haupt beginnt zu reifen, und vielleicht bald wird die Sonne nicht mehr darauf scheinen; aber ehe Du mich bestattest, möchte ich doch noch gern meine zukünftige Schwiegertochter, Deine Gemalin sehen. Heirathe, mein Sohn!"

Und der Prinz sagte: „Gern möchte ich, Vater, Deinen Wunsch erfüllen, aber ich habe keine Braut, ich kenne keine."

Da griff der alte König in die Tasche, zog einen goldenen Schlüssel heraus und reichte ihn dem Sohne: „Geh' auf den Thurm hinauf, in das oberste Stockwerk, schaue Dich dort nach allen Seiten um, und dann sage mir, welche Du Dir auserwählest."

Der Prinz säumte nicht und ging. Noch nie in seinem Leben war er dort oben gewesen, und hatte auch niemals gehört, was sich daselbst befände.

Als er in das oberste Stockwerk gekommen war, da sah er in der Decke eine kleine eiserne Thür, einer Fallthür ähnlich, und diese war versperrt; er erschloß sie mit dem goldenen Schlüssel, hob sie auf und stieg hinan. Da erblickte er oben eine große runde Halle, die Kuppel war blau wie der Himmel in heller Nacht, und silberne Sterne funkelten daran; der Fußboden war ein grüner Seidenteppich, und rings in der Mauer gab es zwölf Fenster in goldenen Rahmen, und in jedem Fenster war auf Krystallglas eine Jungfrau mit Regenbogenfarben gemalt, die Königskrone am Haupte; in jedem Fenster war eine andere und in anderm Gewande, aber eine schöner als die andere so daß des Prinzen Augen schier geblendet waren. Und als er so voll Verwunderung die Jungfrauen betrachtete, unschlüßig, welche er wählen solle, da begannen sie sich zu bewegen, als wären sie lebendig, sahen sich nach ihm um, lächelten ihn an, und schienen beinahe gar sprechen zu wollen.

Da bemerkte der Königssohn, daß eines der zwölf Fenster mit einem weißen Vorhange verdeckt sei, und er schob den Vorhang zur Seite, um zu sehen, was sich darunter befände. Und es befand sich dort eine Jungfrau im weißen Gewande, mit einem silbernen Gürtel geschmückt, eine Perlenkrone am Haupte; sie war die schönste von allen, aber traurig und blaß, als wäre sie dem Grabe entstiegen. Der Königssohn stand lange und wie in Verzauberung vor dem Bilde; und während

er es betrachtete, da ward ihm um's Herz so recht wehe, und er sagte: „Diese da will ich haben und keine andere!“ Und kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, da neigte die Jungfrau das Haupt, erröthete wie eine Rose, und im nämlichen Augenblicke waren die andern Bildnisse verschwunden.

Nachdem er dann wieder hinabgestiegen war und dem Vater berichtet hatte, was er gesehen, und welche Braut er sich auserlesen, da nahm der alte König eine düstere Miene an, ward tiefsinnig und sprach: „Du hast übel gehandelt, mein Sohn, daß Du enthüll'test, was verdeckt war; Du hast durch jene Worte einer großen Gefahr Dich preisgegeben. Jene Jungfrau ist in der Macht eines bösen Schwarzkünstlers, ist im eisernen Schloße gefangen; Mancher hat es schon versucht, sie zu befreien, aber noch Keiner ist zurückgekehrt. Aber das Geschehene kann nicht mehr geändert werden; ein gegebenes Wort ist Gesetz. Gehe, versuche Dein Glück, und kehre mir gesund heim!“

Der Königssohn nahm Abschied von seinem Vater, bestieg ein Pferd, und ritt um seine Braut. Und da mußte er durch einen großen Wald reiten, und durch diesen Wald ritt er fort, bis er endlich ganz den Weg verlor. Und als er nun im Gebüsche, zwischen Felsen und Sümpfen mit seinem Roße herumirrte, nicht wissend, wo aus und ein, da hörte er Jemanden hinter sich rufen: „Hei, wartet doch!“ Der Königssohn sah sich um und erblickte einen langen Menschen, der ihm nacheilte. „Wartet doch, und nehmt mich mit, und wenn Ihr mich bei Euch dienen laßet, werdet Ihr es sicher nicht bereuen.“

„Wer bist Du denn?“ sagte der Prinz, „und was kannst Du machen?“

„Ich heiße der Lange und kann mich strecken. Seht Ihr dort auf der hohen Tanne das Vogelnest? Ich nehme Euch das Nest herunter, ohne hinauf zu klettern.“

Und der Lange begann sich zu strecken, bis er so hoch war, wie die Tanne; dann langte er nach dem Neste, und kleiner und kleiner werdend, reichte er es dem Prinzen.

„Dein Stückchen hast Du gut ausgeführt; aber was nützen mir Vogelnester, wenn Du mich nicht aus dem Walde leiten kannst!“

„Hm, das ist ein leichtes Ding!“ sagte der Lange, und begann sich von Neuem zu strecken, bis er dreimal so hoch war, wie die höchste Kiefer in diesem Walde; dann blickte er nach allen Seiten hinaus und sprach: „Diese Richtung ist die kürzeste, um aus dem Walde zu gelangen.“ Hierauf schrumpfte er wieder ein, nahm das Pferd beim Zaume und schritt voraus, und ehe sich der Prinz versah, war der Wald hinter ihnen. Vor ihnen lag eine weite breite Ebene und hinter dieser Ebene standen hohe graue Felsen, gleich Mauern einer großen Stadt, und waldbewachsene Anhöhen.

„Dort, Herr, geht mein Kamerad!“ sagte der Lange und wies seitwärts nach der Ebene, „diesen solltet Ihr auch in Euren Dienst nehmen, wahrlich, er würde Euch Ersprießliches leisten.“

„Rufe ihn herbei, daß ich sehe, was für ein Mensch dies sei.“

„Herr, es ist ein bischen weit,“ meinte der Lange, „er dürfte mich kaum hören, und lange möchte es dauern,

ehe er käme, weil er gar viel zu tragen hat. Lieber will ich ihn selber holen." Da streckte sich der Lange wieder so hoch aus, daß sein Haupt beinahe die Wolken berührte, machte zwei drei Schritte, faßte den Kameraden bei den Schultern und stellte ihn vor den Prinzen hin. Ein recht untersetzter Bursche war's, hatte einen Wanst gleich einem viereimrigen Fäßchen.

„Wer bist denn Du?" fragte der Prinz, „und was kannst Du machen?"

„Ich, Herr, heiße der Breite und kann mich breit machen."

„So zeige mir es."

„Herr, macht Euch hurtig auf die Beine — eilet hurtig in den Wald zurück!" rief der Breite und begann sich aufzublähen.

Der Prinz begriff nicht, warum er fliehen solle; als er jedoch sah, daß der Lange flugs dem Walde zueile, trieb er sein Roß an und galoppirte ihm nach. Und er hatte auch schon die höchste Zeit zum Davonreiten, sonst hätte ihn sammt dem Roße der Breite erdrückt, als sein Unterleib nach allen Seiten wuchs — es schien, als wäre ein Berg umgestürzt. Dann hörte der Breite auf, sich aufzublähen, holte tief Athem, daß sich die Wälder beugten, und ward wieder, wie ehedem.

„Du hast mich schön schwitzen gemacht!" sagte der Königssohn zu ihm, „aber einen solchen Burschen finde ich nicht jeden Tag; komm' mit mir."

Und so zogen sie hernach weiter. Als sie schon nahe bei jenen Felsen waren, da begegneten sie Einen, der die Augen mit einem Tuche verbunden hatte.

„Herr, das ist unser dritte Kamerad," äußerte der Lange, „auch diesen solltet Ihr in Euren Dienst nehmen; wahrlich, er würde nicht umsonst essen."

„Wer bist Du?" fragte ihn der Prinz, „und warum hast Du die Augen verbunden, Du siehst ja nicht den Weg?"

„Hoi, Herr, im Gegentheil; eben weil ich zu gut sehe, muß ich mir die Augen verbinden; ich sehe mit verbundenen Augen ebensoviel, wie Ihr mit unverbundenen; wenn ich die Binde wegnehme, dann sehe ich Alles durch und durch; und wenn ich etwas scharf anblicke, fängt es gleich Feuer, und was nicht brennen kann, das zerspringt in viele Stücke. Deßwegen heiße ich der Scharfsichtige." Alsdann wandte er sich zu dem gegenüberstehenden Felsen, legte die Binde ab und heftete an das Gestein seine glühenden Augen; und der Felsen begann zu bersten, die Stücke flogen nach allen Seiten und nach einem kleinen Weilchen blieb von ihm nichts mehr übrig, als ein Sandhaufen. Und in dem Sande funkelte etwas wie Feuer. Der Scharfsichtige ging hin und brachte es dem Prinzen. Es war gediegenes Geld.

„Hoho, Du bist ein Bursche, nicht mit Geld zu bezahlen!" sagte der Königssohn; „ein Thor, wer Deine Dienste nicht benützen wollte. Aber wenn Du ein so vortreffliches Gesicht hast, schaue doch und sage mir, wie weit ich noch in den eisernen Palast habe, und was dort jetzt vor sich gehe?"

„Würdet Ihr, Herr, allein fahren," antwortete der Scharfsichtige, „dann kämet Ihr vielleicht nicht einmal

nach Jahresfrist dahin; aber mit uns gelanget Ihr noch heute hin — eben rüstet man uns dort die Abendmalzeit zu."

„Und was macht meine Braut daselbst?"

„Hinter starken Eisenstangen
Hoch am Thurme, moosbehangen
Hält der Zaub'rer sie gefangen."

Und der Königssohn sagte: „Wer ein braver Mann ist, der helfe mir, sie zu befreien!"

Und Alle versprachen, ihm helfen zu wollen. Und so führten sie ihn in die grauen Felsen mitten durch die Bresche, welche der Scharfsichtige mittelst seiner Augen bewerkstelligt hatte, über diese Felsen, über hohe Berge und durch tiefe Wälder stets weiter und weiter; und wo sich irgend ein Hinderniß im Wege befand, das schafften die drei Gesellen sogleich bei Seite. Und als sich die Sonne zum Untergange neigte, da begannen sich die Berghöhen zu senken, die Wälder wurden lichter und die Felsstücke bargen sich im Heidekraute; und als die Sonnenkugel schon am äußersten Himmelsrande stand, da erblickte der Königssohn den eisernen Palast; und als die Sonnenkugel zu sinken begann, da ritt er über die eiserne Zugbrücke in's Thor ein; und als die Sonnenkugel verschwunden war, da zog sich die eiserne Zugbrücke selbst in die Höhe, die Thorflügel fielen zu, und der Prinz und seine Begleiter waren in dem eisernen Palaste gefangen.

Nachdem sie sich in dem Burghofe umgesehen hatten, stellte der Prinz sein Pferd in den Marstall — alles war hier bereits vorbereitet — dann gingen sie in den

Palast. Im Burghofe, im Marstall, in der Schloßvorhalle und auch in den Gemächern sahen sie beim Zwielicht eine Menge reichgekleideter Leute, Herren und Diener, aber kein einziger von ihnen rührte sich — alle waren versteinert. Sie durchschritten mehrere Gemächer und kamen in den Speisesaal. Dieser war hell erleuchtet, in der Mitte stand ein Tisch, darauf eine Menge guter Speisen und Getränke, und vier Gedecke. Sie warteten und dachten, daß Jemand kommen werde, als aber nach langem Harren Niemand erschien, setzten sie sich hin, und aßen und tranken nach Herzenslust.

Als sie sich gesättigt hatten, sahen sie sich nach einem Ruhelager um. Da flog plötzlich die Thür auf, und in das Gemach trat der Schwarzkünstler, ein gebückter Greis im langen schwarzen Gewande, mit kahlem Haupte, grauem, bis an die Kniee reichendem Barte; statt des Leibgurtes hatte er drei eiserne Reifen. Er führte an der Hand eine schöne, wunderschöne Jungfrau in weißer Kleidung. Sie trug um den Leib einen silbernen Gürtel und hatte eine Perlenkrone am Haupte, aber sie war blaß und traurig, als wäre sie dem Grabe entstiegen. Der Prinz erkannte sie sogleich, sprang auf und ging ihr entgegen; doch ehe er noch ein Wort sprechen konnte, redete ihn der Schwarzkünstler an: „Ich weiß, warum Du gekommen bist, Du willst diese Königin von dannen führen. Wohlan, es sei, nimm sie hin, wenn es Dir gelingt, sie drei Nächte lang zu bewachen, ohne daß sie Dir abhanden komme. Kommt sie Dir abhanden, dann versteinerst Du sammt Deinen Dienern, gleich Allen, die früher als Du gekommen waren."

Hierauf zeigte er der Königin einen Sessel, auf daß sie Platz nehme, und ging fort.

Der Prinz konnte von der Jungfrau die Augen nicht abwenden, so schön war sie! Und er redete sie an, fragte sie nach Mannigfaltigem aus: aber sie gab keine Antwort, lächelte nicht, und blickte Niemanden an, so daß es schien, als wäre sie von Marmor. Und er setzte sich an ihre Seite, und beschloß, die ganze Nacht zu wachen, daß sie ihm ja nicht abhanden komme; und größerer Sicherheit halber dehnte sich der Lange wie ein Riemen aus, und wand sich durch das ganze Gemach längs aller Wände hin; der Breite ließ sich in der Thür nieder, blähte sich auf, und verstopfte sie derart, daß nicht einmal ein Mäuschen durchgeschlüpft wäre, und der Scharfsichtige stellte sich zu einem Pfeiler in der Mitte der Halle hin, um Wache zu halten. Allein nach einem Weilchen, begannen alle zu nicken, schlummerten ein, und schliefen fest die ganze Nacht.

Als es in der Frühe zu dämmern begann, erwachte zuerst der Prinz, aber ihm ward, als möchte ihm Jemand ein Messer in's Herz stoßen — die Königin war fort! Da weckte er sogleich seine Diener auf, und fragte, was zu thun sei?

„Habet nur keine Sorge, Herr!" sagte der Scharfsichtige, und schaute scharf zum Fenster hinaus, „ich sehe sie schon! Hundert Meilen von hier ist ein Wald, inmitten des Waldes eine alte Eiche, und auf dem Wipfel dieser Eiche eine Eichel — und diese Eichel ist sie. Der Lange soll mich auf seine Schultern nehmen, und hintragen." Und der Lange lud ihn sogleich auf

seine Schulter, dehnte sich in die Höhe, und ging, mit jeglichem Schritte zehn Meilen zurücklegend, während der Scharfsichtige den Weg wies.

Und es schwand nicht einmal so viel Zeit hin, als man braucht, um einen Rundlauf um eine Chaluppe zu bewerkstelligen, und schon waren sie wieder zurückgekehrt, und der Lange reichte dem Königssohne die Sichel: „Herr, laß sie zur Erde fallen!" Der Königssohn ließ die Sichel fallen, und im nämlichen Augenblicke stand die schöne Jungfrau an seiner Seite.

Und als sich die Sonne auf der Gebirgsgräte zu zeigen begann, da flog geräuschvoll die Thür auf, der Schwarzkünstler trat in das Gemach und lächelte hämisch; als er aber die junge Königin erblickte, da ward er mürrisch, brummte etwas in den Bart, und siehe da — einer von den eisernen Reifen sprang zerbrechend ab. Er aber nahm die Jungfrau bei der Hand und führte sie von hinnen.

Den ganzen Tag über hatte der Königssohn nichts zu thun, ging nur im Palaste und in dessen Umgebung umher, und sah sich alles Wunderbare da an.

Ueberall schien alles Leben wie ausgestorben. In einem Gemache sah er einen Prinzen, der mit beiden Handen eine Art hielt, als wollte er Jemanden mitten entzwei hacken, allein mitten im Schlage ward er zu Stein. In einem andern Gemache befand sich ein versteinerter Ritter, der angstvoll vor Jemanden zu fliehen schien, und, an der Schwelle stolpernd, ausglitt, doch mitten im Falle ward er zu Stein. Beim Kamine saß ein Bedienter, hielt in der einen Hand ein Bratenstück

vom Nachtmal, und mit der andern führte er einen Bissen zum Munde: doch als er es schon ganz nahe bei den Lippen hatte, da wurde auch er zu Stein. Und noch viele andere Versteinerte sah hier der Prinz, jeglichen ganz in der Stellung, in der sich dieser befand, als der Schwarzkünstler rief: „Werdet zu Stein!" Und auch viele schöne Pferde sah er hier versteinert, und im Palaste und in der Umgebung des Palastes war alles öde und todt: Bäume gab es wohl da, aber sie trugen keine Blätter; Wiesen gab es wohl da, aber sie hatten kein Gras; einen Fluß gab es wohl da, aber seine Wellen floßen nicht; nirgends ein singendes Vöglein, nirgends ein liebliches Blümlein, im Wasser kein weißschimmerndes Fischlein!

Früh, zu Mittag, Abends fand der Prinz mit seinen Begleitern im Palaste eine gute und reichliche Tafel vor: die Speisen trugen sich von selbst auf, der Wein goß sich von selbst ein. Und als die Nachtmalzeit zu Ende war, da ging abermals die Thür auf, und der Schwarzkünstler führte die junge Königin herein, auf daß der Prinz sie bewache. Doch obzwar Alle den Entschluß gefaßt hatten, sich aus Leibeskräften gegen den Schlummer zu wehren: es fruchtete nichts, sie schliefen abermals ein. Und als beim Morgenzwielicht der Prinz erwachte und sah, daß die Königin verschwunden sei, da sprang er auf, und faßte den Scharfsichtigen an der Schulter: „Hei, steh' auf, Du Scharfsichtiger! weißt Du, wo die Königin ist?"

Dieser rieb sich die Augen, schaute um sich und sprach: „Schon sehe ich sie! Zwei hundert Meilen von

hier ist ein Berg, in diesem Berge ein Felsen, in diesem Felsen ein Edelstein, und dieser Edelstein ist sie. Wenn mich der Lange dahinträgt, dann bekommen wir sie."

Der Lange lud ihn sogleich auf die Schultern, streckte sich hoch aus und ging — wie viele Schritte, so vielmal zwanzig Meilen. Hierauf heftete der Scharfsichtige seine Gluthblicke auf den Berg, und der Berg fiel auseinander und der Felsen darin zersprang in tausend Stücke und dazwischen funkelte der Edelstein. Den nahmen sie und brachten ihn dem Prinzen; und wie dieser ihn zu Boden fallen ließ, stand die Königin wieder da. Und als hernach der Schwarzkünstler kam und sie erblickte, da funkelten seine Augen vor Grimm — ein Geklirr, und wieder flog einer der eisernen Reifen zerbrechend von ihm ab. Er brummte dann unmuthig und führte die Königin aus dem Gemache.

Diesen Tag ging Alles wieder so zu wie gestern. Nach dem Nachtessen führte der Schwarzkünstler abermals die Königin herbei, blickte dem Königssohne scharf in's Gesicht und warf hämisch hin: „Wir wollen noch sehen, ob Du Sieger bleibst, oder ich!" und damit ging er fort.

Und Alle gaben sich heute noch größere Mühe, um sich des Schlafes zu erwehren, sie wollten sich nicht einmal niedersetzen, sie wollten die Nacht mit Auf- und Niederschreiten zubringen, aber alles war umsonst, der böse Zauber hing ihnen schon an: Einer nach dem Andern schlief im Gehen ein, und die Königin verschwand ihnen wieder.

Am Morgen erwachte der Prinz abermals zuerst,

und als er die Königin vermißte, da weckte er den Scharfsichtigen: „Hei, stehe auf, Scharfsichtiger! Schau' nach, wo sich die Königin befinde!"

Der Scharfsichtige sah lange hinaus: „Hoh, Herr!" sprach er dann, „sie ist weit! sehr weit! drei hundert Meilen von hier ist das schwarze Meer, und mitten dieses Meeres liegt am Grunde eine Muschel und in dieser Muschel befindet sich ein goldener Ring — und dieser Ring ist sie. Habet aber keine Sorge, wir bekommen sie doch! Allein heute muß der Lange auch den Breiten mitnehmen, wir werden ihn brauchen!" Der Lange nahm auf eine Schulter den Scharfsichtigen, auf die andere den Breiten, streckte sich hoch aus und ging — mit jeglichem Schritte legte er dreißig Meilen zurück. Und als sie das schwarze Meer erreichten, da zeigte ihm der Scharfsichtige, wohin er nach der Muschel in's Wasser greifen solle. Der Lange streckte die Hand aus, so viel er nur konnte, aber an den Grund konnte er doch nicht langen.

„Wartet, Kameraden! Habet nur ein kleines Weilchen Geduld, ich werde Euch helfen," sprach der Breite und blähte sich aus Leibeskräften auf; dann legte er sich an den Strand, und begann zu trinken. Nach einem kleinen Weilchen fiel das Wasser so, daß der Lange ganz leicht den Grund erreichte und die Muschel aus dem Meere herausholte. Und er nahm den Ring heraus, lud seine Kameraden auf die Schultern und eilte zurück. Allein am Wege fiel es ihm ein wenig schwer, den Breiten zu tragen, weil dieser das halbe Meer in sich hatte; deßhalb schüttelte er ihn in

einem breiten Thale von der Schulter zu Boden; das gab einen Kracher, wie wenn ein Blasebalg von der Thurmzinne herabfällt, und augenblicklich befand sich das ganze Thal unter Wasser, ward ein großer See; der Breite selbst arbeitete sich nur mit Mühe heraus.

Mittlerweile war es im Palaste dem Prinzen schon sehr schwer um's Herz; die Sonnenröthe begann sich auf den Berggipfeln zu zeigen und die Diener kehrten noch immer nicht zurück; und je flammender die Strahlen emporstiegen, daher größer ward seine Angst; ein Todesschweiß trat an seiner Stirn hervor! Bald zeigte sich die Sonne im Osten wie ein dünner glühender Reifen — und da öffnete sich unter einem starken Schlage die Thür, und an der Schwelle stand der Schwarzkünstler, und sah sich im Gemache um, und als er die Königin nicht erblickte, da lachte er tückisch und trat ein. Aber in diesem Augenblicke zersprang hell klirrend das Fensterglas in Stücke, und der Goldring fiel zu Boden, und sogleich stand die Königin wieder da.

Der Scharfsichtige hatte nämlich gesehen, was im Palaste vor sich gehe, und in welcher Gefahr sich sein Herr befinde, und sagte es dem Langen; der Lange that einen Schritt, und warf den Ring durch's Fenster in das Gemach. Der Schwarzkünstler brüllte vor Grimm, daß der Palast erzitterte, und siehe, der dritte eiserne Reifen sprang unter Geklirr zerbrechend von ihm ab, aus dem Schwarzkünstler ward ein Rabe und dieser flog durch das zerschlagene Fenster hinaus.

Und da begann sogleich die schöne Jungfrau zu sprechen und dankte dem Königssohne für die Erlösung

und war roth wie eine Rose. Und im Palaste und seiner Umgebung ward Alles plötzlich lebendig: Jener, der in der Vorhalle die Axt zum Schlage ausgestreckt hielt, ließ sie durch die Luft sausen, und steckte sie dann in die Scheide; Jener, der an der Schwelle gestrauchelt war, fiel vollends zu Boden, stand jedoch gleich wieder auf und faßte sich bei der Nase, prüfend, ob diese noch ganz sei; Jener, der beim Kamine saß, steckte den Bratenbissen in den Mund und aß weiter; und so machte jeglicher fertig, was er begonnen und wo er aufgehört. In den Marställen stampften und wieherten fröhlich die Pferde. Die Bäume rings um den Palast nahmen die Farbe des Immergrüns an, die Wiesen waren voll von buntfarbigen Blümlein, hoch in der Luft trillerte die Lerche und in dem schnellwogenden Strome schoßen Heere kleiner Fische hin und her! Ueberall Leben, überall Frohsinn!

Inzwischen hatten sich viele Herren in dem Gemache versammelt, wo sich der Prinz befand, und Alle dankten ihm für ihre Erlösung. Er aber sagte: „Mir habt Ihr nicht zu danken; ohne die Hilfe meiner treuen Diener, des Langen, des Breiten und des Scharfsichtigen wäre ich dasselbe, was Ihr gewesen.“ Und gleich darauf trat er die Reise in die Heimath zu seinem Vater, dem alten Könige an, mit seiner Braut und mit seinen Dienern, dem Langen und Scharfsichtigen, und alle jene Herren begleiteten ihn. Am Wege begegneten sie den Breiten und nahmen ihn gleichfalls mit sich.

Der alte König weinte vor Freude, daß seinem Sohne Alles so glücklich gelungen war; er hatte nicht

mehr auf seine Rückkehr gehofft. Bald darauf ward eine festliche Hochzeit gefeiert, sie dauerte drei Wochen, alle Herren, die der Prinz erlöst hatte, waren geladen. Als die Hochzeitfeier zu Ende war, meldete der Lange, der Breite und der Scharfsichtige dem jungen Könige, daß sie wieder in die weite Welt hinaus reisen wollen, um Dienste zu suchen. Der junge König redete ihnen zu, sie mögen nur bei ihm bleiben: „Alles, was Ihr zeitlebens bedürfet, will ich Euch geben, und arbeiten müßet Ihr nicht!“ Allein ihnen behagte ein derartiges Faullenzerleben nicht, sie nahmen ihre Entlassung und gingen fort, und bis zu dieser Stunde treiben sie sich irgendwo in der Welt herum.

Vom Hähnchen und Hennchen.

Nach V. S. Krolmus.

Vor undenklichen Zeiten wanderte das Hähnchen mit dem Hennchen in das Riesengebirge, um Nüße zu suchen Am Wege waren sie übereingekommen, daß sie sich redlich um die gefundenen Nüße theilen wollen; als sie daher das Riesengebirge erreichten, gingen sie auseinander, und suchten Nüße. Das Hennchen fand zuerst eine Nuß, rief das Hähnchen herbei, und gab ihm eine Hälfte des Nußkernes, und die andere behielt es für sich. Nun gingen sie wieder auseinander, um Nüße zu suchen, und nun fand das Hähnchen eine Nuß, sagte aber dem Hennchen nichts davon, sondern wollte die Nuß allein verzehren, aber diese blieb ihm in der Kehle stecken. Das Hähnchen dreht den Hals hin und her, kreischt, schlägt mit den Flügeln, scharrt mit den Füßen, und streckt sie in die Höhe. Das sieht das Hennchen, und läuft zur Quelle, um Hilfe zu suchen. Es spricht:

„Quellchen, Quellchen! Gib mir einen Wasser-

tropfen für mein Hähnchen, das am Riesengebirge ersticken will."

Und die Quelle gab zur Antwort: „Ich gebe dir kein Wasser, bevor du mir nicht bringst ein Blatt vom Lindenbaume."

Und das Hennchen lief und sprach zum Lindenbaume: „Lindenbaum, Lindenbaum! Gib ein Blättchen der Quelle, und die Quelle wird dann Wasser geben meinem Hähnchen, das am Riesengebirge ersticken will."

Und der Lindenbaum gab dem Hennchen zur Antwort: „Ich gebe dir kein Blättchen, bevor du mir nicht bringst ein Tüchlein von der Nähterin."

Und das Hennchen lief und sprach zur Nähterin: „Nähterin, Nähterin! Gib dem Lindenbaume ein Tüchlein, auf daß er ein Blättchen gebe der Quelle, die mir dafür einen Wassertropfen gibt für mein Hähnchen, das am Riesengebirge ersticken will."

Und die Nähterin antwortete: „Ich gebe das Tüchlein nicht, so bevor du mir nicht Seide bringst von der Kaufmannsfrau."

Und das Hennchen lief und sprach zur Kaufmannsfrau: „Kaufmannsfrau, Kaufmannsfrau, gib mir Seide, auf daß ich sie der Nähterin gebe; diese gibt dann ein Tüchlein dem Lindenbaume und der Lindenbaum ein Blättchen der Quelle, die mir dafür einen Wassertropfen gibt für mein Hähnchen, das am Riesengebirge ersticken will!"

Und die Kaufmannsfrau entgegnete dem Hennchen: „Ich gebe dir Seide nicht, bevor du mir nicht bringst ein Paar wunderschöner Schuhe vom Schuster."

Und das Hennchen lief zum Schuster und sprach: „Schuster, Schuster! Gib mir für die Kaufmannsfrau ein Paar wunderschöner Schuhe, damit sie mir Seide gebe für die Nähterin; diese gibt dann ein Tüchlein dem Lindenbaume und der Lindenbaum ein Blättchen der Quelle, die mir dafür einen Wassertropfen gibt für mein Hähnchen, das am Riesengebirge ersticken will!"

Und der Schuster erwiederte dem Hennchen: „Ich gebe dir die Schuhe nicht, bevor du mir nicht Borsten vom Wildschwein bringst."

Und das Hennchen lief zum Wildschwein und flehte: „Wildschwein, Wildschwein! Gib dem Schuster Borsten, damit er mir Schuhe gebe, ich gebe sie wieder der Kaufmannsfrau, damit sie mir Seide gebe für die Nähterin; diese gibt dann ein Tüchlein dem Lindenbaume und der Lindenbaum ein Blättchen der Quelle, die mir dafür einen Wassertropfen gibt für mein Hähnchen, das am Riesengebirge ersticken will."

Und das Wildschwein sprach zum Hennchen: „Ich gebe dir die Borsten nicht, bevor du mir nicht von den Dreschern das Hintergetreide bringst."

Und das Hennchen lief und bat die Drescher: „Drescher, Drescher! Schenkt mir das Hintergetreide, daß ich es dem Wildschwein gebe, es gibt mir wieder Borsten für den Schuster, der dafür wunderschöne Schuhe gibt der Kaufmannsfrau, damit sie mir Seide gebe für die Nähterin; diese gibt dann ein Tüchlein dem Lindenbaume, und der Lindenbaum ein Blättchen der Quelle, die mir einen Wassertropfen gibt für mein Hähnchen, das am Riesengebirge ersticken will."

Und die Drescher antworteten dem Hennchen: „Wir geben dir nicht früher das Hintergetreide, bevor du uns nicht von der Schaffnerin süßen Schmetten bringst."

Und das Hennchen eilte zur Schaffnerin, und bat: „Schaffnerin, Schaffnerin! Gib den Dreschern süßen Schmetten, auf daß sie mir das Hintergetreide geben; das Hintergetreide gebe ich dann dem Wildschwein, das Wildschwein gibt Borsten, und für die Borsten gibt der Schuster Schuhe, und für die Schuhe gibt die Kaufmannsfrau Seide, und für die Seide gibt die Nähterin ein Tüchlein, und für das Tüchlein gibt der Lindenbaum ein Blättchen, und für das Blättchen gibt die Quelle einen Wassertropfen meinem Hähnchen, das am Riesengebirge ersticken will."

Und die Schaffnerin sagte zu dem Hennchen: „Ich gebe dir nicht früher den süßen Schmetten, bis du mir vom Felde ein großes Bündel Gras bringst."

Und so lief nun das Hennchen auf's Feld, und rupfte dort so viel grünes Gras, bis ein großes Tuch davon voll ward; dann brachte es das Gras der Schaffnerin und die Schaffnerin gab ihm den süßen Schmetten für die Drescher: die Drescher gaben ihm dafür das Hintergetreide für das Wildschwein; das Wildschwein gab ihm dafür die Borsten für den Schuster; der Schuster gab ihm dafür die schönen Schuhe für die Kaufmannsfrau; die Kaufmannsfrau gab ihm dafür die Seide für die Nähterin; die Nähterin gab ihm dafür ein Blättchen für die Quelle; die Quelle gab ihm einen Wassertropfen für das Hähnchen, das im Riesengebirge lag, und erstickend die Füße himmelan wandte.

Doch ehe das liebe Hennchen alle diese Gänge vollendet, und alle diese Gegenstände hin und her getragen hatte, ehe es dem Hähnchen den Wassertropfen bringen konnte: da war das Hähnchen schon todt. Der liebe Herrgott hatte es mit dem Tode bestraft, weil es sein Versprechen nicht gehalten hatte, und gegen das Hennchen so unaufrichtig gewesen war. Das Hähnchen wollte das Hennchen betrügen, und hatte sich selbst betrogen.

Mikeš, der Furchtlose.

Nach Božena Němcova

Mikeš war der Sohn eines Schmiedes. Als er achtzehn Jahre alt war, stillte ihn die Mutter erst ab und der Vater begann, ihn das Handwerk zu lehren. Kaum hatte er seine Lehrzeit überstanden, da wollte er nicht länger zu Hause bleiben, und sagte zum Vater: „Vater, gebt mir Eisen, ich will mir einen Reisestock machen."

Der Vater gab ihm fünfundzwanzig Pfund Eisen zu dem Stabe.

„Aber Vater," sagte Mikeš, „was könnte ich mit so einem Stäbchen machen, gebet mir wenigstens sieben Zentner Eisen."

„Ei um Gotteswillen, Du könntest ja einen solchen Knittel gar nicht ertragen?"

„Ihr werdet sehen, wie ich ihn handhaben werde," entgegnete der starke Mikeš, und nachdem er den Stab geschmiedet, bewies er dem Vater, daß er wahr gesprochen habe.

Der Vater gab Geld, die Mutter buk Kuchen aus Weizenmehl, und Mikeš begab sich damit auf den Weg.

Eines Tages kommt er zu einer Mühle und sieht, wie der Müllergeselle einen neuen Mühlstein auf der Schulter in die Mühle trage, und er denkt sich, das ist ein starker Bursche, wenn der mit mir gehen wollte, wäre ich froh; und er wartete, bis der Müllergesell wieder herauskomme. Da redete er ihm gleich zu, er möge mit ihm in die Welt hinausziehen; und dieser ließ sich nicht lange heißen, kündigte den Dienst auf, und ging mit. Im Walde holten sie einen Wanderburschen ein. „Wohin gehst Du?“ fragte Mikeš.

„Auf Reisen.“

„Welchen Handwerks?“

„Ein Tischler.“

„Bist Du recht stark?“

„Das glaub' ich,“ sprach der Tischler, und erfaßte eine Tanne und riß sie sammt der Wurzel heraus.

„Du bist ein trefflicher Junge,“ sagte Mikeš. „Wie heißest Du denn?“

„Bobeš.“

„Wolltest Du nicht mit uns gehen, Bobeš? Was wir verzehren, bezahl' ich, so lange das Geld reicht; ist es fort, wollen wir uns nach einem andern umsehen.“

„Und wer seid Ihr?“ erkundigte sich Bobeš.

„Ich bin ein Schmied und heiße Mikeš, und hier mein Kamerad ist ein Müllergeselle und heißt Kuba; wir sind so stark wie Du, wenn nicht stärker.“

„Ich gehe also mit Euch,“ äußerte Bobeš und reichte den neuen Kameraden die Hand.

So wanderten sie durch die Welt, aßen und tranken gut, und spielten die Herren. Was Wunder also, daß Mikes der Geldtasche auf den Grund kam?

„Jungen!“ sagte er eines Tages, als sie in die Nähe einer großen Stadt kamen, „ich habe nur noch drei Gulden, aber hol' es der Fuchs, wenn das Auge weg ist, soll auch der Zahn weg sein; lasset uns in die Stadt gehen und uns dort für das Geld ein gutes Nachtmal anschaffen, vielleicht wird dann der Herrgott um uns weiter sorgen.“

Die Burschen waren einverstanden und schritten wohlgemuth der Stadt zu. „Herr Wirth! Einen Krug Wein einem Jeden und ein gutes Nachtmal, aber recht schnell, wir haben Hunger!“ So befahlen sie bei ihrer Ankunft im Wirthshause, als hätten sie die Tasche voll Geld. Der Wirth trug herbei, was er nur hatte, und die Burschen aßen und tranken nach Herzenslust.

„Und was habt Ihr Neues hier, Herr Wirth?“ fragte Mikes, der gern Alles wissen wollte.

„Nicht viel Gutes, edle Herren. Habet Ihr noch nirgends von unserm Könige und seinen unglücklichen Töchtern gehört?“

„Kein Wort! Wir kommen aus fernen Gegenden.“

„Da muß ich Euch davon erzählen. — Unser König hatte drei schöne Töchter, eine stets um ein Jahr älter, als die andere. Als die Aelteste achtzehn Jahre zählte, verschwand sie aus dem Palaste, und Niemand wußte wohin. Da gab es ein Jammern und Wehklagen und die Eltern wollten schier vor Herzeleid sterben; aber hört, was sich weiter zutrug. Ein Jahr darauf ward

die jüngere Prinzessin achtzehn Jahre alt, und den nämlichen Tag verschwand auch sie, und Niemand sah sie bisher wieder. Von diesem Augenblicke an standen Wachtposten an allen Enden des Palastes, und die jüngste Prinzessin durfte sich nicht aus ihrem Gemache rühren. Aber staunet! Dieser Tage, als auch sie das achtzehnte Jahr erreichte, fand Abends ein Festmal statt, und in der Früh war die dritte Prinzessin spurlos verschwunden. Der König versprach, daß derjenige, der die Töchter ausfindig machen und lebend zurückbringen würde, eine von ihnen zur Gemalin und dazu die Hälfte des Königreiches bekommen solle."

„Jungen!" sprach Mikeš, als der Wirth geendet hatte, „habe ich es am Wege nicht gesagt, daß der Herrgott um uns fürsorgen werde? da habt Ihr's."

„Wie hat er denn fürgesorgt?" fragte Kuba.

„Dir muß man auch Alles langmächtig auseinandersetzen; ich denke, wenn uns der König genug Reisegeld gibt, wollen wir die Prinzessin suchen gehen."

„Das ist leicht gesagt, aber wohin?" warf Bobeš ein.

„Ei nun, wir gehen, wohin uns die Augen führen," lachte Mikeš; „wenn wir die ganze Erdenrunde durchziehen, finden wir sie doch irgendwo, und sollten wir ihretwegen uns selbst in die Hölle wagen. Gehet nur, Herr Wirth, lasset uns beim Könige anmelden, und saget, daß wir die Prinzessinnen suchen wollen, wenn er uns genug Reisegeld gibt." So befahl Mikeš, und der Wirth eilte mit Freuden zum Könige. Nach einer kleinen Weile kam eilig ein Diener in's Wirthshaus

mit der Meldung, die drei Wanderer mögen in den Palast kommen. Sie erhoben sich und gingen. Der König fragte sie über Alles aus und dann befahl er, man solle ihnen so viel Geld geben, als sie nur verlangen. Die Burschen dankten dem Könige und begaben sich ohne Säumen auf den Weg.

Sie wanderten bereits viele Wochen, als sie eines Tages in einen Wald kamen, und dort keinen Ausweg finden konnten. „Das geht nicht, Jungen," sagte Mikeš, als das Haupt des starken Kleeblattes, „sollen wir denn immerfort im Kreise herumgehen, und dennoch nicht das Ende des verwünschten Waldes finden? Ich stecke hier meinen Stock in die Erde, und jeder von uns schlägt eine andere Richtung ein, bis er entweder den Waldrand oder irgend ein Gebäude erreicht. Wer am frühesten etwas findet, der kehre zurück zu diesem Stocke, und lasse das Pfeifchen, das hier hängt, ertönen; so treffen wir wieder zusammen."

Die Burschen waren damit zufrieden und jeder ging nach einer andern Seite. Es währte nicht lange, und Bobeš ließ einen Pfiff ertönen.

„Nun, was hast Du gefunden?" fragte Mikeš, nachdem alle wieder zusammengetroffen waren.

„Folget mir nur nach, ich habe eine fürstliche Nachtmalzeit ausfindig gemacht."

„Mir scheint, Kuba, daß uns Bobeš zu Narren habe," sagte Mikeš, und beide schritten einigermaßen mißtrauisch dem lieben Bobeš nach. Allein Bobeš hatte sie nicht zum Besten. Nachdem sie ein Stück Weges zurückgelegt hatten, erblickten sie eine Grotte.

Sie traten hinein, und sahen auf einem Tische ein gutes Nachtmal, drei Krüge Wein und drei Nachtlager. Das gefiel den Burschen, sie nahmen bei dem Tische Platz und aßen und tranken. Als sie hübsch satt waren, sahen sie sich genauer die Grotte an; da es aber bereits zu dunkeln begann und sie kein Licht hatten, so sahen sie nicht, ob noch eine Thür aus der Grotte führe oder nicht. In ihrer Ermüdung ließen sie von allem Nachforschen ab, und jeder wollte auf einem der Lager sich zur Ruhe begeben; da sagte Mikeš: „Höret, Jungen! mir hat es sehr stark den Schein, daß dies eine Räuberhöhle sei; kommt die Rotte nach Hause und findet sie ihr Nachtessen nicht, dann ergeht es uns schlimm. Ich habe wohl selbst vor dreißig Kerlen keine Furcht, aber Vorsicht schadet nicht; darum dächt' ich, daß wir uns nicht wie zu Hause sämmtlich schlafen legten, sondern daß Einer Wache stehe. Heute mag Bobeš aufpassen."

„Du bist teufelsgescheidt, weßhalb willst Du selbst nicht wachen?"

„Schweig nur und passe auf, es kommt ja auch an mich die Reihe!"

Bobeš willigte ein und die beiden andern gingen schlafen. Aber bald begannen seine Augen sich zu schließen, und der schwere Kopf sank ihm auf die Brust herab. Da versetzte ihm Jemand eine solche Ohrfeige, daß Funken aus seinen Augen stoben, und als er aufsprang, da sah er vor sich ein Männlein, das ihm kaum an die Kniee reichte. Ein schwarzer Bart hing ihm bis an die Brust herab, und am Leibe hatte es ein rothes Mäntelchen. Bobeš wollte das Männlein rauh an-

fahren, doch wie er sein schwarzes brennendes Auge sah, konnte er kein Wort herausbringen, und ein kalter Angstschweiß perlte an seiner Stirn. Ein Weilchen lang sah das Männlein den Bobeš scharf an, dann wandte es sich um, ging zu den Schlafenden, warf ihnen die Betttücher ab und ging fort. Als am Morgen die Kameraden aufwachten, schalten sie den Bobeš aus, warum er sie aufgedeckt habe. Aber er läugnete es, sagte, daß er von nichts wisse, und gestand nicht, wer in der Nacht bei ihm gewesen, auf daß ihn Mikeš ja nicht auslachen könnte.

„Ob uns wohl wieder Jemand das Frühstück bringen wird?“ meinte Kuba.

„Das ist wahr,“ sprach Mikeš, „der liebe Kuba träumt nur immer von dem gelobten Lande, wo die gebratenen Tauben Einem in den Mund fliegen; aber wer sich nicht bestrebt, der hat nichts, pflegte mein Alter zu sagen, und deßhalb dächte ich, daß wir nicht unthätig sitzen bleiben, sondern uns weiter in der Höhle umschauen.“

Sie forschten nach und fanden in einem Winkel eine Thür, die sie gewaltsam öffneten. So kamen sie in eine zweite kleinere Grotte. In der Mitte befand sich ein Herd, und darauf standen Kessel, Schüßeln und andere Küchengeräthschaften; von Nahrungsmitteln fand sich aber nicht die geringste Spur vor.

„Seht, Ihr Jungen,“ meinte Mikeš, „ich hab' es Euch gesagt, daß sich hier ein Raubgesindel aufhalte oder aufgehalten habe. Vielleicht hat es Jemand von dem guten Nachtmal, das wir gestern vorfanden, plötz-

lich fortgescheucht. Aber sei dem wie es will, nun sind wir da die Herren und Hauswirthe. Zuvörderst laßt uns auf die Jagd gehen. Einer muß aber zu Hause bleiben, um Feuer zu machen und Alles vorzubereiten. Bobeš, Du hast heute wenig geschlafen, bleibe also da, und wenn Du alle Zurüstungen getroffen, schlumm're ein wenig."

„Ei, ich fühle gar keine Lust zum Schlafen, Kuba möge da bleiben."

„Du wirst Dich wohl nicht fürchten, Bobeš? Wüßte ich, daß dem so sei, ich wollte zeitlebens nichts mehr von Dir wissen."

Bobeš war beschämt, schwieg und blieb zu Hause. Mikeš und Kuba gingen auf die Jagd. Als sie aus der Höhle traten, erblickte Mikeš vor sich auf der Erde ein beschriebenes Pergamentblatt. Da stand geschrieben, wer den Inhalt über einem Todten läse, er diesen augenblicklich in's Leben zurückrufen würde. Mikeš steckte das Blatt in die Tasche und beide gingen weiter.

Inzwischen holte Bobeš Wasser herbei, wusch alle Kochgeräthschaften sauber ab und machte das Feuer an. Da erblickte er vor sich das Männlein in dem rothen Mantel.

„Was Gutes wirst Du heute kochen?" fragte das Männlein den Bobeš.

„Ich weiß noch nicht, muß warten, was die Kameraden bringen."

„Warte nicht, schaue in den Rauchfang, dort hängt Rauchfleisch in Hülle und Fülle; klettre nur hinauf, nimm Dir ein Schulterstück und laß' es kochen."

„Aber wie kann ich so hoch hinaufklettern?“ fragte Bobeš, der neuen Muth zu schöpfen begann, als er das Männlein so freundlich reden hörte.

„Da hast Du eine Leiter, stelle sie zu dem Rauchfang hinan, ich will Dir sie halten.“

Bobeš ließ sich's sagen, lehnte die Leiter an den Rauchfang und kletterte hinauf. Als er schon auf den obersten Sprossen stand, und bereits nach dem Fleische langte, da gab das Männlein unverhofft der Leiter einen Ruck, Bobeš fiel herab und schlug sich todt.

„Verwünschter Faulpelz!“ schrie Mikeš, als er beim Eintritt in die Höhle das Feuer erloschen und den Bobeš beim Herde liegen sah. „Da schnarcht er und das Nachtmal läßt er kalt werden. — Bobeš, steh' doch auf!“ Allein Bobeš stand nicht auf, obzwar man ihn schüttelte, als wäre er ein Sieb.

„Vielleicht ist er gar todt?“ meinte Kuba, als man ihn vergeblich weckte.

„Ist er todt, dann will ich ihm bald helfen,“ sagte Mikeš, zog aus der Tasche das Pergament, und begann zu lesen. In der Mitte begann sich Bobeš zu regen, und ehe noch Mikeš das Blatt zu Ende gelesen hatte, stand jener schon auf den Füßen.

„Was ist Dir denn geschehen?“ fragten ihn die Kameraden.

„Ei, in Ohnmacht bin ich gefallen,“ antwortete Bobeš, der sich schämte, von dem Männlein so arg betrogen worden zu sein. Die Andern schenkten ihm Glauben, bereiteten ohne weiteres Gespräch das Nachtmal zu, aßen sich satt und gingen schlafen.

Als sie in der Frühe aufstanden, erblickten sie ihre Decken weit fortgeschleudert, und da sie nicht wußten, wie das zugegangen sei, blickte voll Verwunderung Einer auf den Andern. Bobeö hätte ihnen eine Aufklärung darüber geben können, er aber dachte: „Konnte ich leiden, leidet nun auch Ihr," und er schwieg. Den zweiten Tag war Kuba Hüter. Nachdem er das Feuer angemacht und das Wasser hinzugestellt hatte, erblickte er vor sich ein fremdes Männlein im rothen Mäntelchen.

„Wie kommst Du her? Was suchst Du da?" fragte Kuba, einigermaßen erschrocken.

„Ich komme nachsehen, was Gutes Du zum Mittag kochest," sprach es und heftete das schwarze Augenpaar auf Kuba.

„Weiß nicht! Muß warten, was die Kameraden bringen!"

„Ei, wozu denn hier warten! Dort oben hängt Fleisch, klettere hinauf, hol' es herunter und laß' es kochen."

„Es hängt gar zu hoch."

„Da hast Du eine Leiter, ich will Dir sie unten halten."

Kuba ging ebenfalls auf den Leim! Als er oben stand, gab das Männlein der Leiter plötzlich einen Ruck, Kuba flog herunter und schlug sich todt.

„Ihr seid ja wie die drehkranken Schafe!" sprach Mikeö, als er von der Jagd heim kam und den Kuba todt fand. Alle Belebungsversuche fruchteten nichts, bis endlich Mikeö über Kuba das Papier herabzulesen begann, worauf dieser sich erhob. Da er aber

fürchtete, vom Mikeš verspottet zu werden, so redete er sich ebenfalls auf eine Ohnmacht aus.

Am dritten Morgen kam auf Mikeš die Reihe. Beim Fortgehen verlangte Kuba vom Mikeš das Pergament, um ihm in der Zeit der Gefahr behilflich sein zu können.

„Habet keine Sorge, ich bin nicht so schwachnervig wie Ihr," entgegnete Mikeš und ging hurtig an die Arbeit.

Als er das Feuer anzumachen begann, erschien abermals das Männlein in dem rothen Mantel, allein Mikeš erschrack vor ihm nicht im Geringsten, und dachte gleich, warum wohl die Genossen in Ohnmacht gefallen seien.

„Was willst Du hier, kleiner Maulwurf?" fuhr er den Kleinen rauh an.

„Ei, ich komme nur nachsehen, was Du Gutes zu Mittag kochst?"

„Was geht Dich das an?"

„Du wartest darauf, was Dir die Kameraden bringen werden, und weißt nicht, daß im Schornstein Rauchfleisch hänge."

„Aha, ich verstehe Dich schon, Du Zwerg; wenn Du Dich nicht augenblicklich von hinnen trollest, häng' ich Dich bei Deinem Barte auf, und laß' Dich im Schornstein räuchern, auf daß Du nicht mehr die Leute betrügest."

Aber das Männlein schien keine Lust zum Fortgehen zu haben, und gab dem Mikeš eine grobe Antwort.

„Ei, seht den Däumling, er will vielleicht gar mit mir handgemein werden. Wart' Du Maulwurf, Du sollst sehen, wie theuer die Elle ist."

Und aufspringend faßte er das Männlein beim Barte, und warf es so tüchtig an die Mauer, daß der ganze Bart ihm in der Hand zurückblieb. In diesem Augenblicke verwandelte sich das Männlein in eine häßliche Alte, und dem Mikeš mit der Faust drohend, verschwand es aus der Grotte.

„Meinetwegen kannst Du Dich selbst in den Antichrist verwandeln, ich fürchte mich doch nicht vor Dir," sagte Mikeš und steckte den Bart in die Tasche.

Als die Kameraden nach Hause kamen, staunten sie sehr, daß Mikeš am Leben sei. Allein dieser fuhr sie voll Zorn an: „Ihr Falschen, Ihr Memmen! Warum habt Ihr nicht das Maul aufgemacht? — Habet Ihr darum so starke Glieder, um sie Euch von einem solchen Däumling zerschlagen zu lassen? — Meiner Treu, ich hätte Lust, Euch hier zu lassen, und allein durch die Welt zu reisen."

„Mache das nicht, Bruder, und ärgere Dich nicht. Wir können nicht dafür. Wie uns dieser verwünschte Bursche ansah, da ward uns nicht anders, als wären wir behert. Wir mußten ihm gegen Willen gehorchen. Aber warum hast Du ihn nicht todtgeschlagen?"

„Und weßhalb sollte ich ihn umbringen? Ich gab ihm nur einen Denkzettel, daß er in Zukunft mit mir keine Scherze treibe. — Kennt Ihr das?" fragte er die Genossen, auf den Bart hinweisend, den er mit der einen Hand hielt, und mit der andern ordnete und

glättete. Da erscheint vor ihm die Alte und bat ihn dringend, er möge den Bart nicht streicheln, dies verursache ihr einen gewaltigen Schmerz. Der schlaue Mikeš aber beschloß, dies zu seinem Vortheile ausbeuten zu wollen. „Etwas für etwas, nichts für nichts," sprach er zu dem alten Weibe, „merk' Dir das, Hexe; willst Du nicht von mir gequält werden, mußt Du thun, was ich verlange."

„Was in meiner Macht steht, alles will ich Dir thun."

„Vor allem Andern mußt Du uns bei der Nachtmalzeit bedienen, und hernach sage ich Dir, was ich weiter von Dir verlange."

Die Freunde setzten sich zu Tische und die Alte bediente sie. Als sie satt waren, sprach Mikeš: „Solche Hexen, wie Du bist, wissen, was in der ganzen Welt geschieht. Du wirst also ohne Zweifel wissen, was aus den Töchtern des Königs geworden, der das Nachbarland beherrscht?"

„Das weiß ich nicht, Goldherrlein."

„Du wirst es schon sagen," meinte Mikeš und langte in die Tasche nach dem Barte.

„Ach, peinige mich nicht," bat die Alte, seine Absicht merkend. „Die Töchter des benachbarten Königs hat ein Drache geraubt, und hält sie unter dieser Grotte verborgen."

„Und wie kann man zu ihnen gelangen?"

„Kommet, ich will Euch den Weg zeigen," sagte die Alte und schritt zur Thüre hinaus.

Kuba und Bobeš blieben zurück. — Seitwärts von der Thür befand sich ein furchtbarer Abgrund, und durch diesen führte der Weg hinab.

„Glaubst Du denn, giftige Alte, daß ich in Höhlen kriechen könne, wie eine Spitzmaus? Verschaffe mir ein Seil, daß ich mich herablasse.“

Die Alte kroch in die Höhlung und augenblicklich war sie mit einem Seile zurück.

„Kommt, Ihr Kameele,“ schrie nun Mikes den beiden Andern zu, „wenn Ihr zu nichts anderen tauglich seid, so haltet mir wenigstens das Seil, daß ich mich daran hinunterlaße.“

Damit er sich aber besser überzeuge, ob er durch den Schlund, in dem es so finster war wie in einem Sacke, auf festen Grund komme, ließ er zuerst seinen Knüttel hinabfallen, und erst, als er diesen auf festen Boden fallen hörte, ließ er sich selbst hinab, nachdem er zuvor seinen Kameraden aufgetragen hatte, sie mögen ihn, wie er an dem Seile zerren würde, in die Höhe ziehen. Dann faßte er das Seil an, und glitt beherzt hinab bis auf den Grund; allein wie erstaunte er, als er rundherum Alles im hellsten Lichtglanz sah, und einen schönen Garten erblickte, worin ein prachtvoller Palast stand. Und er fragte die Alte, wer in diesem Palaste wohne?

„Dort wohnen zwei Königstöchter,“ antwortete die Alte; „aber schade, daß Du nicht zu ihnen gelangst, bevor Du nicht zwei Löwen und zwei Drachen getödtet hast, die den Eingang bewachen.“

„Oh, so schlimm wird's doch nicht sein.“

„Wähne nicht, Liebster, daß dies eine leichte Arbeit sei; so lange Du sie nicht blendest, kannst Du ihnen selbst mit Deinem Knüttel nicht beikommen. Aber hier hast Du eine Kerze, geh' und gib Acht, daß sie Dir nicht

auslösche; wie Du zu den Ungeheuern kommst, rufe aus: „Brenn', liebes Lichtchen, brenne hell, die bösen Augen blende schnell!“ da erblinden sie und dann erst kannst Du sie mit Deinem Stocke todtschlagen. Hernach führe die Prinzessinnen heraus, aber schön still, denn unweit von hier schläft ein Lindwurm; wenn dieser Dich hört, ist es um uns geschehen.“

Mikeš nahm von der Alten die Kerze und ging. Als er schon das Palastthor erreichte, wo zwei Löwen und zwei furchtbare Drachen lagen, aus deren Augen Feuerbrände loderten, rief er: „Brenn' liebes Lichtlein, brenne hell, die bösen Augen blende schnell!“ und augenblicklich schloßen sich die Augen der blutdürstigen Wächter, und er schlug diese mit seinem sieben Centner schweren Stocke todt. Ohne Hinderniß trat er nun in das Innere des Palastes ein. Alle Gemächer waren prächtig, aber in dem prächtigsten saßen auf einem seidenen Ruhebette zwei Mädchen, und hielten sich umschlungen, daß es schien, als neigte sich eine Rose zur andern. Als sie einen so hübschen Menschen in das Gemach eintreten sahen, glaubten sie nicht anders, als daß ein guter Geist nahe, und fielen auf die Kniee.

„Ei, machet doch nicht so viele Umstände mit mir,“ sagte Mikeš leise, „und folget schnell, aber sacht mir nach, daß wir entrinnen.“ Diese Worte klangen den Mädchen wie die süßeste Musik, und ohne weitere Fragen schritten sie hinter ihrem Befreier einher. Als sie bei dem Seile angelangt waren, sprach Mikeš zu ihnen: „Jetzt klettre Eine nach der andern hinauf, ich bleibe zuletzt, oben befinden sich meine Kameraden,

fürchtet Euch nicht vor ihnen, wie ich zu Euch hinaufkomme, wollen wir Alle zu Euren Eltern fliehen." Dann zerrte er an dem Seile, eine von den Jungfrauen faßte es an und die Burschen zogen sie in die Höhe; so ging es auch mit der zweiten; als aber Mikeš das Seil erfaßen wollte, nahm ihn die Alte bei der Hand und sprach: „Gehst Du hinauf, so ist es Dein Tod; Deine Kameraden wollen Dich aus der Höhe hinunterfallen lassen, daß Du Dir den Schädel zerschmetterst; wenn Du mir nicht glaubst, so binde den Stock an das Seil, und Du überzeugst Dich alsbald, daß ich wahr gesprochen."

Mikeš befolgte diesen Rath und band an das Seil den Knüttel, der beinahe schon am Rande angelangt plötzlich unter furchtbarem Gepolter auf das Gestein hinabfiel. Mikeš sah, daß die Alte nicht gelogen habe, und daß alle seine Glieder entzweigeschlagen wären, hätte er sich von den treulosen Genossen in die Höhe ziehen lassen. Mehr als der Verlust der Freiheit verdroß ihn die Falschheit seiner Freunde, denen er so viel Gutes erwiesen hatte. „Wenn ich noch einmal mit Euch zusammentreffe, Ihr Falschen, dann bezahl' ich Euch mit einer Münze, für die sich nicht einmal der Teufel bedanken würde." So schrie er und drehte mit der Faust hinauf, dann aber erinnerte er sich der Alten und fuhr sie zornig an: „Sage mir nun, wie ich von hier fortkomme?"

„Von hier gibt's keine Erlösung, wenn Du nicht mich zugleich erlösen willst. Ich bin die jüngste Schwester jener zwei Mädchen, die Du vor kurzem besiegt hast."

„Und warum hast Du früher nichts gesagt?“

„Weil ich nicht durfte. Mich und meine Schwestern hat ein Zauberer verwunschen; weil er aber mich am meisten haßte, so machte er aus mir ein häßliches Männlein, das ich so lange bleiben mußte, bis sich Jemand fände, der mir den Bart ausreiße. Diesem könnte ich dann zur Befreiung der Schwestern behilflich sein, ich aber muß hier in der Gestalt eines alten Weibes bleiben, so lange nicht jener Mensch den Drachen, der dort schläft, im Meere ersäuft. Dieses würde nun nie in Erfüllung gegangen sein, wärest Du nicht durch einen Zufall gezwungen gewesen, hier zu bleiben. Erbarme Dich also meiner und befreie auch mich.“

„Aber wie kann ich einen solchen Drachen im Meere ersäufen?“

„Ich will Dir's sagen; begib Dich in den Palast, dort findest Du unweit vom Eingang ein Faß mit Fleisch, dieses hänge Dir über die Schultern, nimm den Stock und das Kerzchen in die Hand, dann verhalte Dich still und passe auf. Wie der Drache hervorkriecht, schwenke Dich zu ihm heran und springe ihm auf den Rücken; er wird sich mit Dir in die Lüfte erheben und brüllen, Du gib ihm ein Stück Fleisch aus dem Fasse, daß er sich beruhige, und dies setze so lange fort, bis Du in der Ferne das Meer erblickst. Und wenn ihr schon über der Meeresfläche schwebet, dann sage, daß Dir das Fleisch in die Tiefe gefallen sei, ziehe die Kerze hervor und sage die bekannten Worte her; der Drache wird herunterfliegen, Du aber haue ihn über den Kopf, daß er betäubt im Meere ersaufe. Wie er

zu Grunde geht, gewinne ich meine ehemalige Gestalt wieder, und alle die Schätze, die in diesem Palaste verborgen sind, werden mein Eigenthum, denn dann verliert der Zauberer jegliche Macht über mich. Damit Du mich bei Deiner Rückkehr erkennest, nimm diesen Ring, brich ihn entzwei, die eine Hälfte behalte bei Dir, und die andere gib mir. Nur dem will ich Glauben schenken, der mir jene Hälfte überreicht. Nun geh', und thue, wie ich Dir gesagt habe."

Mikeš nahm die Ringhälfte, verabschiedete sich von der Alten, und ging in den Palast um das Faß, das er sich auf den Rücken band. In die eine Hand nahm er den Stock, in die andere die Kerze, und so erwartete er hinter einer Säule die Ankunft des Drachen. Es dauerte nicht lange, und der Drache kroch herbei unter furchtbarem Rasseln und Brüllen, und wie er nahe der Säule war, sprang Mikeš hervor und setzte sich auf dessen Rücken. Da begann der Drache sich zu bäumen, und flog, als sich der Reiter nicht abwerfen ließ, mit ihm in die Luft. Mikeš gab ihm ein Stück Fleisch, und so fütterte er ihn beständig, bis schon das Faß beinahe leer war. Da erblickte Mikeš unter sich das Meer, und ließ das leere Faß hineinfallen. Und indem er die Worte hersagte: „Brenn' liebes Lichtchen, brenne hell, die bösen Augen blende schnell!" ermahnte er den Drachen, er möge sich in die Tiefe hinablassen, weil das Fleisch hingefallen. Der heißhungrige, von dem Zauberlichte geblendete Drache flog in's Wasser, und Mikeš schlug ihn mit dem schweren Stocke so gewaltig auf's Haupt, daß dieser betäubt ertrank. Im nämlichen

Augenblick stand hier ein Schifflein, Mikeö sprang hinein und segelte an's Ufer. Kaum hatte er den festen Boden betreten, da verschwand das Schifflein, und er schritt denselben Weg zurück, den der Drache mit ihm im Fluge gemacht. Er ging durch Städte und Wälder, und Felder und Berge, aber die Grotte und den Palast fand er nicht mehr.

Laßen wir ihn umherwandern und sehen wir nach, wie Kuba und Bobeö mit den Prinzessinnen verfuhren. Nachdem sie die erste in die Höhe gezogen hatten, fragten sie diese gleich über Alles aus, und während sie die zweite in die Höhe zogen, kamen sie untereinander überein, den Mikeö umzubringen, und den Prinzessinnen bei Todesstrafe zu gebieten, sie mögen ihren Eltern sagen, Kuba und Bobeö seien ihre Befreier. Und wie sie sich verabredeten, so handelten sie auch; daß aber Mikeö es so schlau angestellt habe, das wußten sie nicht, und hielten ihn für todt. Die Prinzessinnen hätten zehnmal lieber den Mikeö gesehen, als seine unschönen groben Genossen, da ihnen jedoch diese mit dem Tode drohten, falls sie nur ein Sterbenswörtchen verriethen, so verhielten sie sich mäuschenstill. Die Kleinodien, womit die Prinzessinnen geschmückt waren, verkauften die beiden am Wege, und gelangten ohne jeglichen Unfall bis zu deren Eltern; was sie nicht verzehrt hatten, behielten sie für sich. Der König hatte eine unaussprechliche Freude, als er seine Töchter erblickte, und sogleich nahm er ihre Befreier an Sohnesstatt an. Als er nach Mikeö fragte, sagten sie, er hätte sich am Wege von ihnen getrennt, und sei wahr-

scheimlich die dritte Prinzessin suchen gegangen. Der König wünschte, daß die Vermählung bald gefeiert werde, aber die Töchter wollten erst nach Jahr und Tag ihr Jawort geben, und nach ihrem Willen ward es in der That also festgesetzt.

Während dieses Jahres hatte Mikes ein hübsches Stück Welt durchwandert. Eines Tages kam er in eine Gegend, die ihm bekannt zu sein schien.. Ermüdet trat er in die Schänke, und nachdem er gegessen und getrunken hatte, fragte er seiner Gewohnheit gemäß, was es Neues hier gebe?

„Das Neueste ist," gab der Wirth zur Antwort, „daß es in unserm Schloße nicht mehr spuckt."

„Und wo befindet sich das Schloß, worin es spucken soll?"

„Etwa eine halbe Stunde von hier. Was dort sein Unwesen getrieben, wissen wir nicht, aber viele Jahre hindurch durfte Niemand hineingehen, sonst wäre das sein Tod gewesen, und deßhalb wich Jedermann schon von der Ferne aus, so daß nach einiger Zeit die ganze Schloßumgebung verödete. Vor Kurzem verbreitete sich die Nachricht, es wohne dort eine schöne Frau, zu der Jedermann Zutritt habe, und nun findet sich daselbst täglich eine Menge von Leuten ein, allein die Frau ist immer traurig und schwermüthig und geht nie aus; mehrere Freier waren schon dort, sie hat jedoch alle abgewiesen."

„Mich wird sie nicht abweisen," sagte Mikes, der gleich errieth, wer die Frau sei; und er nahm die Ringhälfte, die er von dem alten Mütterchen bekommen

hatte, warf sie in einen Pokal, goß Wein hinein und reichte ihn dem Wirthe, mit den Worten: „Bringe diesen Wein in's Schloß der schönen Frau und sage, sie möge ihn trinken auf das Wohl ihres Befreiers; wenn Du alles gut ausrichtest, bekommst Du ein Trinkgeld.“

Der Wirth zauderte nicht, nahm den Pokal und begab sich in das Schloß; ehe eine Stunde um war, stand eine prächtige Kutsche vor dem Wirthshause, und eine überaus schöne Frau stieg aus. Das war das ehemalige alte Weib, die Schwester der beiden erlösten Schwestern; am Boden des Pokales, den ihr der Wirth gebracht, hatte sie die Ringhälfte gefunden, und voll Freude eilte sie, näheres über ihren schon so lange erwarteten Liebling zu erfahren. Allein wie groß war ihre Freude, als sie beim Eintreten in das Wirthshaus ihn selbst erblickte. Dem Mikeš drehte sich vor Entzücken der Kopf; als ihn die schöne Frau liebreich begrüßte, segnete er im Geiste die Böswilligkeit seiner Mitreisenden, und vor lauter Frohsinn wäre er beinahe dem Wirthe um den Hals gefallen.

Den zweiten Tag fand ein heiteres Festmal und den dritten die Hochzeit statt; nach der Hochzeit fuhr Mikeš mit seiner theuren Ehehälfte zu deren Eltern, denn beide schwebten in Sorgen um das Schicksal der beiden Mädchen. Und sie hatten schon hohe Zeit! Als sie in die Hauptstadt angefahren kamen, wo der Vater regierte, hörten sie in den Straßen ein Jubelgeschrei, die Musik spielte, und der ganze Palast war mit Blumen geziert und mit rothem Tuche überzogen. Sie erkundigten sich bei den Leuten, was das zu bedeuten

habe, und diese sagten ihnen, es werde die Vermählung der zwei Königstöchter mit zwei Handwerksburschen, welche sie erlöst hatten, stattfinden. Da eilte das junge Ehepaar in den Palast, um die Vermählung noch rechtzeitig zu hintertreiben. Die Eltern und die blassen Bräute waren vor Freude, die Bräutigame vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, als hinter dem ansagenden Diener Mikeš mit der jüngsten Prinzessin an der Schwelle erschien.

„Das ist mein Befreier und Gemal," sagte die Prinzessin, als sie sich den Umarmungen der Eltern und Schwestern entwunden hatte.

„Er ist auch unser Befreier, und nicht diese Betrüger sind es," schrieen nun die beiden andern Prinzessinnen, indem die Gegenwart des Mikeš ihnen Muth einflößte. Alle sahen sich um, aber die Bräutigame waren verschwunden. Gleich im ersten Augenblicke sahen sie voraus, wie es ihnen ergehen könnte, deßhalb bestiegen sie schnelle Pferde und entflohen. Niemand wehrte ihnen darin, Niemand jagte ihnen nach, Niemand bedauerte sie. Vorläufig wurden nur Festmalzeiten gehalten, doch nach einiger Zeit fand auch die Vermählung der beiden Prinzessinnen statt, welche ebenbürtige Freier gefunden hatten.

Alsdann fuhr Mikeš um seine Eltern, und kehrte mit ihnen und seiner Gemalin in sein Schloß zurück, wo er in Zufriedenheit lebte. Den ersten Sohn mußte die Amme so lange säugen, bis er im Stande war, den sieben Centner schweren Stock in die Höhe zu heben, der in der königlichen Rüstkammer zum ewigen Angedenken aufbewahrt wurde.

Die falschen Brüder.

Nach J. Košín z Radostova.

Ein König hatte sieben Söhne. Alle waren schon erwachsen und muthig und gesund wie die Hirsche, bis auf den siebenten, den jüngsten, welcher Zalmir hieß. Er ging schon in's zwanzigste Jahr und dennoch mußte er noch immer eine Wärterin bei sich haben, daß sie ihn pflege, wie wenn er noch ein kleines Kind wäre. Es war gar rührend, ihn anzusehen; er war schlank gewachsen wie eine Jungfrau und schön wie ein Frühlingstag, und doch konnte er vor Körperschwäche nicht gehen. Was Alles hatte der König nicht schon den Aerzten, Quacksalbern und sogar alten Weibern gezahlt, damit sie ihn heilen, aber alles war umsonst, so daß endlich der betrübte Vater alle Hoffnung, seinen liebsten Sohn jemals genesen zu sehen, aufgab.

Aus diesem Grunde herrschte am königlichen Hofe eine tiefe Trauer, die aber Zalmir's Brüdern nicht nach Wunsche war, besonders da sie in der Nähe gar nicht jagen durften.

„Und warum sollen wir hier noch länger weilen!" sagte einmal der Aelteste, als sie nach der Jagd im Walde ausruhten, „gehen wir in die weite Welt hinaus."

„Ja, ja!" pflichteten die Uebrigen bei, traten sogleich den Rückweg an, und trugen ihre Bitte dem Vater vor.

„Aber was soll ich allein hier anfangen?" wendete der König ein, „Z a l m i r ist krank, ich bleibe in meinen alten Tagen ohne Stütze."

Zwar gaben ihm die Söhne darin recht, aber dann wußten sie so schlau und schmeichelnd zu reden, daß sie endlich wirklich die Erlaubniß zur Reise dem Vater entlockten. Jauchzend liefen sie sogleich in den Marstall, suchten sich die besten Pferde aus, nahmen Geld, soviel sie konnten, und ritten noch denselben Tag aus dem väterlichen Hause, ohne sich von ihrem Bruder Z a l m i r zu verabschieden. Wie seltsam war dem Aermsten um's Herz, als ihn die Wärterin davon benachrichtigte! Zwar wandte er sich schweigend ab, aber unter dem Kissen, mit dem er sein Gesicht bedeckte, vergoß er reichliche Thränen. Da es schon dunkelte, entfernte sich die Wärterin auf ein Weilchen aus dem Zimmer, um sich unten mit dem Gesinde zu unterhalten. Sie ließ sich mit der Köchin in ein Gespräch ein, erzählte und erzählte immer wieder, bis die Mitternacht herankam, ohne daß sie es ahnte. Unterdessen lag Z a l m i r auf seinem Bette trauriger als je; er fühlte diesmal zwar keine leiblichen Schmerzen, aber daß seine Brüder von ihm gar nicht Abschied genommen, das betrübte ihn auf's Höchste. Er dachte darüber nach, ob er doch einmal

genesen würde und eine räthselhafte innere Stimme sagte ihm ein Ja. Dieser süßen Ahnung voll verfiel er in einen Halbschlummer und schon sah er sich zu Pferde umhersprengend und nach der Gewohnheit seiner Brüder den Speer nach dem Wilde werfend. Da plötzlich, als die zwölfte Stunde herangerückt war, stellte sich vor sein Bett ein ehrwürdiger Greis, dem der schneeweiße Bart bis zum Gürtel herabfloß und sprach: „Zalmir, schläfst Du?"

Zalmir zuckte zusammen, öffnete die Augen, sah aber Niemanden.

„Das war ein Traum," dachte er und schloß die Augen wieder. Aber nach einer kleinen Weile stand wieder der Greis vor ihm, und fragte zum zweiten Mal: „Zalmir, schläfst Du?"

Schnell öffnete Zalmir die Augen, aber er sah wieder Niemanden. „Vielleicht war es doch nur ein Traum," sprach er zu sich selbst, und schloß abermals die Augen. Aber gleich darauf stand der Greis wieder vor ihm, und fragte zum dritten Male: „Zalmir, schläfst Du?"

„Ich schlafe nicht," rief Zalmir, rieb sich die Augen und sah den Greis vor dem Bette.

„Stehe am Morgen von Deinem Lager auf," sprach dieser, „versorge Dich mit Allem, was Du zur Reise bedarfst, und gehe zum südlichen Thor hinaus vor die Stadt. Dort erblickst Du unter dem alten Birnbaum einen Schimmel. Besteige ihn und reite Deinen Brüdern nach." Darauf verschwand er augenblicklich.

Von Neuem rieb sich Zalmir die Augen, sah sich

im ganzen Gemache um, aber nirgends war der Greis zu sehen.

„Es war dennoch nur ein Traum!" sprach er zu sich, legte sich abermals nieder und schlief fest ein. Als er aber in der Frühe erwachte, da fühlte er sich so gesund und frisch, daß er ohne langes Ueberlegen von seinem Lager aufsprang und im Gemache lustig herumhüpfte. Eben kam seine Wärterin zurück, doch wie sie ihren Kranken ganz gesund erblickte, lief sie zum Könige und rief noch vor der Thür: „Zalmir ist gesund!"

Der König kam ihr entgegen, und antwortete mit trauriger Stimme: „Bist Du von Sinnen?"

„Er ist wirklich gesund!" jauchzte noch lauter das Mädchen, doch der König schüttelte das Haupt.

Indessen erinnerte sich Zalmir seines vermeintlichen Traumes und schrieb seine Genesung nur jenem ehrwürdigen Greise zu. „Da er mich geheilt hat, muß ich ihm gehorsam sein," sprach er zu sich, kleidete sich schnell an, und ging zum Könige. Wie dieser ihn erblickte, da erst glaubte er den Reden der Wärterin, und fiel ihm ganz glückselig um den Hals; aber noch mehr wunderte er sich, als Zalmir zu ihm sprach: „Nun entlasse mich, mein Vater, ich muß meinen Brüdern nach."

„Auch Du willst mich verlassen?" härmte sich der Vater.

„Ich muß!" antwortete Zalmir feierlich, und erzählte seinen Traum. Der König schüttelte ungläubig den Kopf, und wollte anfangs von der Abreise seines liebsten Sohnes gar nicht hören, endlich aber willigte er weinend ein. Zalmir traf nun unverweilt Anstalten

zur Abreise; der Vater gab ihm einen Wagen und vier Diener, er nahm Geld zu sich, und reiste den Augenblick fort. Kaum hatte er die Stadt im Rücken, so entließ er die Diener, schenkte ihnen Wagen und Pferde, und schritt allein zu dem alten Birnbaum. Dort erwartete ihn schon ein sehr schöner Schimmel, ungeduldig mit dem Hufe scharrend.

„Besteige mich hurtig," sprach er zu dem Ankommenden mit der Stimme eines Menschen, „sonst kommen wir zu spät."

Flugs bestieg Zalmir den Schimmel und ritt schon dahin, aber nicht auf der Erde, sondern durch die Lüfte. In kurzer Zeit fragte der Schimmel: „Siehst Du die Brüder?"

„Ich sehe sie nicht," antwortete Zalmir.

„Aber den Hügel siehst Du, auf welchem sie sich befinden?"

„Auch den sehe ich nicht."

„Bald wirst Du ihn sehen," sprach der Schimmel, und beschleunigte seinen Flug. „Aber jetzt siehst Du schon den Hügel?" fragte er nach einem Weilchen.

„Ich sehe ihn," antwortete Zalmir, „und darauf wie sechs Ameisen."

„Das sind Deine Brüder," sprach der Schimmel. „Aber jetzt höre. Wir werden sie bald einholen, Du aber gib Dich nicht zu erkennen. Im Wirthshause bleiben wir über die Nacht; Deine Brüder werden schmausen, aber nicht zahlen können, weil sie schon gestern all ihr Geld leichtsinnig verschwendet hatten. Bezahle für sie die Zeche, früh eilen wir weiter."

Zalmir versprach also zu thun, und im nämlichen Augenblicke ließ sich der Schimmel zur Erde nieder. Bald holten sie die Brüder ein — und sonderbar! sie erkannten den Zalmir nicht. Ja wohl, wie konnten sie in diesem stattlichen, feuerigen Helden ihren kranken Bruder erkennen! Höflich verneigte sich Zalmir vor ihnen und bat sie um die Erlaubniß, mit ihnen gemeinsam zu reisen.

„Und wohin reisest Du?" fragte ihn einer der Brüder.

„Ich will die Welt sehen," antwortete Zalmir.

„Wir auch!" riefen alle; „da mußt Du mit uns!"

Zalmir verneigte sich und bejahte schweigend, aber die Brüder reichten ihm die Hände, und fingen gleich an ihm zu erzählen, wie allerliebst sie den gestrigen Tag zugebracht hätten. Zalmir aber fand daran kein besonderes Gefallen, und verfinsterte die Stirn.

„Thut es Dir leid, daß Du nicht dabei warst?" fragte einer von den Brüdern; „sorge nicht, solche Tage können wir noch gar oft genießen!"

Soeben langten sie bei einer Gastherberge an. Als der Wirth vom Fenster aus so viele Herren erblickte, lief er selbst hinaus, und nahm aus ihren Händen die Pferdezügel. Als er bei dem Schimmel anlangte, sprach Zalmir zu ihm: „Hast Du einen eigenen Stall?"

„Oh, und was für einen!" rühmte sich der Wirth.

„So stelle den Schimmel ganz allein hin," befahl Zalmir, „er ist sehr bösartig!" Und dann folgte er seinen Brüdern in die Stube; diese hatten schon den Tisch besetzt, und riefen mit großem Lärm nach Wein.

Der Wirth trug in kurzer Zeit alles zusammen, was er hatte. Die Brüder tranken und jauchzten, sangen und zankten, daß das Wirthshaus erzitterte; Zalmir aber trank vor Zorn über das Treiben der Brüder kaum einmal. Aber wie traurig ward er erst, als einer der Brüder sprach: „Das ist ein anderes Leben, als dabeim bei dem mürrischen Vater und dem blaßen Brüderchen!"

Allmälig sank einer nach dem andern, von dem Wein bewältigt, unter den Tisch. Als Alle eingeschlafen waren, sprach Zalmir zum Wirthe: „Gib Acht auf sie, daß ihnen nichts Böses wiederfahre; ich werde auch ein wenig schlummern." Darauf wollte er sich auf die Ofenbank legen.

„Warum nicht gar," erschrack der Wirth, „ich habe schon für Euch ein Bett in Bereitschaft; kommt mit mir."

Nach kurzer Wiederrede folgte ihm Zalmir, ehe er sich aber niederlegte, sah er bei dem Schimmel nach, ob er genug Futter und Wasser habe.

Als die Brüder früh erwachten, fragten sie mit großem Lärm nach Zalmir.

„Das wäre etwas hübsches, wenn er uns davon gegangen wäre," schrie Einer über den Andern; „wer würde denn zahlen? ich habe ja kein Geld!"

Zalmir kam binnen Kurzem in die Stube, und verkündete ihnen, es wäre an der Zeit, weiter zu reisen, Alles sei schon bezahlt.

„Du bist der Unsrige!" riefen Alle ihn umarmend, daß sie ihn fast erdrückten. Zalmir hatte Mühe, sich zu befreien, und schwang sich auf den Schimmel. Die

Brüder folgten seinem Beispiele, und in kurzer Zeit war die Herberge weit hinter ihnen.

„Höre," sprach der Schimmel zum Zalmir, als ihnen die Brüder vorgeritten waren; „Abends kommen wir in ein Schloß. Dort wohnt eine Hexe mit sieben Töchtern. Diese werden Euch die Pferde abnehmen, und Euch selbst in die Gemächer führen. Die Hexe wird Euch nach dem Nachtmal Wein bringen, aber Du trinke nicht davon. Was weiter geschieht, wirst Du schon sehen."

„Warum bleibst Du so zurück?" wendete sich plötzlich einer der Brüder zu Zalmir.

„Ich komme ja schon," entgegnete Zalmir, und der Schimmel setzte sich gleich in Trapp, so daß er in wenig Augenblicken die andern überholte.

„Langsam, sonst reitest Du uns davon!" schrieen die Brüder dem Zalmir nach, und wieder blieb der Schimmel von selbst stehen. In nicht langer Zeit kamen sie in einen Wald. Sie ritten und ritten immerfort, aber der Wald wollte kein Ende nehmen; erst am Abend gelangten sie heraus auf eine Ebene, in deren Mitte ein wunderschönes Schloß stand.

„Ei, wir haben Glück!" jauchzten die Brüder und sprengten in den Hof; aber ihre Freude ward noch größer, als sie sahen, daß ihnen sieben Prinzessinen entgegen kamen. Augenblicklich sprangen sie von den Pferden, um sich nach feiner Art verneigen zu können; aber wie wunderten sie sich, als die Prinzessinen die Rosse beim Zaum nahmen, und in den Marstall führten. Zalmir aber bat die jüngste Prinzessin, die seinen Schim-

mel genommen hatte, sie möge ihn in einen besondern Stall stellen, er wäre sehr bösartig. Sie that nach seinem Wunsche, aber er wollte Augenzeuge davon sein, und erst dann, nachdem dies wirklich geschah, begab er sich mit ihr in den Speisesaal, wo bereits um eine große Tafel, die mit den köstlichsten Speisen besetzt war, seine Brüder und die sechs Prinzessinen saßen. Er setzte sich mit der jüngsten Prinzessin zu ihnen, doch aß er sehr mäßig, obzwar ihn diese immer zum Zulangen aufmunterte; als aber das alte häßliche Weib, das sie bediente, ihnen Wein brachte, und jedem einen goldenen Pokal damit vollgoß, ergriff er ihn zwar schnell, trank jedoch den Wein nicht, sondern schüttete ihn heimlich weg.

Nach und nach fingen die Brüder an, schlaftrunken zu nicken, bis endlich Einer nach dem Andern entschlief. Zalmir vermuthete gleich, daß das alte Weib sie mit dem Wein berauscht habe, wie er es auch sicher wußte, daß sie nichts Gutes im Sinne hege, und deßhalb gab er sich den Schein, als schliefe er auch, um in der Zeit der Gefahr den Brüdern zur Hilfe springen zu können. Und bald darauf kam das Weib, und legte immer einen Bruder und eine Prinzessin in eins von den sieben Betten im Nebengemache. Darauf entfernte sie sich, kehrte aber gleich zurück, in der Hand eine große Ruthe haltend. Und mit dieser Ruthe begann sie die Brüder zu peitschen. Zuerst peitschte sie den Aeltesten, aber der rührte sich nicht. Als sie mit dem Sechsten schon fertig war, und zu Zalmir kam, sprach sie zu sich selbst: „Ei, wenn Sechse schlafen, wird es der Siebente auch."

Sie entfernte sich, kam aber bald zurück, in der Hand brennenden Schwefel haltend. Und diesen hielt sie den Brüdern unter die Nasen. Wieder fing sie vom Aeltesten an, und als sich wieder Niemand rührte, sagte sie, beim Zalmir angelangt: „Ei, wenn Sechse schlafen, wird es der Siebente auch."

Sie entfernte sich, kam aber bald wieder zurück, in der Hand gluthflüßiges Pech haltend. Und dieses ließ sie den Brüdern auf die Brust tröpfeln. Wieder fing sie bei dem Aeltesten an, und als keiner nicht einmal seufzte, sprach sie wieder, beim Zalmir angelangt: „Ei wenn Sechse schlafen, so wird es der Siebente auch; nun kann ich ihnen keck die Köpfe abschneiden."

Zalmir erbebte, und wie sich das Weib entfernte, sprang er hastig aus dem Bette, und legte die Brüder an die Stelle der Prinzessinen, und selber that er ein Gleiches. Gleich darauf erschien die Alte mit einem Schwerte in der Hand, aber ohne Licht, und schnitt allen sieben Prinzessinen die Köpfe ab. Darauf entfernte sie sich. Augenblicklich sprang Zalmir aus dem Bette, und begann seine Brüder zu wecken, aber umsonst. Was für Aengsten stand der Arme aus! Erst gegen Morgen erwachten die Brüder und blickten erschrocken auf die Leichen der Prinzessinen, die neben ihnen lagen. Zalmir jedoch rief mit Entsetzen: „Laßt uns fliehen!" und rannte der Erste zur Thüre hinaus, die Brüder folgten ihm dann unwillkürlich nach. Im Marstalle banden sie die Pferde los, schwangen sich hinauf und jagten in wilder Eile aus dem Schloße ins weite Feld. Die alte Hexe merkte zwar bald ihre Flucht und stürmte

ihnen nach, sobald diese jedoch das Grenzgebiet ihres Schlosses erreicht hatten, besaß sie keine Macht mehr über sie, und mußte unverrichteter Sache zurückkehren, wo sie sich bei den Leichen ihrer Töchter selbst verfluchte.

Die Brüder ritten rastlos weiter und weiter, bis endlich das Schloß ihren Blicken entschwunden war. Jetzt erst hielten sie an, um frischaufathmend den Zalmir zu fragen, was ihnen eigentlich begegnet sei. Kaum hatten sie vernommen, daß er sie vom sichern Tod errettet, da fielen sie ihm um den Hals und riefen: „Sag an, wer bist Du, daß Du für uns so viel thun konntest?"

„Wer sonst, als Euer Bruder Zalmir!" entgegnete er, fast in Thränen zerfließend, und drückte einen Bruder nach dem andern an seine Brust. Aber wie war er betroffen, als er bald bemerkte, daß sie viel kühler ihn behandelten als früher, ehe sie ihn kannten. Sie fragten ihn zwar, wie er geheilt worden sei, was der Vater mache, und warum er ihnen nachgeritten wäre, aber allmälig wurden sie stille, und ließen die Köpfe hängen. Wahrscheinlich war es nicht nach ihrem Sinn, daß gerade der jüngste von ihnen so klug sei. Zalmir schwieg ebenfalls und sein Schimmel blieb hinter den andern zurück. Als ihn die Brüder nicht mehr hören konnten, sprach er zu seinem Herrn: „Ich habe Dir gesagt, daß Du Dich nicht zu erkennen geben sollest, aber Du hast mir nicht gehorcht; schreibe Dir selbst die Folgen zu. In einigen Tagen kommen wir zu einem mächtigen Könige. Du und auch Deine Brüder werdet dessen

Hofherren werden. Wenn Du etwas brauchen wirst, komme zu mir um Rath."

Zalmir streichelte den Schimmel und bat ihn um Verzeihung.

Von nun an waren die B üder nicht mehr so lustig wie früher, und mieden sichtlich den Zalmir, da sie aber selbst kein Geld hatten, benahmen sie sich gegen ihn überaus höflich, sobald sie ein Einkehrhaus erblickten, denn er zahlte immer für sie die Zeche.

Nach einigen Tagen kamen sie in die Hauptstadt. Der erste Weg war freilich in's Wirthshaus, wo sie ordentlich aßen, aber unordentlich tranken. Und jetzt fingen sie an solche unsinnige Possen auszuführen, daß Zalmir lieber zu seinem Schimmel sich begab, um sich mit ihm zu trösten. Als jene allein waren, sprach der Aelteste: „Und ich habe die Wohlthaten dieses blassen Brüderchens schon herzlich satt; Nachmittags begebe ich mich zum Könige, und werde lieber dienen. Was meint Ihr?"

„Wir alle gehen mit Dir!" riefen die Uebrigen, aber plötzlich hielten sie erschrocken inne, denn Zalmir kam zurück.

„Wohin gehet Ihr?" fragte er sie, „ich gehe mit Euch." Verdrießlich erzählten es ihm die Brüder, und Zalmir stimmte zu. Gegen Abend, als die Brüder ausgeruht hatten, begaben sie sich zum Könige, der sie ohne Umstände als Hofherren annahm. Jetzt hatten sie ein gutes Leben, bezogen einen großen Gehalt und hatten fast keine Arbeit; trotzdem waren sie nicht zufrieden, denn Zalmir war ihren Augen ein Dorn, besonders da des Königs Huld gegen ihn von Tag zu Tag wuchs.

Eines Tages als die Brüder aus langer Weile die Gemächer des königlichen Schlosses besahen, kamen sie in eines derselben, wo mannigfache Bücher, kleine und große bis zur Decke hoch aufgeschichtet waren. Mit sehr lebhaftem Eifer gingen sie an's Lesen.

„Brüder!" rief plötzlich Einer, „hier habe ich erfahren, daß der König in seinem Reiche keine Vögel habe!"

„So?!" verwunderten sich Alle, „das haben wir gar nicht beachtet."

„Und wißt Ihr," sprach der Aelteste, „wozu uns dies gut sein werde?"

Alle verneinten.

„Hört!" lispelte der Aelteste, „wir sagen dem König, daß Zalmir von Vögeln wisse, er möge ihn nur dieselben holen lassen."

„Und das wird der König sogleich thun," rief jener, der den Sachverhalt betreffs der Vögel aus dem Buche erfahren hatte, „denn hier steht geschrieben, welche furchtbare Summen in einem Jahre die Vögel kosten, welche an seiner Tafel verzehrt werden."

Gleich ließen Alle vom Lesen ab, und begaben sich straks zum Könige, dem sie ihre Meinung mittheilten.

„Aber, huldreichster König," ergänzte der Aelteste, „Du mußt dem Zalmir scharf zusetzen, sonst wird er sich ausreden, daß er von keinen Vögeln wisse."

Der König nickte gnädig mit dem Kopfe, entließ sie und ließ den Zalmir rufen. Dieser erschien sogleich, und der König sprach zu ihm: „Wie Dir selbst gut bekannt ist, habe ich keine Vögel in meinem Königreich. Und deßwegen befehle ich Dir, mir sie zu verschaffen."

„Ich, gnädiger König?“ erschrack Zalmir; „ich weiß ja von keinen Vögeln.“

„Du magst wissen oder nicht,“ erzürnte der König, „Du wirst mir Vögel verschaffen.“ Dabei winkte er mit der Hand, und der arme Zalmir ließ betrübt den Kopf hängen und ging. Wohin? Wer konnte ihm wohl aus dieser Bedrängniß helfen, als nur sein guter Schimmel? Er ging also geraden Weges zu ihm, und klagte ihm seine Noth.

„Gräme Dich nicht,“ sprach der Schimmel, „wie es dunkel wird, fahren wir um die Vögel.“

Zalmir dankte dem Pferde, und konnte den Abend nicht erwarten. Kaum hatte sich die Sonne hinter die Wälder verborgen, war er schon zur Reise vollständig gerüstet; und wie der erste Stern am Himmelszelte erschien, führte er den Schimmel heraus, schwang sich auf ihn, und schon flogen sie durch die Luft.

„Und wohin ziehen wir?“ fragte er am Wege das Pferd.

„Zu der Hexe, bei der Du Deine Brüder vor dem Tode gerettet hast,“ antwortete das Pferd.

„Dorthin?!“ rief Zalmir bestürzt.

„Fürchte Dich nicht!“ tröstete ihn der Schimmel, „befolge nur haarklein, was ich Dir auftrage.“

Der gute Schimmel beschleunigte jetzt seinen Lauf, daß er wie ein Pfeil dahinflog. Ungefähr in einer Stunde ließ er sich bei dem Schlosse der Hexe zur Erde nieder. Zalmir sprang herunter, und jener sprach zu ihm: „Wenn Du in das erste Gemach kommst, so erblickst Du silberne Käfige und dann silberne Vögel. Im zwei-

ten Gemache werden goldene Käfige mit goldenen Vögeln sein, im dritten Diamantkäfige mit Diamantvögeln. Aber alles dieses rühre gar nicht an, sonst erfolgt ein Schlag, daß das ganze Schloß erzittert, und die Hexe fängt Dich, um Dich zu tödten; schreite vielmehr in das vierte Gemach. Dort nimm den hölzernen Käfig, worin ein ganz unansehnlicher Vogel sitzt, und eile gleich wieder zu mir zurück."

Herzhaft aber zugleich auch bedächtig trat Zalmir in das erste Gemach, und fast gar nichts eines Blickes würdigend, schritt er in das zweite. Dort machte ihn schon der Glanz des Goldes etwas stutzen; als er die Thür des dritten Gemaches öffnete, blieb er fast geblendet an der Schwelle stehen. Aber bald ermannte er sich wieder, hielt sich die Augen zu, lief in das vierte Gemach, erfaßte hastig den Käfig mit dem Vogel, und rannte hinaus, wo er pfeilschnell auf den Schimmel sprang, der sich mit ihm sogleich in die Lüfte erhob. Aber in demselben Augenblicke stürzte die Hexe aus dem Schlosse heraus, fluchte fürchterlich, weil sie Jenen nicht zurückhalten konnte, und knirschte: „Du kommst schon zum zweiten Mal!"

Als der Schimmel schon jenseits der Gränze des Hexenschlosses sich befand, sprach er zu Zalmir: „Oeffne den Käfig, und lasse den Vogel heraus!"

„Was werde ich aber dem Könige bringen?" entgegnete Zalmir.

„Thue nur, was ich wünsche," sprach der Schimmel in einem so strengen Tone, daß Zalmir unwillkürlich gehorchte. Noch war es Nacht, als sie zu Hause

ankamen. Zalmir band den Schimmel im Marstalle an und ging selbst in sein Gemach, um sich durch den Schlaf zu stärken. Er schlief jedoch nicht lange; denn kaum zeigte sich das Morgenroth, da ertönte im königlichen Garten ein so lieblicher, vielstimmiger Vogelsang, daß in kurzer Zeit alle Leute aus dem Schlosse auf den Beinen waren, und der allererste war der König selbst. Da gab es nun ein Bewundern und ein Preisen dieses überaus schönen Gesanges! Selbst der König war im ersten Augenblicke so überrascht, daß er fragte, woher diese bewunderungswürdigen Geschöpfe gekommen.

„Ei, Du hast ja, königliche Majestät," sprach einer der Brüder, „selbst den Zalmir um sie geschickt."

„Freilich!" erinnerte sich der König, „aber wo ist Zalmir." Einer der Hofleute führte ihn rasch herbei, und der König umarmte ihn voll Freude. Jetzt war er ihm erst recht lieb, dafür aber haßten ihn die Brüder um so mehr.

„Wie werden wir ihn los?" berathschlagten sie, als sie allein waren.

„Vielleicht erfahren wir noch Etwas durch's Lesen!" rief Einer von ihnen.

„Gut!" stimmten Alle gleich bei, und schon eilten sie in jenes Gemach, wo so viele Bücher aufgeschichtet waren. Und nicht lange währte es, als einer von ihnen rief: „Der König hat kein Wild, und das soll ihn noch viel mehr kosten, als die Vögel, weil noch viel mehr davon binnen Jahres verzehrt wird."

„Zalmir mag es also holen," sagten die Andern, boshaft lächelnd, und verfügten sich sogleich zum König,

dem sie ihre Meinung mittheilten. Der König nickte gnädig mit dem Kopfe, und sie entlassend, berief er den Zalmir zu sich. Und er sprach zu ihm: „Ich habe in meinem Königreiche kein Wild, und da es mich Jahr aus Jahr ein so viel kostet, befehle ich, daß Du mir es verschaffest."

„Ich, königliche Majestät?" erstaunte Zalmir, „ich weiß von keinem!"

„Du weißt recht gut davon," zürnte der König, „Deine Brüder haben mir es ja gesagt."

„So?!" wunderte sich Zalmir; „nun ich werde es versuchen!" Und er begab sich zu seinem Schimmel, dem er alles das erzählte.

„Betrübe Dich nicht," tröstete ihn der Schimmel; „Abends komme zu mir, wir fahren dann um das Wild." Wie es dunkelte, flog schon der gute Schimmel mit Zalmir durch die Lüfte.

„Und wohin reiten wir?" fragte Zalmir.

„Zu der Hexe, bei der wir die Vögel geholt hatten," antwortete der Schimmel.

„Ich befürchte aber, daß sie mich fängt," entgegnete Zalmir.

„Fürchte nichts," redete ihm der Schimmel zu, „verhalte Dich nur genau so, wie ich Dir befehlen werde." Und als er sich mit ihm vor dem Thore des Zauberschlosses niederließ, sprach er zu ihm: „Wenn Du in das erste Gemach kommst, erblickst Du dort ein Wild mit silbernen Haaren an silbernen Ketten. Im zweiten Gemache siehst Du an goldenen Ketten Wild mit goldenen Haaren, im dritten an Perlenketten Wild

mit Perlenhaaren. Aber alles dieses rühre nicht an, sonst fällt ein Schuß, daß das ganze Schloß erzittert, und die Hexe ergreift Dich, um Dich zu tödten; begib Dich aber in das vierte Gemach, dort fasse den garstigen Hund an, der an einem Wergstrick angebunden ist, und eile zu mir."

Ein wenig furchtsam, aber desto vorsichtiger, durchschritt Zalmir das erste, zweite und dritte Gemach, indem er sich das Gesicht mit den Händen bedeckte, daß ihn der Glanz des Silbers, des Goldes und der Perlen nicht blende. Wie er aber ins vierte Gemach eintrat, riß er den Strick entzwei, nahm den Hund in die Arme, und stürzte in's Freie, wo er sich pfeilschnell auf den Schimmel schwang, welcher sich gleich mit ihm in die Lüfte erhob. Und es war schon hohe Zeit, denn kaum saß jener zu Pferde, so lief ihm schon die Hexe nach, aber da sie ihn nicht mehr aufhalten konnte, fing sie an fürchterlich zu fluchen und kreischte: „Du kommst schon noch einmal!"

Sobald der Schimmel die Grenze des Zauberschloßes übersprungen hatte, sprach er zu Zalmir: „Jetzt lasse den Hund los!"

Zalmir that gleich nach dessen Worten, denn er war überzeugt, daß ihm gut gerathen sei. Als sie zu Hause ankamen, ging schon der Morgenstern auf, aber Zalmir legte sich dennoch zu Bette, weil er sehr müde war. Er schlief jedoch nicht lange; denn sobald es zu tagen anfing, verbreitete sich im königlichen Schloße in und vor der Stadt ein solcher Lärm, wie wenn die Erdkruste einstürzen sollte. Der König sprang erschrocken an's Fenster, aber wie erstaunte er! Im Garten sah er

Hirsche, Rehe und Hasen, auf den Bäumen Eichhörnchen, unter den Bäumen auf der Erde Mäuse, kurz solch' eine Menge Wild, daß ihm die Augen übergingen. Was denn im Garten, da ging es dem Wilde wohl, aber in der Stadt und vor der Stadt, dort litten die armen Thiere! Die Leute nämlich jagten ihnen nach wie besessen, und warfen mit Steinen nach ihnen. Das verdroß den König, und deshalb ließ er gleich ausrufen, daß all das Wild ihm gehöre, es möge sich daher Niemand unterfangen diesem etwas zu Leide zu thun. Dann ging er zu Zalmir und nachdem er ihm herzlich gedankt, versicherte er ihn seines Wohlwollens mit einer Umarmung. Das ganze Land war über das Wild überaus erfreut, nur die Brüder Zalmir's nicht.

„Was fangen wir mit ihm an?" sprach der Aelteste zu den Uebrigen, „statt daß wir ihn los werden, setzt er sich um so mehr in der Gunst des Königs fest."

„Lasset uns nur wieder lesen gehen!"

„Ja, ja!" rief der Dritte, und schon eilten Alle in das bewußte Gemach. Ziemlich lange lasen sie bereits daselbst, bis endlich einer ausrief: „Der König hat ja keinen Wein, und der kostet, wie ich lese, erst ein fabelhaftes Geld!"

„So wird ihn Zalmir holen!" entgegnete zufrieden der Aelteste, „und ein Teufelsglück müßte er haben, wenn er zurückkäme!"

Geradeaus gingen sie zum Könige, und berichteten ihm unter vielen Verbeugungen, daß Zalmir leicht einen Ueberfluß an Wein verschaffen könnte.

„Das wird er auch thun!" entgegnete ihnen der

König, und entließ sie gnädig. Dann ließ er den Zalmir rufen und gab ihm seinen Wunsch zu erkennen.

„Gnädiger König," antwortete Zalmir still, „ich weiß zwar von keinem Weine, aber ich werde ihn suchen gehen."

Der König war einigermaßen böse, da er ohne Zweifel dachte, daß Zalmir leugne, und sprach daher: „Du stehst mir mit Deinem Kopfe dafür!"

Schweigend verneigte sich Zalmir und entfernte sich, um dem Schimmel sein Leid zu klagen.

„Fürchte Dich nicht," sprach der Schimmel zu ihm, „Abends fahren wir um den Wein."

Als es dunkelte, flog der herzensgute Schimmel mit Zalmir durch den Luftkreis.

„Und wohin fahren wir diesmal?" fragte Zalmir etwas furchtsam.

„Zu der Hexe, bei der wir die Vögel und das Wild geholt hatten," antwortete der Schimmel; „aber jetzt reiße Haare aus meinem Schweife und meiner Mähne. Aus dem ersteren flechte einen Strick, drei hundert Ellen lang, und aus dem zweiten ein Netz, so groß, daß Du darin Platz hättest."

Zalmir that schweigend nach seinen Worten, und ehe sie beim Zauberschloß anlangten, war bereits sowohl der Strick als das Netz geflochten.

„Jetzt gib Acht, was ich Dir sagen werde," sprach der Schimmel, als er sich zur Erde niederließ, „binde das eine Ende des Strickes an meinen Fuß, und das andere an das Netz an. Das Netz nimm sodann mit, und lege es in die Thüre des Kellers, in welchen Du

dreihundert Staffeln tief hinabsteigen mußt. Dort wirst Du Fässer mit silbernen, goldenen und diamantenen Reifen erblicken. Daß Du aber diese ja nicht berührst, sonst fällt ein Schuß, und Dir ergeht es gar schlimm. Gehe bis in den hintersten Theil des Kellers; dort erblickst Du ein kleines Fäßchen mit Holzreifen. Dieses erfaße schnell, und eile zu mir. Würde Dir jedoch dies nicht thunlich sein, so springe nur in das Netz, und ich werde Dir helfen."

Zalmir that alles, was ihm der Schimmel auftrug. Im Keller strahlten die silbernen, goldenen und diamantenen Reifen einen so hellen Lichtschein aus, daß es lichter Tag zu sein schien, und so fand er bald das Fäßchen in einer Nische. Da glaubte er es leicht tragen zu können, aber wie er es anfaßte, wäre er unter der Schwere beinahe zusammengebrochen. Mit großer Anstrengung trug er es bis zur Treppe, aber dorten streifte er mit dem Fuße an ein Faß an. Da erfolgte ein heftiger Schlag, daß das ganze Schloß von den Grundmauern an bis zur höchsten Thurmspitze erzitterte; aber Zalmir fiel nicht in Ohnmacht, sondern raffte sich auf, eilte mit der Schnelligkeit eines Pfeiles die dreihundert Staffeln hinauf, und sprang in das Netz. Unterdessen war aber schon die Hexe aus dem Schloße gestürzt, und fiel über den Schimmel her. Aber der warf sie zur Erde und zerstampfte sie derart mit seinen Hufen, daß kein Knochen in ihr ganz blieb; zugleich wickelte er den Strick so schön um seine Füße, daß er in kurzer Zeit das Netz mit Zalmir herbeigezogen hatte.

„Schnell setze Dich auf mich!" befahl er ihm, und

augenblicklich schwang sich Zalmir hinauf, das Fäßchen krampfhaft in den Armen haltend. Der Schimmel schwang sich in die Luft und flog wie der Blitz dahin, da die Hexe, die sich wieder von der Erde aufgerafft hatte, ihm nachjagte. Aber bald hatte er die Grenzen des Zauberschlosses hinter sich, und mußte seine Kräfte nicht mehr so anstrengen. Daheim angelangt, brach der Schimmel vor Anstrengung zusammen, so daß ihn Zalmir unterstützen mußte, als er ihn in den Marstall führte. Aber auch er erreichte nur mit Mühe sein Gemach, nachdem er nach dem Befehl des Schimmels das Weinfäßchen vor die Thür des königlichen Gemaches gelegt hatte, sank auf sein Lager, und schlief alsbald ein.

Als der König früh die Thür seines Gemaches öffnete, wälzte sich das Fäßchen hinein.

„Das wird vielleicht Wein sein!“ frohlockte er, und augenblicklich stieß er den Zapfen heraus und kostete den Wein. „Wein ist es, Wein!“ jubelte er, ließ alle Schloßbewohner zusammenrufen, und gab ihnen zu verkosten.

„Aber was ist denn das?“ wunderten sich alle, „wir haben doch schon jetzt mehr Wein getrunken, als kaum zehn solche Fäßchen faßen würden, und der Wein fließt trotzdem noch immer!“

„Vielleicht ist es gar ein Zauberfäßchen!“ sprach der König in bester Laune und fing an zu lachen, worauf er mit feierlicher Stimme ausrief: „Fäßchen, ich möchte gerne rothen Wein haben!“ Er zapfte an — und o Wunder! der Wein war roth.

„Gelben will ich haben!" lächelte von Neuem der König und zapfte wieder an — und Wunder über Wunder! es floß gelber Wein. „Ei das ist ja wirklich ein Zauberfäßchen!" verwunderte sich der König, aber auf einmal rief er aus: „Wie werde ich dies, Zalmir, Dir vergelten können?!"

„Ich habe nur gethan, was mir befohlen ward, gnädigster König!" antwortete Zalmir, der eben in das Gemach getreten war.

„Ja Du thatest, was ich Dir befohlen habe, ja noch viel mehr," sprach der König, „und dafür nehme ich Dich an Sohnesstatt an, und ernenne Dich hier zum Statthalter des Reiches."

Alle Anwesenden frohlockten laut, nur Zalmir's Brüder schwiegen, aber dafür bissen sie sich in die Lippen, und ballten die Fäuste. In der freudigsten Stimmung gab der König sogleich den Befehl, es mögen durch volle acht Tage Freudenfeste zu Ehren des neuen Statthalters gefeiert werden. Die Leute ließen sich dies nicht zweimal befehlen und fingen noch denselben Tag an, besonders da ihnen der König Speisen und Wein unermüdlich spendete, welchen das wunderbare Fäßchen in Hülle und Fülle gab. Der neue Statthalter wurde, so oft er sich dem Volke zeigte, mit sehr großem Jubel begrüßt, und erwarb sich mit einem Male die Liebe Aller. Um so mehr grollten ihm die Brüder. Anstatt an dem Freudenfeste theilzunehmen, zogen sie sich in das Gemach zurück, wo sie viele Bücher waren, und lasen so fleißig, wie wenn sie auf einmal Weltweise werden wollten. Diesmal konnten sie aber lange nichts erfahren,

was nach ihrem Wunsche gewesen wäre; endlich gewannen sie doch eine Neuigkeit.

„Ich habe schon etwas für den gnädigen Statthalter," rief einer; „mitten im Meere ist ein goldenes Schloß, und darin eine Prinzessin, die schönste unter dem Himmel. Wenn unser König dieselbe zur Gemalin nähme, er würde wieder jung werden, und seine Lebenszeit möchte sich verlängern."

„Ei das ist herrlich!" freuten sich alle, „der König schickt ihn sicher um die Prinzessin, aber Zalmir wird entweder im Meere ertrinken, oder lieber nach Hause zum Vater entfliehen."

Als die Freudenfeste vorüber waren, gingen die Brüder zum Könige, der aber etwas unwohl war. Das war ihnen sehr gelegen.

„Gnädigster König," sagte schmeichelnd der Aelteste, „wir sorgen unaufhörlich, wie wir Dir irgend eine Freude bereiten könnten."

„Ich habe deren auch nöthig," sagte der König seufzend, „denn Alter und Krankheit nehmen von Tag zu Tag zu."

„Eben gegen diese zwei Uebel haben wir ein Mittel gefunden," entgegnete ein Bruder.

„Und welches? Redet!" rief der König erfreut.

Sie berichteten, was sie aus den Büchern erfahren hatten.

„Ei da muß Zalmir heute noch sich auf den Weg begeben!" rief der König, ließ den Zalmir vorrufen und machte ihm sein Verlangen kund. Dieser verneigte sich schweigend, war aber kaum im Stande, sich

der Thränen zu erwehren und eilte zu seinem Schimmel, dem er weinend um den Hals fiel.

„Was fehlt Dir?“ fragte ihn der Schimmel. Er erzählte ihm Alles.

„Verzweifle nicht,“ sprach der Schimmel; „gehe zum Könige, und sage ihm, er möge Dir dreißig Brode, dreißig Fässer Wein und dreißig geschlachtete Ochsen geben. Alles dies lasse auf Wägen laden. Dann fahren wir um die Prinzessin.“

Sogleich begab sich Zalmir zum Könige, und ersuchte ihn um dreißig Brode, dreißig Fässer Wein, und dreißig geschlachtete Ochsen. Der König verschaffte ihm Alles in kurzer Zeit und versprach ihm goldene Berge, wenn er ihm die Prinzessin zuführen würde. Denselben Tag noch trat Zalmir die Reise an auf seinem Schimmel, der aber diesmal nicht durch die Lüfte flog, sondern langsam den Wägen nachging, worauf die Brode, der Wein und die Ochsen geführt wurden. Und vielmal wechselte der Tag mit der Nacht, ehe sie das Meer erreichten. Sie fuhren den Strand entlang: der Schimmel ging an der Spitze des Zuges, und wies den Weg. Da erblickte Zalmir einen großen Fisch am Ufer, welcher sich umsonst anstrengte, wieder ins Wasser zu kommen.

„Hilf ihm!“ sprach der Schimmel, und Zalmir stieg ab und that also. Der Fisch tauchte unter, kam aber sogleich wieder auf die Oberfläche. Und da sprach er zu Zalmir: „Warte, ich muß mich Dir dankbar bezeugen. Nimm diese Pfeife, und solltest Du einmal meine Hilfe brauchen, laß einen Pfiff ertönen.“ Zal-

mir nahm die Pfeife dem Fische aus dem Munde, bedankte sich bei ihm, und setzte sich wieder auf seinen Schimmel. In einer Weile vernahm er wie fernes Donnern.

„Was ist das?" fragte er den Schimmel.

„Bald werden wir am Ziele unserer Reise sein," antwortete der Schimmel, „das sind Riesen, die zusammen sprechen." Und in kurzer Zeit sah Zalmir am Ufer drei Riesen liegen. Als er bei ihnen ankam, erhoben sie sich, und jetzt erst sah er, wie furchtbar groß sie wären. Wollte er ihnen in's Gesicht sehen, mußte er den Kopf so zurückbiegen, als ob er den höchsten Thurm anzuschauen gesonnen wäre.

„Was gibts?" polterte einer von ihnen, daß sich Zalmir die Ohren zuhalten mußte.

„Ich bringe Euch dreißig Brode, dreißig Fässer Wein, und dreißig geschlachtete Ochsen," entgegnete er.

„Das ist brav von Dir!" nickten die Riesen zufrieden mit den Köpfen und liefen zu den Wägen, von denen sie die Sachen sogleich abluden. Darauf machten sie ein großes Feuer an, und spießten die Ochsen an großmächtige Stangen, um sie über der Flamme braten zu lassen. Unterdessen griffen sie nach den Broden und dem Wein, und in kurzer Zeit hatten sie die Hälfte davon verzehrt. Da ließ sich plötzlich ein großer Adler gerade neben ihnen nieder, und schaute gleichsam gierdevoll nach den Ochsen. Zalmir hackte eine Keule ab, und gab sie ihm.

„Ich danke Dir," sprach der Adler, „vielleicht werde ich Dir's einst vergelten können." Und er flog mit der

Keule in die Lüfte. Die Riesen ließen die Ochsen nicht lange über dem Feuer, und als sie sich an diesen satt gegessen hatten, sprach der größte unter ihnen zu Zalmir: „Jetzt sprich, was Du willst; denn wir können Euch gut, Ihr Erdenwürmer, daß Ihr nichts umsonst gebet."

„Für mich will ich nichts," antwortete Zalmir, „aber mein Herr schickte mich aus, daß ich ihm die Prinzessin aus dem goldenen Schlosse, welches mitten im Meere steht, hole."

„Vielleicht aus dem dort?" sprach der zweite Riese und wies mit dem Finger in's Meer hinaus. Zalmir sah sich um und erblickte erst jetzt ein prachtvolles Schloß, das in den Wellen wie die aufgehende Sonne glänzte.

„Ja," bejahte Zalmir.

„Wir werden Dich zu ihr führen," sprach der erste Riese, „wenn nur die Prinzessin mit Dir geht?"

„Ich werde es versuchen," entgegnete Zalmir, „aber wie werdet ihr mich hinführen?"

„Gleich wirst Du es sehen," sprachen die Riesen, und ergriffen mir nichts dir nichts ein Felsstück und schleuderten es in's Meer. Und so brachen sie ein Felsstück nach dem andern ab, und ehe Zalmir sich dessen versah, war bereits eine hübsche Dammstrecke im Meere fertig. Aber die Riesen ermatteten nicht; bis zum Sonnenuntergang arbeiteten sie, so daß sie am Abend ein Drittheil des Dammes vollendet hatten. Den zweiten Tag bewerkstelligten sie das zweite Drittheil, und am dritten Tage konnte man trockenen Fußes zum goldenen Schlosse hinübergelangen. Zalmir dankte herzlich den

Riesen, und am vierten Morgen begab er sich zu der Prinzessin. Das Schloß war gewiß des Anschauens werth, aber er beachtete es kaum, sondern trat rasch hinein; aber wie erstaunte er, als er im ersten Gemach die Prinzessin erblickte. Gesenkten Blickes sprach er zu ihr: „Mein König und Herr sendet mich zu Dir, daß ich Dich in seinem Namen bitte, Du mögest Thron und Krone mit ihm theilen."

„Ich gehe!" antwortete die Prinzessin mit silberklingender Stimme, „aber Du bleibst an seinem Hofe?"

„Ich muß," antwortete Zalmir, „ich bin Statthalter."

„Wohlan, so laß' uns gehen," sprach die Prinzessin, schwang sich auf einen feurigen Rappen, Zalmir bestieg seinen Schimmel, und schon ritten sie flugs von dannen. Am Wege erst erlaubte sich Zalmir, die Prinzessin besser anzusehen, und dachte, der König werde sich freilich verjüngen und sein Leben verlängern, wenn die Prinzessin seine Gattin würde, zugleich aber fühlte er in seinem Herzen eine schmerzhaftsüße Beklemmung. Er neigte den Kopf und ritt schweigsam neben der Prinzessin einher, und je mehr er sich der königlichen Residenz näherte, desto größer ward die Trauer, die sein Herz beherrschte. Aber um so heiterer war die Prinzessin und ihr Auge ruhte auf ihm mit einem besondern Vergnügen. Ohne jegliches Ungemach langten sie zur gehörigen Zeit an. Der König fuhr ihnen aus der Stadt entgegen und führte sie in feierlichem Zuge in den Palast.

„Du hast also eingewilligt, werthe Prinzessin, meine

Gattin zu werden?" sprach der König zu der Prinzessin, als er sie in die für sie bestimmten Gemächer einführte.

„Zuerst muß ich mein goldenes Schloß hier haben," sagte die Prinzessin.

Der König stutzte, faßte sich aber schnell wieder, wandte sich zu Zalmir und sah ihn bittend an.

„Ich werde es holen!" rief Zalmir entschlossen aus, zumal die Prinzessin liebreich lächelnd mit dem Kopfe nickte.

„Gehe, mein theurer Zalmir," rief der König mit weicher Stimme, „ich werde Dich königlich belohnen."

Zalmir begab sich zu dem Schimmel, um sich mit ihm zu berathen. Und dieser sprach zu ihm: „Sage dem Könige, er möge Dir drei hundert Brode, drei hundert Fäßer Wein und drei hundert geschlachtete Ochsen geben. Dann fahren wir um das goldene Schloß."

Zalmir machte dem König seine Bitte bekannt, und dieser besorgte ihm Alles in so kurzer Zeit, daß er sich noch am nämlichen Tag auf den Weg begeben konnte. Aber das war eine traurige Reise; langsam fuhren die Wägen dahin und Zalmir ritt noch langsamer nach und noch dazu gesenkten Hauptes. Warum? Das wußte er vielleicht selbst am besten. Bei den Riesen angekommen, gab Zalmir ihnen die Brode, den Wein und das Fleisch, und bat sie inständig, sie möchten das goldene Schloß zu der Prinzessin tragen.

„Ei, Du Erdenwürmlein!" lachten die Riesen, „glaubst Du denn, daß das Schloß von Holz sei? Aber," setzten sie nach einer Weile hinzu, als sie die

dreihundert Brode, Fäßer und Ochsen ansahen, „wir wollen es versuchen."

Jetzt begannen sie zu essen, und als sie von allem genoßen hatten, begaben sie sich in den nahen Wald. Dort rissen sie drei der stärksten Eichen heraus, spielten mit ihnen, als ob sie Schilfrohr wären, und gingen längs des Dammes zu dem goldenen Schloße. In kurzer Zeit hatten sie das Schloß aus seinen Grundvesten gehoben, legten es auf die Eichen und nahmen es auf die Schultern, worauf sie unermüdlich dem Zalmir nachschritten bis in die Nacht hinein, dann legten sie sich schlafen, und früh schritten sie wieder weiter. So thaten sie es unaufhörlich, bis sie zum königlichen Schloße kamen. Sie gingen aber nicht hinein, sondern warteten, bis es finster wurde; dann erst stellten sie das goldene Schloß in den Garten hin, worauf sie von Zalmir Abschied nahmen, und heim gingen.

Als früh die Sonne aufging, erhob sich im Schloße ein Lärm, daß es brenne, und Alles lief in den königlichen Garten, um zu löschen. Aber die Prinzessin stellte sich an's Fenster, und rief: „Beruhigt Euch, Ihr Leute, das ist mein goldenes Schloß."

Nicht lange darauf eilte der König herbei, und wollte die Prinzessin in die Arme schließen, indem er rief: „Aber jetzt bist Du doch mein!"

„Noch nicht!" antwortete die Prinzessin; „was nützt mir mein goldenes Schloß, da ich den Schlüßel davon verloren habe?"

Der König erschrack, aber bald darauf sprach er mit aufgeheiterter Miene: „Zalmir wird Dir ihn,

meine Theure, gewiß bringen." Er wollte zu ihm gehen, aber eben kam dieser zur Prinzessin, um ihr zu vermelden, daß er ihr das Schloß gebracht habe. Der König offenbarte ihm seine Bitte, und Zalmir, aus dem liebreichen Lächeln der Prinzessin Trost und Kraft schöpfend, ging. Er pflog Rath mit dem Schimmel, der ihm sagte, daß der Schlüssel irgendwo im Meere in der Nähe des Dammes sich befinde; dann bestieg er ihn und schon flogen sie durch die Lüfte. In nicht langer Zeit befanden sie sich auf der Insel, wo ehedem das goldene Schloß stand.

„Aber wie werde ich den Schlüßel im Meere finden?" seufzte Zalmir.

„Hast Du noch die Pfeife von dem Fische, dem Du in's Wasser geholfen?" fragte der Schimmel.

„Ja freilich!" rief Zalmir erfreut, und ließ sogleich einen Pfiff ertönen. In demselben Augenblicke erschien der Fisch auf der Oberfläche des Wassers und sprach: „Was verlangst Du?"

„Die Prinzessin hat den Schlüßel vom goldenen Schloß verloren," antwortete Zalmir, und wollte ihn bitten er möge ihm denselben auffinden, aber der Fisch war schon wieder untergetaucht, um allen Fischen den Auftrag zu geben, ihn zu suchen. Jetzt begann in der Wassertiefe ein Leben und Weben. Wie Blitze flogen die Fische hin und her, hinauf und hinunter, bis endlich nach langer Zeit ein kleines Fischchen seinem Gebieter den Schlüßel brachte. Er nahm ihn, und gab ihn dem Zalmir. Herzlich dankte dieser und schon flog er auf seinem Schimmel durch den Luftkreis, daß er noch vor

Einbruch der Nacht daheim war. Nun händigte er dem Könige den Schlüssel ein, ging dann in sein Gemach und schloß sich traurig ein. Der König begab sich ganz glückselig mit dem Schlüßel zu der Prinzessin, denn er war sicher, daß sie diesmal nichts mehr einwenden werde; desto mehr war er betrübt, als sie zu ihm sprach: „Freilich habe ich das Schloß und den Schlüßel davon hier, aber welch ein armseliges Leben wäre es, wenn ich hier nicht todtes Wasser, lebendiges Wasser und Schönheitswasser hätte?"

„Und wo wird es Jemand auffinden?" rief der König erschreckt.

„Es ist auf meiner Insel," entgegnete die Prinzessin so entschieden, daß der König schweigend sich entfernte, um nachzudenken, wen er wohl dahin schicken solle. Zalmir that ihm schon leid, und deshalb begab er sich zu dessen Brüdern. Diese aber hatten so viele Ausflüchte, daß der König abermals den Zalmir beauftragte, er möge ihm diesen letzten Dienst erweisen. Was sollte Zalmir beginnen? Außerdem that er ja Alles nur für die, der zu Liebe er selbst in's Feuer gesprungen wäre. Er begab sich zu seinem Schimmel und bat ihn, er möge ihm noch einmal und das letztemal behilflich sein. Der Schimmel tadelte seinen Kleinmuth und hieß ihn aufsitzen, da sie sogleich um jene Wässer fahren würden. Freudig that Zalmir also, und schon fuhren sie wieder zu jener Insel durch die Lüfte, schneller als je. In kurzer Zeit ließ sich der Schimmel am Meeresufer nieder und sprach: „Jetzt gehe um das todte Wasser, um das lebende Wasser und

um das Schönheitswasser auf die Insel. Aber beeile Dich, sonst fließen die Wässer zusammen und Du kommst um. Ich werde indessen grasen."

Zalmir ging, aber sehr langsam, denn das Bild der Prinzessin schwebte ihm vor Augen, und außer ihr war ihm die ganze Welt gleichgiltig. Er mochte sich beiläufig in der Mitte des Dammes befinden, als plötzlich die Meereswogen an diesen anprallten und ihn durchbrachen. Zalmir stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und verschwand im Meere. Der Schimmel vernahm seine Stimme, aber er lief ihm nicht zu Hilfe, sondern senkte den Kopf und ging langsam zurück; er wußte ohne Zweifel wohl, daß dem Zalmir nicht zu helfen sei. Bald darauf erhob sich am Meere ein furchtbarer Sturm. Jetzt gewann der Schimmel die vollste Ueberzeugung, daß es um Zalmir geschehen sei; und er erhob sich in die Lüfte und jagte wie der Blitz davon.

Unweit des Dammes, den die Riesen aufgebaut hatten, von welchem aber, nachdem das Ungewitter sich gelegt hatte, keine Spur zurückgeblieben war, befand sich hoch am Felsen ein Adlernest, wo fünf junge Adler saßen. Und diese streckten die Hälse herunter und kreischten vor Hunger.

„Was fehlt euch denn?" rief ihnen der alte Adler zu, der unweit von ihnen am Felsen saß, und schaute auch herunter. Aber schnell flog er zum Ufer herab, als er dort Zalmir's Leiche erblickte. Er erkannte sie gleich, denn obzwar er ein Thier war, so hatte er doch nicht die Wohlthat Zalmir's vergessen, der einmal

für seine Jungen eine Ochsenlende geschenkt hatte. Er erfaßte ihn mit den Krallen und flog mit ihm nach der Insel, wo ehemals das goldene Schloß stand. Dort tauchte er ihn in eine Quelle, legte ihn dann auf die Erde, und setzte sich neben ihn. In kurzer Zeit begann Zalmir zuerst schwer und langsam, später schnell und leicht aufzuathmen, bis er endlich, tief Athem holend, die Augen aufschlug.

„Warum ließt Ihr mich nicht noch schlafen? Ich schlummerte so leicht, und träumte so süß!" sprach Zalmir wie aus dem Schlafe; als er aber besser um sich blickte, rief er verwundert aus: „Was ist da mit mir geschehen?"

„Kennst Du mich nicht mehr?" fragte ihn der Adler, indem er sich vor ihn stellte.

„Nein, ich kenne dich nicht," verneinte Zalmir.

„Ich aber kenne Dich gut," rief der Adler. „Du gabst mir einmal eine Ochsenlende für meine Jungen. Aber was hast Du hier gesucht?"

„Die Prinzessin sandte mich auf diese Insel, um todtes Wasser, lebendes Wasser und Schönheitswasser zu holen," antwortete Zalmir.

„Schöpfe Dir es also ein," sprach der Adler zu ihm, und führte ihn zu drei Quellen. Zalmir nahm drei Fläschchen aus dem Busen, und füllte sie mit den drei Wässern.

„Aber wie gelange ich von hier fort?" fragte er dann.

„Ich würde Dich gerne tragen, wohin Du nur wolltest," antwortete der Adler, „doch ich kann nicht, ich

habe Junge; allein ich werde zu meinem Bruder gehen, der hat keine Jungen." Wie ein Blitz flog er davon, aber bald kam er mit seinem Bruder zurück.

„Wohin gerieth aber mein Schimmel?" erinnerte sich plötzlich Zalmir.

„Gleich werde ich es Dir sagen," antwortete der Adler, erhob sich in die Lüfte und flog unaufhaltsam gen Himmel, bis er dem Blicke Zalmir's so klein erschien wie ein Stecknadelkopf. Eine Weile schwebte er dort unbeweglich, dann aber flog er mit Blitzesschnelle wieder herunter und sprach zu Zalmir: „Deinen Schimmel erblickte ich unter dem alten Birnbaum, welcher vor dem mittäglichen Thore längs einer Stadt steht."

„Dorthin trage mich also!" sprach Zalmir bittend. Der Bruder des Adlers erfaßte ihn mit seinen starken Krallen, und schon flogen sie hoch durch die Lüfte, so hoch, daß Zalmir bald seine Vaterstadt erblickte, aber so klein, wie ein Ameisenhaufen. Doch sie ward immer größer und größer, bis sich endlich der Adler bei dem alten Birnbaum zur Erde niederließ. Darauf nahm er von Zalmir Abschied, und verschwand bald in der Luft. Der Schimmel stand hinter dem Birnbaum gesenkten Kopfes, und so traurig, daß er nicht einmal seinen Herrn bemerkte.

„Mein guter Schimmel!" rief Zalmir und fiel ihm um den Hals.

„Du lebst und bist gesund?" rief der Schimmel erstaunt.

„Freilich!" bejahte Zalmir, und erzählte ihm sein Abenteuer.

„Du hast Glück!“ sprach der Schimmel, „aber jetzt besteige mich hurtig; wir müssen zur Prinzessin fahren, sonst kommen wir zu spät.“

„Was ist vorgefallen?“ rief Zalmir erschrocken.

„Noch heute will der König Hochzeit halten,“ antwortete der Schimmel.

„Laß' uns also eilen!“ rief Zalmir und schwang sich auf den Schimmel; plötzlich aber wendete er sich nach der Stadt um, breitete die Arme aus, und sprach sehnsuchtsvoll: „O theurer Vater!“

„Beruhige Dich,“ sprach der Schimmel, „ich weiß, daß Du ihn gerne umarmen möchtest, aber vergeblich ist Deine Sehnsucht; schon längst — ist er todt.“ Darauf erhob er sich schnell in die Lüfte. Unterwegs sagte er: „Bis Du König sein wirst, dann sei gerecht, und sollte auch Dein Herz bluten.“

Zalmir verstand ihn nicht, aber als er an Ort und Stelle angekommen war, und seine Brüder im Königsgarten über das blaße Brüderchen, das doch endlich einmal irgendwo umgekommen sein müßte, spotten hörte, da beschlich ihn eine böse Ahnung. Aber gefaßt begab er sich zu der Prinzessin, um ihr die drei Wässer zu überreichen. Sie dankte ihm liebreich, nahm die Wässer von ihm, und eilte zum Könige, zu dem sie also sprach: „Mein lieber Bräutigam! Daß unsere Ehe glücklich werde, mußt Du jung und schön werden, wie ich bin. Und deßhalb benetze ich Dich mit dem todten Wasser, damit Dein Alter aufhöre, dann mit dem Schönheitswasser, und endlich mit dem lebenden Wasser.“

Der König willigte freudig ein und die Prinzessin

besprengte ihn mit dem todten Wasser. Sogleich fiel er auf das Ruhebett zurück, daß die Prinzessin selbst erschrack. Schnell nahm sie das Schönheitswasser zur Hand, besprengte ihn damit, und frische Jugendblüthe strahlte auf seinen Wangen.

„Dennoch ist er nicht so schön, wie Zalmir!“ seufzte die Prinzessin tief betrübt. Mit thränenden Augen griff sie nach dem lebenden Wasser, aber statt dessen erfaßte sie das todte Wasser. Sie besprengte ihn damit, und sogleich breitete sich Todtenblässe über seine Wangen aus. Die Prinzessin fiel neben dem König in Ohnmacht, und verharrte lange in derselben, bis zufällig Zalmir in das Gemach trat. Schnell nahm er das lebende Wasser und besprengte damit die Prinzessin und den König. Die Prinzessin erhob sich plötzlich, aber der König blieb todt.

„Und kann ihm nicht geholfen werden?“ fragte Zalmir mit zitternder Stimme.

„Nein,“ antwortete die Prinzessin; „wer zweimal mit dem todten Wasser benetzt ist, wird nie mehr lebendig.“

„Und was fangen wir jetzt an?“ flüsterte Zalmir und senkte die Augen.

„Du bist König,“ antwortete die Prinzessin, „aber ich?“

„Königin!“ rief Zalmir leidenschaftlich, aber plötzlich fiel er der Prinzessin zu Füßen und lispelte: „Verzeihe mir, aber ich liebe Dich mehr als mich selbst.“

Die Prinzessin drückte statt aller Antwort einen Kuß auf seine Lippen, und jetzt entfernten sie sich, um draußen dem Volke anzuzeigen, der alte König sei gestorben.

Die bereits am Ringplatze zur heutigen Hochzeitsfeier des Königs versammelte Menge wurde sehr traurig; als aber die Prinzessin Zalmir als den neuen König, und sich als seine Gattin vorstellte, ward sie mit Jubelrufen begrüßt. Nur die Brüder Zalmir's schwiegen, und als der neue König sich mit seiner Braut entfernte, streuten sie unter dem Volke aus, jene hätten den alten König vergiftet. Das Volk empörte sich, aber Zalmir trat unter dasselbe und fragte nach der Ursache. Einige schwiegen, andere berichteten ihm, was seine Brüder gesagt hätten.

„Und glaubt Ihr es?“ fragte Zalmir das Volk.

„Wir glauben es nicht!“ rief man von allen Seiten.

„Gut!“ sprach Zalmir; „damit Ihr jedoch mir Glauben schenkt, will ich Euch erzählen, wie meine Brüder nach meinem Leben getrachtet haben.“ Und er erzählte Alles.

„Ei die Bösewichter!“ rief das Volk empört, fing alle sechs Brüder ein und ehe Zalmir es verhindern konnte, war eine große Menge Stroh aufgehäuft, angezündet, und schon wurden die Brüder in die Flammen geworfen.

Zalmir kehrte mit thränenden Augen zu der Prinzessin zurück, aber sie küßte ihm diese bald weg. Nach dem Begräbnisse des alten Königs feierten sie ihre Hochzeit, aber als Zalmir in höchster Glückseligkeit an der Seite seiner Braut beim Hochzeitsmale saß, erinnerte er sich plötzlich seines Schimmels. Und er lief zu ihm, fiel ihm um den Hals, und dankte ihm als dem Urheber seines ganzen Glückes.

„Ich habe Dir geholfen, jetzt hilf Du mir," sprach der Schimmel, „führe mich in den Garten." Zalmir that nach seinem Willen und der Schimmel sagte: „Schlage mir den Kopf ab."

„Ich soll Dir den Kopf abschlagen?" rief Zalmir entsetzt aus.

„Du willst also, daß ich mich noch hundert Jahre quäle?" fragte der Schimmel mit trauriger Stimme. Statt der Antwort riß Zalmir das Schwert aus der Scheide, und schlug ihm mit einem Hiebe den Kopf ab. Der Kopf fiel zur Erde, aber daraus erhob sich eine Taube und flog gen Himmel. Traurig kam Zalmir zu der Prinzessin zurück, aber diese verscheuchte bald alle Trauer aus seinem Antlitz. Sie lebten glücklich zusammen, und da sie lebendes Wasser besaßen, so lebten sie so lange, daß Niemand gar nicht mehr weiß, wie lange.

Die drei Tauben.

Nach Jakob Malý.

Schon ist es lange her, wo ein König lebte, der Daroklej hieß. Seine Unterthanen liebten ihn wie einen Vater, denn er war gütig und gerecht; er besaß ungeheure Reichthümer und als das kostbarste Kleinod eine schöne und liebenswürdige Gemalin; aber sieben Jahre schon lebte er mit ihr, und noch hatte sie ihn nicht mit einem Leibeserben beschenkt, dem er seine großen Länder und aufgehäuften Schätze hätte hinterlaßen können. Dies trübte sein Glück so sehr, daß er bald in Schwermuth verfiel; nicht minder nahm die Königin sich's zu Herzen, daß sie ihren so innig geliebten Gatten nicht vollkommen glücklich machen könne. Vergeblich wurden im ganzen Reiche öffentliche Gebete angeordnet, um dem Könige einen Thronerben zu erflehen, das Schicksal schien ihm dieses Glück nicht gönnen zu wollen.

Schon nahm das achte Jahr ihres Ehestandes seinen Anfang und da hatte die Königin einen überaus

sonderbaren Traum, der sich ihr drei Nächte hindurch wiederholte. Es träumte ihr, eine Frau von ehrwürdigem Aussehen träte zu ihrem Lager heran und spreche also: „Gräme Dich nicht, bald bekommst Du einen Sohn auf wunderbare Weise. Im Schloßgarten ist ein großer Schatz unter einem großen Cypressenbaume verborgen. Laße diesen Baum fällen und an dieser Stelle nachgraben." Nach diesen Worten verschwand sie. Anfangs getraute sich die Königin nicht, ihr Traumbild dem Könige mitzutheilen, als sich aber dieses zum zweiten und zum dritten Male einstellte, da zögerte sie nicht weiter und offenbarte dem Könige, was Nachts jene Frau zu ihr gesprochen. Der König erstaunte darüber nicht wenig und sagte nach kurzem Nachdenken: „Wunderbar wäre es, wenn irgendwo in meinem Palaste ein Schatz verborgen sein sollte, von dem mir mein Vater nichts gesagt hätte; weil sich aber Dein Traum so oft wiederholte, will ich's versuchen, und dies um so bereitwilliger, als damit das Versprechen verbunden ist, daß wir einen Sohn bekommen, wodurch mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung ginge." Und es befahl der König, den großen Cypressenbaum im Schloßgarten zu fällen, und an der Stelle nachzugraben. Kaum hatte man zwei Fuß tief gegraben, stieß man auf ein Kästchen aus kostbarem Holze und übergab es sogleich dem Könige.

Voll Neugierde erschloß es der König im Beisein der Königin, und siehe da, als der Deckel herabgenommen war, da lächelte sie ein liebliches Knäblein an. Wir können es uns denken, wie sehr sich beide über diesen unverhofften Anblick wunderten. Bald jedoch erholten

sie sich von ihrem Erstaunen, dankten Gott für ein solches Geschenk und beschloßen, das in schneeweiße Linnen eingewickelte Knäblein an Kindesstatt anzunehmen und zu erziehen; und sie gaben ihm den Namen Oroš. Bald darauf fühlte die Königin sich Mutter, und als ihre Zeit gekommen war, gebar sie ebenfalls ein Knäblein, das den Namen Milan erhielt. Beide Knaben wuchsen an Daroklej's Hofe wie leibhafte Brüder auf, denn ihre verschiedenartige Abkunft ward ihnen nicht verrathen, und mit der Zeit wurden stattliche Jünglinge aus ihnen.

Zum sechzehnten Male feierte man den Geburtstag Milan's mit großem Pomp. Bei den Ritterspielen, die bei dieser Gelegenheit abgehalten wurden, bewiesen beide Prinzen eine solche Gewandtheit in der Handhabung der verschiedenen Waffen, daß alle Zuschauer ein Staunen erfaßte. Eine besondere Freude hatte aber der alte König Daroklej, und um auch den Jünglingen ein Vergnügen zu bereiten, berief er sie nach beendigter Festlichkeit zu sich und redete sie also an: „Um die Freuden dieses Tages noch zu erhöhen, übergebe ich Euch hier den Schlüssel von meiner Schatzkammer, die zu sehen Euch bisher nicht gegönnt war, weil Ihr noch nicht geeignet waret, ihre Seltenheiten und Kostbarkeiten nach ihrem Werthe zu schätzen; heute habt Ihr aber bewiesen, daß man Euch mit Recht den Männern beizählen könne, weßhalb ich annehme, daß Ihr auch am Geiste herangereift seid. Gehet also hin, um die bisher ungesehenen Schätze zu betrachten. Ich ertheile Euch nur eine einzige Warnung: betretet nicht das

letzte Gemach, wo Ihr nichts findet, was sich mit den Kostbarkeiten der frühern Gemächer vergleichen ließe, und dann könnten noch aus der Nichtbeachtung meines väterlichen Rathes böse Folgen für Euch erwachsen."

Hocherfreut empfingen die Jünglinge die Schlüssel aus des Königs Händen und versprachen, sich nach seinem Rathe verhalten zu wollen. Die Kleinodien, die sie in der Schatzkammer erblickten, waren über alle Beschreibung kostbar und reich. Als die Prinzen zu der letzten Thür gelangten, waren sie beinahe schon von aller dieser Pracht geblendet. Da aber ward in ihnen die Neugier rege, was wohl in dem letzten Gemache, vor dem sie der König gewarnt hatte, verborgen sei. Schweigend sahen sie einander eine Zeit lang an, indem sie es gar nicht wagten, ihre Gedanken auszusprechen. „Ei was kann uns am Ende geschehen, wenn wir auch diese Thür aufmachen, ohnehin ist sie nur angelehnt," äußerte endlich Milan; „der Vater muß ja davon nichts erfahren." Orož widerrieth nicht, und so öffneten die Prinzen die verbotene Thür und traten in das Gemach. Hier gab es keine Spur von jener Herrlichkeit, die sie eben verlassen hatten. Am Fußboden waren gewöhnliche Teppiche ausgebreitet, schmucklose Tapeten bedeckten die Wände, und von Einrichtungsstücken war im ganzen Zimmer nichts zu sehen. Blos an der einen Wand bemerkten sie einen rothen Damastvorhang, der irgend etwas zu verdecken schien. Muthig trat Milan heran und schob ihn seitwärts. Und siehe, aus einem Goldrahmen blickte sie das engelhafte Antlitz eines Mädchens an, vor dessen unaussprechlicher Anmuth alle Frauen-

schönheit, welche bisher die Prinzen gesehen, in Nichts verschwand. Eine geraume Zeit lang standen die beiden schweigend vor dem Bilde, bis Oros eine Aufschrift darüber erblickte, die also lautete: „Milibána, Tochter des Königs auf der Perleninsel." Die Prinzen erinnerten sich, von diesem Könige schon gehört zu haben, der überaus mächtig und reich sein sollte; aber von seiner Tochter hatten sie noch niemals gehört. Und wieder verharrten sie lange wie traumbefangen vor dem zauberisch schönen Bilde, bis die herанbrechende Dämmerung ihr Nachsinnen unterbrach. Als sie dem Könige die Schlüssel von der Schatzkammer zurückstellten, und er sie fragte, wie ihnen seine Schätze gefielen, wußten sie sich so in Acht zu nehmen, daß sie auch nicht mit dem leisesten Wörtchen von dem verschleierten Bilde Erwähnung thaten, ja als sich der Vater ausdrücklich erkundigte, ob sie seinen Rath befolgt hätten, erlaubten sie sich zum erstenmale in ihrem Leben eine Lüge und bejahten.

Von dieser Zeit an wurden beide Brüder schwermüthig. Das Bildniß der anmuthigen Milibána hatte in ihren Herzen Platz genommen, und all' ihr Sinnen und Trachten ging nach der schönen Prinzessin von der Perlinsel. Endlich wurde in ihnen der Entschluß reif, eine Reise in das Reich von deren Vater anzutreten und ihr Glück bei derselben zu versuchen. Dabei gelobten sie einander, daß keiner auf den zweiten, dem das Glück hold sein würde, eifersüchtig sein, sondern ihm aufrichtig das Glück gönnen wolle, damit die brüderliche Einigkeit nicht gefährdet werde. So traten sie denn eines Tages,

wie es besprochen war, vor den König, und Droo als der Aeltere, redete ihn also an: „Lieber Vater, Du wünschest gewiß, daß wir einst nach einem Ableben die Regierung antretend nach Deinem Beispiele weise und gerechte Herrscher werden. Dies ist auch unser sehnlicher Wunsch, allein woher sollen wir Erfahrung und Weltkenntniß nehmen? Bisher kennen wir die Welt und die Menschen blos vom Hörensagen: da aber zeigt man uns als königlichen Prinzen alles nur von der schönen Seite. Darum ist es unser Wunsch, zu reisen, und zwar verkleidet, damit wir die Welt in ihrer wahren Gestalt kennen lernen und die den Herrschern nothwendigen Erfahrungen sammeln. Wir haben also beschloßen, Dich um die Erlaubniß dazu zu bitten." Den König erfreute diese Rede nicht wenig, denn sie zeugte von dem klugen Sinn und dem Edelmuthe der Prinzen, und er ertheilte ihnen die gewünschte Erlaubniß.

Und sogleich traf man Anstalten zur Abreise der Prinzen, die sich, als Kaufleute verkleidet, auf den Weg zu begeben gedachten. Der alte König gab ihnen beim Abschiede viele väterliche Lehren, und die Königin segnete sie unter Thränen, und ermahnte sie, bald zurückzukehren. Beide Brüder begaben sich alsbald zu dem nächsten Hafen und bestiegen ein Kauffahrerschiff, das nach dem Ziele ihrer innigsten Sehnsucht, nach der Perleninsel segelte.

Die Fahrt war lang, aber glücklich, nach drei Monaten kam man wohlerhalten zu dem Gestade des Reiches, das der Vater der anmuthigen Milibâna regierte, und zwar ankerte man in der Nähe der Residenz selbst, die zugleich eine bedeutende Handelsstadt war.

Die Prinzen stiegen an's Land und kehrten in einem Gasthause unweit des königlichen Palastes ein. Da es bereits Abend war, begaben sie sich zur Ruhe, am zweiten Morgen aber gingen sie zusammen in die Stadt, um ihre Merkwürdigkeiten zu besehen.

Zuerst fiel ihnen der Königspalast in die Augen; aber seine ganze Herrlichkeit erregte ihr Erstaunen nicht so sehr, als das, was sie vor demselben erblickten. Es waren dort neun Köpfe auf Pfähle gesteckt, wie es schien, Köpfe junger schöner Männer. Und dies erweckte ihre Neugier so sehr, daß sie sogleich in ihren Gasthof zurückkehrten und den Wirth darüber befragten. „Da müßet Ihr ja aus weiter Ferne sein, daß Ihr nicht wißet, was dies zu bedeuten habe," antwortete dieser; „hört also. Unser König hat eine Tochter von wunderbarer Schönheit, auf die er nicht wenig stolz ist. Keiner von seinen Unterthanen, die nächste Dienerschaft ausgenommen, hat ihr Antlitz gesehen; denn der König, ihr Vater sieht es für eine Verunehrung ihrer himmlischen Anmuth an, sie den Blicken der Sterblichen auszustellen. Ja, vor Jahresfrist ging sein Uebermuth so weit, daß er von geschickten Künstlern ihr Bildniß anfertigen und es an die nahen und fernen Fürsten und Könige mit der Aufforderung versenden ließ, jeder Prinz, dem es nach dem Anblicke der Prinzessin gelüste, möge kommen, und sie ungehindert anschauen, dafür aber werde er seinen Kopf dort zurücklassen. Und in diesem Jahre kamen neun junge schöne Prinzen, um die schöne M i l i b á n a zu sehen, und jeder von ihnen wurde anstandslos in den Palast und zu der Prinzessin vorgelassen. Aber keinen von ihnen

sah man zurückkehren, doch noch am nämlichen Tage trat stets der Henker aus dem Palaste mit einem blutigen Haupte in der Hand, das er Andern zur Warnung vor dem Palaste auf einen Pfahl befestigte, bis die Anzahl der Köpfe auf neun gewachsen war."

Die Erzählung des Wirthes machte plötzlich den Prinzen jene Warnung ihres Vaters klar. Aber sie wollten und mußten die schöne M i l i b á n a sehen, und sollten sie sich auch großen Gefahren aussetzen. Doch geraden Weges hinzugehen und sich als Prinzen anmelden zu laßen, wäre so viel gewesen, als dem sichern Tode entgegen zu schreiten. Hier galt es also, eine List anzuwenden; und um desto sicherer das Ziel zu erreichen, vertrauten sie dem W[illegible]the ihren Wunsch an und brachten ihn durch viele Versprechungen auf ihre Seite, ohne sich zu erkennen zu geben. Der Wirth sann hin und her, wie dies anzustellen wäre, bis ihm endlich ein guter Gedanke kam. „Ich hab' es!" rief er freudig aus, „der Schloßkaplan ist mein Oheim und hält jeden Tag den Gottesdienst vor der königlichen Familie ab, wo sonst niemand anderer zugegen sein darf. Würde er Euch erlauben, daß Ihr Euch als Altardiener verkleidet und ihn bei dem Gottesdienste bedienet, dann könntet Ihr ohne jegliche Gefahr die Prinzessin M i l i b á n a sehen." Die Prinzen waren über diesen Vorschlag sehr erfreut und nahmen ihn dankbar an. Und sie bewogen den Wirth, daß er noch am demselben Tag zu seinem Oheim dem Schloßkaplan ging und diesen wirklich geneigt machte, in dieser Angelegenheit den Prinzen behilflich zu sein. Zur Ausführung ward der nächste Tag bestimmt.

Und wie es verabredet war, so geschah es. Am andern Tage ministrirten Oros und Milan, als Altardiener verkleidet, dem Schloßkaplan beim Gottesdienste, dem die königliche Familie beiwohnte, und sahen sich beständig nach der schönen Milibána um, wodurch sie manches in ihrem Dienste versäumten. Nach beendigtem Meßopfer ward Milan beauftragt, der königlichen Familie die Ausgangspforte zu öffnen, bei welcher Gelegenheit er besonders recht der Prinzessin in die Augen blicken konnte. Und sein Blick haftete mit Entzücken an ihrer zauberschönen Gestalt, doch auch Milibána's Auge schien mit Vergnügen an dem neuen Meßdiener zu ruhen, und er bemerkte sogar, daß sie auf seine tiefe Verbeugung ein wenig mit dem Haupte nickte. In seiner Verwirrung zog er, ohne zu wissen was er thue, einen kostbaren Ring vom Finger ab, und ließ ihn in die Hand der erschrockenen Kammerfrau gleiten, welche der Prinzessin folgte. Hierauf schloß Milan die Pforte hinter der königlichen Familie zu, und die Prinzen begaben sich, nachdem sie den Schloßkaplan reichlich beschenkt hatten, aus dem Palaste.

Als Milan seinem Bruder den Vorfall mit dem Ringe erzählte, erwachte in diesem eine dunkle Ahnung, dies könnte zur Erreichung ihres Zieles behilflich sein, und darnach faßte er einen Plan. Er ließ in der ganzen Stadt ausrufen, es seien zwei Kaufleute aus fernen Landen zu Schiffe angelangt, und hätten kostbare Schmucksachen zu verkaufen; da sie aber gesonnen seien, sich nur wenige Tage hier aufzuhalten, so könnten sie ihre Waaren nicht an's Land bringen lassen und laden somit jeden Kauflustigen zu sich auf das Schiff ein.

Inzwischen hatte die Kammerfrau der Prinzessin den Ring gezeigt, und ihr auch anvertraut, von wem sie denselben erhalten habe. Der Prinzessin gefiel der Ring sehr. Da kam in den Palast die Kunde von der Bekanntmachung der fremden Kaufleute. War es nun, daß Milibăna den geheimen Zusammenhang alles dessen ahnte, und also blos dem Triebe ihres Herzens folgte, war es, daß sie wirklich ein großes Verlangen hegte, ein ähnliches Kleinod zu besitzen, wie ihre Kammerfrau, kurz, sie trat sogleich vor ihren Vater hin und bat ihn inständig, er möge ihr erlauben, auf das Schiff der fremden Kaufleute zu gehen, und sich einiges aus ihren Waaren zu wählen. Der König genehmigte die Bitte der Tochter, und meinte nur, sie solle sich nicht zu erkennen geben, um nicht Aller Augen auf sich zu ziehen.

Und so begab sich die Prinzessin mit der Kammerfrau, beide dichtverschleiert, auf den Weg zum Hafen, wo sie nach dem Schiffe der fremden Kaufleute fragten. Als sie dieses betraten, wurde sie von Milan ehrfurchtsvoll empfangen, der sie sogleich in die Cajüte führte. Er erkannte die Milibana nach Wuchs und Gestalt und gab sogleich dem Schiffsmeister das verabredete Zeichen. Augenblicklich wurden die Anker gelichtet, die Segel aufgezogen und das Schiff fuhr mit der schönen Beute in's Meer hinaus. Aber in der Cajüte warfen sich zu gleicher Zeit beide Prinzen zu Milibăna's Füßen, offenbarten ihr, wer sie seien, wie sie in des Vaters Schatzkammer ihr Bildniß gesehen, und sogleich in heißer Liebe zu ihr entflammt seien; wie sie nur ihretwegen eine so weite Reise angetreten hätten; wie des Wirthes

Erzählung von der Grausamkeit ihres Vaters, der so streng sie bewache, sie zu gerechtem Groll angeeifert habe; wie sie als Altardiener verkleidet in der Schloßkapelle sie gesehen und sogleich einen Plan zu ihrer Befreiung aus einer solchen Haft ersonnen hätten, der ihnen nun so glücklich gelungen sei. Hernach baten sie um Vergebung für ihre Kühnheit und beschworen die Prinzessin, sie möge, da beide in unaussprechlicher Liebe zu ihr flammen, zwischen beiden wählen und wenigstens einen von ihnen glücklich machen. Anfangs war die Prinzessin über ihre Rede ungehalten, bald aber war ihr weiches Herz vom Mitgefühl für die armen verliebten Prinzen erfaßt, und sie entschleierte ihr zauberhaft schönes Antlitz, und reichte zum Zeichen der Vergebung die Hand dem Milan, der sie mit flammenden Küßen bedeckte. Von diesem Augenblicke an wußte Oros, daß nicht er, sondern sein Bruder der Auserwählte sei, aber eingedenk seiner Gelobung hielt er sein Leid über die unerfüllte süßeste Hoffnung geheim, freute sich aufrichtig über das Glück seines Bruders, und nahm sich vor, den Liebenden zur Erreichung ihres Zieles nach Kräften behilflich zu sein.

Mittlerweile versetzte das Verschwinden der Prinzessin den ganzen Königspalast in Aufruhr. Der alte König geberdete sich wie wahnsinnig und brachte die ganze Stadt in Schrecken. Die schnellsten Segler wurden dem fremden Schiff nachgeschickt, und der König verschwor sich hoch und theuer, er wolle die Entführer, falls er ihrer habhaft werden sollte, mit den ausgesuchtesten Martern strafen. Allein diese hatten einen schon

zu großen Vorsprung, ihr Schiff segelte aber so rasch, wie die nachgeschickten Schiffe, so daß deren Anstrengungen völlig vergeblich waren, und unverrichteter Sache kehrte eins nach dem andern in den Hafen zurück. Da ward der alte König fürchterlich in seinem Zorne, ließ die Schiffbefehlshaber hinrichten, und Jeder, der ihm unter die Augen kam, war ein Kind des Todes. Da erinnerte sich der König einmal von einer Zauberin gehört zu haben, die unfern der Residenzstadt in einer Felsenhöhle hausen sollte. Diese ließ er sogleich holen und versprach ihr eine überaus große Belohnung, falls sie ihm die Tochter und deren Entführer zur Stelle schaffen würde. Die Zauberin versprach alle ihre Künste anzuwenden, und traf ohne Zeitverlust ihre Vorbereitungen.

Unterdessen wurde auf dem Schiffe Milan und Milibana immer zärtlicher zu einander, bis endlich die Prinzessin in eben so inniger Liebe zu ihm erglühte, wie jene war, die er schon lange zu ihr hegte. Beide sahen sich schon gegenseitig als Verlobte an und gleich nach ihrer glücklichen Ankunft im Reiche Darokle's sollte sie ungesäumt das ewige Band verbinden.

Eines Tages ankerten sie bei einer Insel, um frisches Wasser zu holen, und bei dieser Gelegenheit begaben sich die Prinzen mit Milibána an's Land, um nach langer Zeit wieder einen Lustgang zu machen. Da vernahmen sie plötzlich über sich ein Flattern, und emporblickend gewahrten sie drei weiße Tauben über ihren Häuptern. Allein wie staunten sie, als eine davon mit menschlicher Stimme zu ihren Genossinnen also zu

sprechen begann: „Schade um diese jungen Prinzen, daß sie so frühzeitig und dazu noch eines so schrecklichen Todes sterben müssen!" Ueber diese Worte erschracken sehr beide Brüder und auch Milibána; allein Oroš als der besonnenere, faßte sich gleich wieder, und zu der sprechenden Taube sich wendend, sagte er: „Sage mir, mein liebes Täubchen, was für eine Gefahr ist denn das, die unserm Leben droht?"

Und die Taube erwiederte: „Der Vater der Prinzessin Milibána hat Euch eine mächtige Zauberin nachgeschickt, daß sie Euch zurückführe, und schon folgt sie Euch fast auf der Ferse nach."

Und nun fragte Milan: „Und ist keine Rettung aus dieser Gefahr möglich?"

„Sie ist möglich," sagte die Taube, „und gern will ich Euch das Rettungsmittel angeben. Laßet das ganze Schiff inwendig gut auspichen, daß nicht Ein Lüftchen in seine verschloßenen Räume dringen könnte; denn morgen erscheint die Zauberin in der Gestalt eines Sturmes, und wenn auch das kleinste Lüftchen in Euer oder der Prinzessin Gemach gelangen möchte, dann würde sie Macht über Euch gewinnen und Ihr Alle wäret verloren."

Die Prinzen sagten der guten Taube ihren Dank und handelten nach ihrem Rathe. Und in der That erhob sich am andern Tage ein solcher Sturm, daß keiner von den Schiffern sich eines ähnlichen erinnerte: der Wind heulte, das Meer bäumte sich und schleuderte das Schiff wie einen Spielball von Welle zu Welle. Allein das Schiff war gut ausgepicht und nicht das kleinste Lüftchen konnte in seine verschloßenen Räume eindringen.

Wohl beherrschte der Schrecken die Schiffer, welche den sichern Tod vor sich sahen, allein nachdem der Sturm beinahe eine Stunde ohne Erfolg gewüthet hatte, da hörte man in der Luft einen langen durchdringenden Pfiff, worauf es mit dem Windgebrause wie abgeschnitten war. Die Gefahr war überstanden und Alle athmeten freier auf.

Abermals segelten sie einige Tage hindurch, und an einem heitern Vormittag saßen die Prinzen am Verdecke im Sonnenschein. Da hörten sie wieder über sich das Flattern, und siehe, das waren die bekannten drei Tauben. Und abermals sprach eine von ihnen: „Schade um Euer junges Leben, da Ihr so elend umkommen sollet."

„Droht uns denn neue Gefahr?" fragte Oros.

„Freilich," sagte die Taube. „Wenn Ihr morgen bei der grünen Insel haltet, um frischen Wasservorrath zu holen, und den Strand betretet, da kommt Euch entgegen ein reichgezäumter und gesattelter Rappe. Aber hütet Euch, ihn zu besteigen, denn der ist nichts anderes, als ein Trugbild der bösen Zauberin, die Euch verfolgt. Lieber ziehe Einer von Euch das Schwert und haue ihm ungesäumt den Kopf ab." Die Prinzen dankten für den Rath und versprachen, darnach handeln zu wollen. Und als sie am nächsten Tage bei der grünen Insel anhielten und an's Festland traten, um einen Spaziergang zu machen, da geschah, was die Taube vorhergesagt hatte. Ein schöner mit königlicher Pracht gesattelter Rappe schritt ihnen stolz entgegen und wieherte fröhlich, als wollte er sie zu einem Ritte einladen. Er that nicht im mindesten scheu, und kam so nahe, daß ihn die Prinzen beim Zaume faßen konnten; aber in

demselben Augenblicke zog Orož das Schwert und hieb ihm mit einem Schlage den Kopf ab. Da erscholl in der Luft eine schreckliche Verwünschung, und der geköpfte Rappe schwand spurlos dahin. So war auch die zweite Gefahr überstanden, und heitern Sinnes segelten die Prinzen der nicht mehr fernen Heimath zu.

Bald begrüßten sie jubelnd die vaterländischen Ufer, und nach einigen Tagen lagen sie in den Armen der hocherfreuten Eltern. Milan stellte die anmuthige Milibäna als seine Braut vor, und bei dieser Gelegenheit bekannten die Prinzen, wie sich dazumal Beide, ungehorsam der väterlichen Warnung, in das Bildniß der Prinzessin von der Perleninsel verliebt, und ihre Reise in der Absicht unternommen hätten, um sie zu gewinnen, was ihnen auch glückte. Gern verzieh Daroklej den Prinzen ihre List, und gleich ward ein Tag festgesetzt, der die Liebenden für immer vereinen sollte.

Als dieser erschienen war, wurde die Hochzeit des Prinzen Milan und der Prinzessin Milibäna mit noch nie gesehener Pracht gefeiert. Da gab es mannigfache Unterhaltungen, Spiele und Schauscenen, die Krone von Allem war jedoch das hochzeitliche Festmal, zu dem eine Menge von Gästen geladen ward. Es dauerte spät in die Nacht, man trank auf das Wohl des erlauchten jungen Mannes und der ganzen Königsfamilie, und der ganze Palast widerhallte von dem Geklirre der Pokale. Während nun die Gäste der lauten Fröhlichkeit huldigten, eilte Orož in die frische Luft hinaus, um das weinerhitzte Haupt abzukühlen. Er

ging im Schloßgarten auf und ab, und als er eben durch eine Lindenallee schritt, da hörte er über seinem Haupte das bekannte Flattern, und als er aufblickte, gewahrte er wieder seine beschützenden Tauben. „Ei," sagte Oroš, „Ihr seid sicher gekommen, um auch die Hochzeit meines Bruders und der schönen Milibána zu sehen?"

„Keineswegs," äußerte eine von ihnen, „deßhalb sind wir nicht gekommen, wir wollen Euch vielmehr zum letzten Male vor einer großen Gefahr warnen. Verfüge Dich sogleich in das Brautgemach. Schon ist die Zauberin, Eure Feindin, dort eingedrungen, und wartet unsichtbar auf die Ankunft der jungen Gatten, um sich ihrer sogleich zu bemächtigen. Ihre Anwesenheit wird sich Dir durch einen leisen Pfiff verrathen, Du aber ziehe ungesäumt das Schwert und fechte damit in der Luft nach allen Seiten hin, bis Du sichere Anzeichen hast, daß die Zauberin überwunden sei. Nach vollbrachter Arbeit stelle Dich wieder auf diesem Platze ein, wo auch wir Dich um einen Dienst ersuchen werden." Nach diesen Worten verschwanden die Tauben, und Oroš eilte, um nach ihren Rathe zu handeln.

Ohne Zögern begab er sich in das Brautgemach, das auf das Prächtigste ausgeschmückt war. Kaum war er eingetreten, zog ein dünner Pfiff durch die Luft von einem Ende zum andern. Allein schon hielt Oroš in der Hand das blanke Schwert, und hieb damit tapfer in die Luft nach allen Seiten, bis sich ein schmerzliches Stöhnen und der Fall eines schweren Körpers vernehmen ließ. Da flog die Thür auf und wonnebeseelt

trat das junge Ehepaar ein, dem die Dienerschaft mit brennenden Kerzen folgte. Welch ein Anblick bot sich den Augen der Erschrockenen dar! In der Mitte des Gemaches lag eine häßliche Alte in ihrem Blute und krümmte sich in Todesschmerzen. Das war die Zauberin, welcher Oroš eine tödliche Wunde beigebracht hatte. Als dieser den jungen Gatten die Sache aufgeklärt hatte, konnte weder Milan noch die schöne Milbána Worte finden, um ihrem Befreier zu danken. Dieser aber eilte, die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen.

Als er in den Garten auf die verabredete Stelle kam, fand er dort bereits die drei Tauben, von denen eine ihn also anredete: „Nun wo wir Dir dreimal einen so wichtigen Dienst erwiesen haben, können wir auch von Dir einen verlangen, und dieser betrifft unsere Erlösung. Du mußtest schon selbst bemerkt haben, daß wir keine gewöhnlichen Tauben seien, sondern blos durch einen Zauberspruch Taubengestalt besitzen: willst Du uns also unsere wahre und angeborene Gestalt zurückgeben, so thue, wie ich Dir sage. Eine halbe Stunde vom Königspalaste gegen Sonnenuntergang befindet sich ein Hügel, dort suche einen viereckigen Stein, der einen unterirdischen Gang verdeckt, und wälze ihn seitwärts. In dem Gange findest Du auf der Erde drei Laternen, diese lösche aus und wir sind erlöst.“ Nach diesen Worten verschwanden die Tauben.

Am andern Tage, zeitlich früh, begab sich Oroš auf den Weg zu dem bezeichneten Hügel. Er fand ihn leicht auf, so auch den viereckigen Stein, den er aushob. Vor ihm erschloß sich ein unterirdischer Gang, beherzt

trat Oroš hinein und sah schon aus der Ferne die drei Lichter flimmern. Bei den Laternen angelangt löschte er eine nach der andern aus. Als hernach die Morgensonne ihre Strahlen in den Gang sandte, sah er sich nicht allein. Drei Frauengestalten umstanden ihn, eine ältere und zwei jüngere, überaus anmuthige, die ihn mit den Worten begrüßten: „Sohn! Bruder!“ Oroš wußte vor Erstaunen nicht, was mit ihm vorgehe, allein da begann die ältere Frau zu ihm zu sprechen: „Dies alles scheint Dir wunderbar zu sein, vernimm aber die Aufklärung. Wisse, daß ich eine mächtige Fee bin, allein die Verbindung mit einem Sterblichen beraubte mich für einige Zeit des größten Theiles meiner Macht, so daß ich später meiner Todfeindin unterliegen mußte, eben jener Zauberin, die Du gestern umgebracht hast, und diese kühlte ihre Racheglut an mir. Nur mit Mühe war es mir noch geglückt, Dich, den kaum geborenen ihrer Gewalt zu entreißen, indem ich Dich an einer geheimen Stelle verbarg und davon die Königin, Deine vermeintliche Mutter, im Traume verständigte. Ich und Deine Schwestern fielen der Macht unserer Feindin anheim, deren Fluch uns in jene Gestalten verwandelte, worin Du uns zum ersten Male gesehen. Dies hinderte mich aber nicht, über Dir zu wachen, da ich wohl wußte, Du werdest einmal unser Befreier sein. Da dies nun geschehen und meine ehemalige Macht mir zurückgegeben ist, übergebe ich Deine Schwestern Deinem Schutze, und selbst kehre ich in meine überirdische Heimath zurück.“ Nach diesen Worten umarmte sie liebreich ihre Kinder, und ehe diese

sich von ihrem Staunen erholten, war sie schon verschwunden.

Lange stand Oroš, wie betäubt von diesen wunderbaren Dingen, die er vernommen. Endlich raffte er sich doch auf, und blickte mit herzlicher Freude auf seine Schwestern, die sich liebreich an ihn schmiegten. Geraden Weges führte er sie zu seinen vermeintlichen Eltern, denen er Alles, was vorgefallen war, erzählte. Der König und die Königin bestättigten, was sie von seiner geheimnißvoller Abstammung wußten, und freudig hießen sie seine Schwestern willkommen, die sie hernach wie eigene Kinder behandelten. Auch Milan und seine anmuthige Milibána freuten sich aufrichtig des Zuwachses so lieblicher Schwesterchen, und obzwar jener bedauerte, daß Oroš nicht sein echter, leiblicher Bruder sei, so beeinträchtigte dies seine brüderlichen Gefühle doch nicht im Geringsten und wie bisher, so lebten sie auch später in schönster Eintracht, und übernahmen nach des alten Königs Daroklej Tode gemeinschaftlich die Regierung. Oroš fand bald in der Tochter eines benachbarten Fürsten eine liebevolle Lebensgefährtin, während seine Schwestern reiche und mächtige Fürsten zu Ehegemalen bekamen.

Oheim Zauberer.

Nach M. Mikšiček.

Es war eine Wittwe, die hatte ein kleines Söhnchen, und mit diesem lebte sie recht kümmerlich. Es war in einer großen Stadt.

Einmal begegnete den Knaben auf der Gasse ein fremder Mensch, nahm ihn bei der Hand, fragte ihn aus, wie es ihm gehe, was das Mütterchen mache, und sagte dann: „Ich bin Dein Oheim." Darauf sprach der Knabe: „Ich habe keinen Oheim!" Aber der fremde Mann versicherte, er sei ganz gewiß dessen Oheim, der Knabe solle es nur glauben und ihn zu seiner Mutter führen.

Der Knabe kam mit ihm zur Mutter und sagte: „Sehet her, da bringe ich Euch den Oheim, kennt Ihr ihn?" Allein die Mutter kannte ihn nicht und sagte zu dem Fremden, er müsse im Irrthume sein, sie habe ja keinen Bruder gehabt. Darauf sprach der fremde Mann zu ihr: „Du warst noch klein und kanntest mich nicht, als ich in die Welt zog; aber glaube mir, ich bin in der That Dein Bruder." Dann zog er Geld

hervor und gab es ihr, daß sie dafür ein gutes Mittagmal koche. „Ich gehe indessen," sagte er, „mit dem Kleinen ein wenig spazieren." Sie gingen; in der Stadt kaufte der Oheim dem Knaben eine ganz neue Kleidung, Stiefel und noch manches andere. Mittags kamen sie nach Hause, und die Mutter wunderte sich, als sie sah, daß das Söhnlein vom Kopfe bis zu Füßen ganz neu bekleidet sei. Sie zweifelte nicht mehr, daß es der Oheim sei.

Nach dem Mittagessen meinte der Oheim, er müsse weiter gehen. Der Wittwe gab er Geld und bat sie beim Abschiede, sie möge dem Knaben erlauben, ihn ein Stückchen begleiten zu dürfen. Die Mutter erlaubte es und Jener ging mit dem Knaben fort, und kam mit ihm ein hübsches Stück Weges vor die Stadt. Der Knabe wollte nach Hause gehen. „Komm noch ein Stückchen mit mir," sagte der Oheim. Und sie gingen wieder ein hübsches Stück Weges. Dann aber meinte der Knabe, daß ihm die Füße wehe thun, er wolle schon umkehren. „Komm nur noch ein Stückchen," sprach wieder der Oheim, allein bald klagte der Knabe wieder, daß es schon zu dunkeln beginne, er wolle zum Mütterchen zurückgehen. Der Oheim steckte ihm einen Ring an den Finger, und sagte, er solle dafür noch ein Weilchen mitgehen.

Sie kamen zu einem Steine, der Oheim zog ein Reis hervor und schlug damit auf den Stein. Da kam eine Treppe, die unter die Erde führte, zum Vorschein. Und der Oheim sprach: „Gehe diese Treppe hinab und Du kommst in einen dunklen Gang, aber fürchte Dich

nicht und gehe nur vorwärts; bald erblickst Du eine Thür und gelangst in einen schönen Garten. Dort wirst Du auf den Bäumen die allerschönsten Aepfel wahrnehmen; pflücke sie jedoch nicht. Im Hintergrunde hängt eine Lampe. Diese lösche aus, nimm sie und bringe sie mir her. Wenn Du die Lampe hast, dann kannst Du Dir am Rückwege so viele Aepfel pflücken, als es Dir beliebt."

Der Knabe stieg die dunkle Treppe hinab, und sah ein Licht durch die Gartenthür schimmern. Er trat ein und die prächtigsten Aepfel lächelten ihn von den Bäumen an; sein Herz zitterte fast vor Sehnsucht darnach. Er erinnerte sich aber, daß er sie erst am Rückwege pflücken dürfe, und ging um die Lampe, die im Hintergrunde des Gartens hing. Er löschte sie aus, nahm sie aus dem Hacken, und daß sie ihm ja nicht hinderlich sei, so band er sich dieselbe auf den Rücken, worauf er sich in das Aepfelpflücken einließ, und pflückte so viele Aepfel ab, als er nur einstecken konnte.

Als der Oheim ihn über die dunkle Treppe zurückkehren hörte, rief er ihm zu: „Gib die Lampe her." Allein das Knäblein rief voll Freude: „Oheim, hab' ich da eine Menge von Aepfeln!" — „Die Lampe gib her!" rief der Oheim wieder. „Wartet Oheim, bis ich hinaufklettere," sagte der Knabe. Allein da erzürnte der ungeduldige Oheim, schlug mit dem Reise auf den Stein, die Treppe schloß sich zu, und das Knäblein blieb unter der Erde.

Und das arme Knäblein saß auf der Treppe, saß dort lange und konnte nicht hinaus, konnte nicht zu

seinem Mütterlein zurück; und es weinte vor Leid. Dann rieb es sich die Augen mit den Händchen und trocknete die thränenfeuchten Händchen an den Kleidern. Dabei geschah es, daß sich auch das vom Onkel vorher geschenkte Ringlein an den Kleidern rieb. In diesem Augenblicke stand ein Mann da und fragte: „Was besiehlt der Herr, was will der Herr?“ Der Knabe erschrack und antwortete, er befehle nichts, möchte aber gerne aus diesem unterirdischen Dunkel gelangen. Kaum hatte er dies ausgesprochen, sah er sich gleich auf der Oberwelt, aber den Oheim sah er nicht mehr.

So machte er sich allein auf den Weg, forschte nach seiner Vaterstadt, allein Niemand konnte ihm eine Auskunft geben. Er reiste weiter, fragte abermals und abermals, bis er endlich doch erfragte, was er wollte. Auf der Reise verkaufte er viele von den schönen Aepfeln, denn die Leute, die sie erblickten, boten ihm viel Geld dafür an, und er brauchte Geld. Einige behielt er doch und brachte sie nach Hause. Die Mutter kannte ihn nicht mehr, denn es war schon lange her, wo er ihr mit dem Oheim verloren ging. Er fragte sie aus, ob sie keinen Sohn gehabt habe, und diese erzählte, was sich mit ihm begeben habe. Da fragte er sie: „Und Ihr kennet mich nicht mehr, Mütterchen? Ich bin ja Euer Sohn!“ Er erzählte ihr, was Alles ihm seit jener Zeit begegnet sei, erzählte auch von der Lampe, und während des Erzählens nahm er die Lampe, um Oehl hineinzugeben, und begann sie zu reinigen. Und siehe! da steht ein Mann vor ihm und frägt: „Was besiehlt der Herr, was will der Herr?“ — „Hunger hab ich

und will essen," antwortete der Sohn. Der Mann verschwand, und nach einer kleinen Weile stand in der Stube ein gedeckter Tisch, reich besetzt mit schmackhaften Gerichten. „Es wird uns gut gehen," dachte der Sohn.

Gleich am andern Tage sprach er zur Mutter also: „Diese Aepfel, die mir von der Reise noch übrig geblieben sind, traget in den königlichen Palast, gebet sie der Prinzessin und saget ihr, ich laße mich ihr empfehlen, ob sie mich nicht zum Gemale nehmen will?" Die Mutter lachte ihn aus und wollte ihm seinen Entschluß ausreden; er aber hörte nicht darauf, sagte, sie solle nur gehen, die Aepfel abliefern, und der Prinzessin ausrichten, was er ihr sagen lasse.

Die Mutter kam in den Palast, lieferte die Aepfel ab und richtete ihre Botschaft aus. Die Aepfel gefielen einem Jeden sehr, aber was die Brautwerbung betraf, da meinte der König Vater: „Wenn Euer Sohn binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen großen Palast meinem Palaste gegenüber aufbaut, und wenn in jedem Fenster sechs solche Aepfel hängen, dann bekommt er meine Tochter."

Die Mutter kam nach Hause und richtete dem Sohne aus, was der König gesagt hatte. Der Sohn nahm die Lampe und begann sie zu reiben. Der Mann stand vor ihm und fragte: „Was befiehlt der Herr, was will der Herr?" Jener antwortete: „Binnen zweimal vierundzwanzig Stunden erbaust Du dem königlichen Schloß gegenüber einen großen Palast, und hängst in jedem Fenster sechs goldene Aepfel auf."

Als der König früh aufstand, sah er einen Schwarm

von Maurern und Zimmerleuten, die bereits ein hübsches Stück aufgebaut hatten. „Er will vielleicht doch fertig werden," meinte der König, und wartete begierig, wie die Sache ausfallen werde.

Als der König am zweiten Tage aufstand, sah er bereits den Palast gänzlich vollendet, und in jedem Fenster sechs goldene Aepfel. Gleich ward die Hochzeit gefeiert, und nach der Hochzeit siedelten die jungen Ehegatten in den neuen Palast über.

Einstmal ritt der neue Prinz auf die Jagd aus, nur die Prinzessin blieb zu Hause. Da kam ein Greis in das Schloß und rief aus, wer alte Lampen habe, solle sie herbeibringen, er wolle sie gegen neue umtauschen. Die Prinzessin erinnerte sich, daß ihr Gemal auch eine alte Lampe besitze; deßhalb glaubte sie ihm eine Freude zu machen, wenn sie ihm an die Stelle der alten eiee neue hinstellen würde. Und sie gab dem Greise die alte Lampe für eine neue hin. Der Gemal kehrte von der Jagd zurück, und sie zeigte ihm gleich, welch eine schöne Lampe sie gegen seine alte ausgetauscht habe. „Da hast Du übel gethan," sagte der Gemal und ward trübselig.

Abends legten sie sich auf die weichen Lager; als jedoch Morgens der Gatte erwachte und aufstehen wollte, sah er daß er auf purem Rasen liege. Das Schloß war verschwunden, und auch die Gattin war nirgends zu finden. Er erhob sich und ging in das Schloß des Königs. Der alte König ward gar böse, als er sah, daß der Palast sammt der Tochter verschwunden sei, und sagte: „Wenn Du den Palast nicht zurückbekommst

und meine Tochter nicht auffindest, so wirst Du um Kopflänge kürzer." Und Jener ging betrübt fort, um das Verlorene zu suchen.

Im Dahinschreiten erinnerte er sich, daß er noch den Ring vom Oheim habe; da begann er ihn zu reiben, und augenblicklich stand der Mann da und fragte: „Was befiehlt der Herr, was will der Herr?" Jener entgegnete: „Stelle mir das Schloß wieder hieher, wie es gestanden, und gib mir meine Gattin zurück." Der Mann antwortete: „So viel steht nicht in meiner Macht, aber ich gebe Dir einen Rath. Höre! Der Greis, der die Lampe umgetauscht hatte, war niemand anderer, als derselbe Zauberer, der sich für Deinen Oheim ausgab. Mittelst dieser Lampe zauberte er den Palast weit weg. Gehe diesen Weg, halte Dich immer links und Du findest ihn. Ziehe Bettlerkleider an, gehe aber nicht in den Palast hinein, sondern bleibe draußen und ersuche die Diener, sie mögen Dir bei ihrer Herrin ausbitten, daß sie Dir aus ihrem Trinkpokale den Rest des Weines zukommen ließe. Wenn sie Dir den Wein schickt, so trinke ihn aus und in den Pokal werfe den Ring, den Du am Vermählungstage von ihr erhalten hast. Sie wird ihn erkennen und zu Dir hinauskommen. Habe zugleich ein Schlafpulver bei Dir, und gib ihr dieses, daß sie damit den Oheim Zauberer einschläfere. Wenn dieser eingeschlafen ist, dann trachte der Lampe habhaft zu werden; er läßt sie nicht wie Du vernachläßigt im Winkel stehen, sondern hat sie in einem Schrank wohl verwahrt. Dann reibe daran, und ein Geist, mächtiger als ich, erscheint und thut nach Deinem Willen."

Alles ging in Erfüllung: der Gatte fand den Palast, die Gattin erkannte den Ring, gab dem Oheim Zauberer ein Schlafmittel, dann suchten sie die Lampe auf, rieben sie und ließen den Palast auf seine frühere Stelle zurücktragen. Der alte König freute sich über die glückliche Auffindung, und dann ward ein großes Freudenfest gefeiert. Von dieser Zeit an lebten sie wieder lange Zeit sehr glücklich zusammen.

Einmal befand sich der neue Prinz abermals auf der Jagd. Da kam in den Palast ein Weib, das sich für eine heilige Frau ausgab. Sie rief aus, es solle kommen, wer an Kopfschmerzen leide, sie wolle ihm den Segen ertheilen, und die Kopfschmerzen würden für immer verschwinden. Das machte im Palaste ein großes Aufsehen, Alles drängte sich zu der heiligen Frau hin und neigte sich vor ihr. Die Kunde davon gelangte auch zu der Prinzessin, und diese befahl sogleich, man möge die heilige Frau zu ihr führen. Sie dachte, es werde ihrem Gemal, der ebenfalls oft an Kopfschmerzen litt, nach seiner Rückkehr von der Jagd angenehm sein, eine Heilung von dem Kopfschmerze zu erfahren. Die heilige Frau kam, und die Prinzessin führte sie, ehe der Gatte ankäme, im ganzen Schlosse herum, zeigte ihr alle Gemächer und Kostbarkeiten. Alles gefiel der heiligen Frau, nur im großen Saale, sagte sie, fehle noch ein Lichtträger.

Indessen war der Gemal von der Jagd zurückgekehrt; die Gemalin lief ihm gleich entgegen, sagte ihm, eine heilige Frau warte auf ihn, und diese könne durch Zaubersprüche den Kopfschmerz vertreiben. Er eilte so-

gleich zu der heiligen Frau, hieß sie ehrfurchtsvoll willkommen und führte sie im Palaste herum. Die heilige Frau pries all die schöne Ausstattung an, aber, meinte sie, im großen Saale fehle noch ein Lichtträger. „Der kann dort gleich sein,“ sagte der Herr und begab sich in das Gemach, wo er die Lampe aufbewahrt hatte. Er nahm die Lampe und rieb sie; sogleich stand der Mann vor ihm und fragte: „Was befiehlt der Herr, was will der Herr?“ Der Herr antwortete: „Im großen Saale hänge einen Lichtträger auf.“ Aber der Geist in Mannesgestalt begann Funken zu speien und zu jammern: „Wie, meinen eigenen Gebieter soll ich dort aufhängen? O verlange das nicht von mir, aber vernimm einen guten Rath. Diese heilige Frau ist niemand anderer, als derselbe Oheim Zauberer, der Dich schon einmal um die Lampe betrogen hat. Er hat unter der Kleidung ein Schwert versteckt, und haut Dir den Kopf ab, wenn Du Dir den Segen ertheilen lassest. Geh', ziehe eine Rittertracht an, gürte Dir ein Schwert um und kniee vor dieser heiligen Frau nieder, als wolltest Du Dir den Segen ertheilen lassen. Gib aber Acht, wenn sie die eine Hand zum Segnen ausstreckt, wird sie mit der andern nach dem Schwerte langen. Wie Du das siehst, springe rasch auf und haue ihr mit Deinem Schwerte den Kopf ab.“

Er befolgte genau diesen Rath. Als er sah, daß die heilige Frau mit der einen Hand nach dem Schwerte lange, sprang er auf und hieb ihr mit seinem Schwerte den Kopf ab. Als dies die Gattin sah, fiel sie in eine Ohnmacht und wehklagte, daß er die heilige Frau ge-

tödtet habe. Aber bald kam es an's Licht, daß dies keine heilige Frau, sondern der Oheim Zauberer gewesen sei, der sie mit seiner Rache verfolgt hatte. Von dieser Zeit an hatten sie jedoch Ruhe und verlebten noch viele Jahre in heiliger Zufriedenheit in dem Zauberschlosse.

Töpfchen, koch'!

Nach K. J. Erben.

Irgendwo in einem Dorfe lebte eine arme Wittwe und besaß eine einzige Tochter. Sie wohnten in einer alten Chaluppe mit einem durchlöcherten Strohdache und hatten am Boden einige Hennen. Die Alte pflegte zur Winterszeit in den Wald zu gehen, um daselbst dürres Reisig zu sammeln, im Sommer suchte sie Erdbeeren und im Herbste ging sie in die Felder, um Aehren zu lesen; die Junge aber trug gewöhnlich nach der Stadt die Eier zum Verkaufe, die ihnen die Hennen gelegt hatten. Also pflegten sie sich zu ernähren.

Einmal im Sommer wurde die Alte ein wenig unwohl, und die Junge mußte selbst in den Wald Erdbeeren suchen gehen, um etwas zu essen zu haben; gewöhnlich kochten sie einen Brei daraus. Sie nahm einen Topf, ein Stück Schwarzbrod und ging. Als sie bereits den Topf voll Erdbeeren hatte, kam sie im Walde zu einem Brünnlein; bei diesem Brünnlein ließ sie sich

nieder, nahm aus der Schürze das Brod und begann ihr Mittagmal zu halten. Es war gerade die Mittagszeit.

Auf einmal kam da irgend ein altes Weib zum Vorschein, das wie eine Bettlerin aussah und ein Töpfchen in der Hand hielt. „Ach Du mein Goldjungferchen!“ hob diese Bettlerin an, „bin ich doch gar hungrig! Seit dem gestrigen Morgen habe ich nicht einmal einen Bissen Brod im Munde gehabt. Wolltest Du mir nicht ein Stückchen dieses Brodes geben?“

„Ei warum denn nicht,“ gab das Mädchen zur Antwort, „meinetwegen das Ganze, wenn Ihr wollt; ich werde schon nach Hause kommen können. Wird es Euch aber nicht zu hart sein?“ Und sie gab derselben ihr ganzes Mittagsessen.

„Vergelt' es Dir Gott, mein Goldjungferlein, vergelt' es Dir Gott! Allein weil Du Mägdelein so brav bist, so muß auch ich Dir etwas geben. Ich gebe Dir dieses Töpfchen da, wenn Du es zu Hause auf den Tisch stellst und dabei sagst: ‚Töpfchen koch'!‘ so wird es Dir so viel Brei kochen, als Du nur verlangst. Und wenn Du glauben wirst, daß Du schon des Breies genug hast, dann sage: ‚Töpfchen genug!‘ und es hört sogleich zu kochen auf. Vergiß nur nicht, was Du zu sagen hast.“ Nun reichte sie ihr das Töpfchen und verschwand dann plötzlich wieder, das Mädchen wußte gar nicht wohin.

Als es nach Hause kam, erzählte es der Mutter, was ihm im Walde begegnet sei, stellte sogleich das Töpfchen auf den Tisch und sprach: „Töpfchen, koch!“

Es wollte nämlich erfahren, ob die Bettlerin nicht gelogen habe. Aber augenblicklich begann am Boden des Töpfchens der Brei zu kochen, und immer und immer nahm er zu, und ehe man noch hätte zehn zählen können, war bereits das Töpfchen voll. „Töpfchen genug!“ und das Töpfchen hörte auf zu kochen.

Sogleich setzten sich Beide hin und aßen mit Appetit; der Brei war wie Mandeln. Nachdem sie sich satt gegessen hatten, nahm die Junge in's Körbchen einige Eier und trug sie in die Stadt. Aber sie mußte dort mit ihnen lange zu Markte sitzen, man bot ihr wenig dafür, und sie verkaufte sie erst, als es wirklich schon Abend werden wollte.

Die Alte konnte sie zu Hause gar nicht erwarten, sie hätte schon gern gegessen und hatte abermals Appetit auf den Brei. Deßhalb nahm sie das Töpfchen, stellte es auf den Tisch und sprach selber: „Töpfchen, koch'!“ Da begann in dem Töpfchen sogleich der Brei zu kochen, und ehe sich die Alte umwandte, war schon das Töpfchen voll.

„Ich muß mir auch ein Schüßelchen und einen Löffel holen,“ sprach die Alte zu sich selbst, und begab sich in die Kammer. Aber als sie zurückkam, blieb sie vor Schrecken wie betäubt: der Brei wälzte sich aus dem Töpfchen auf den Tisch, vom Tische auf die Bank, von der Bank auf den Fußboden. Die Alte vergaß, was sie sagen solle, um das Töpfchen im Kochen innehalten zu lassen. Sie sprang herzu und bedeckte das Töpfchen mit der Schüßel; so, dachte sie, würde der Brei still stehen. Allein die Schüßel fiel zu Boden und

zerbrach, und der Brei wälzte sich unaufhaltsam herunter wie ein Wildbach. Schon gab es in der Stube eine solche Menge davon, daß die Alte in die Vorkammer flüchten mußte; hier rang sie die Hände und wehklagte: „Ach die unglückselige Dirne! Was hat sie da gebracht: ich habe es mir sogleich gedacht, daß es nichts gutes sein werde!"

Nach einer kleinen Weile floß bereits der Brei aus der Stube über die Thürschwelle in die Vorkammer; jeden Augenblick nahm er an der Menge zu. Die Alte wußte nicht mehr, wo aus und ein, und kletterte in dieser Angst auf den Dachboden und jammerte ununterbrochen darüber, was die unglückselige Dirne da gebracht habe. Unterdessen nahm der Brei immer mehr und mehr zu, und es dauerte nicht lange, so wälzte er sich schon wie eine Wolke zu Thür und Fenster hinaus auf den Dorfplatz, auf die Straße, und wer weiß, welch ein Ende dies genommen hätte, wenn nicht glücklicherweise noch zur rechten Zeit die Junge aus der Stadt zurückgekehrt wäre und ausgerufen hätte: „Töpfchen, genug!"

Aber am Dorfplatze gab es bereits einen solchen Breihügel, daß die Bauern, als sie Abends von der Robot nach Hause fuhren, schon auf keine Weise hindurchzufahren vermochten, und so mußten sie sich, um auf die andere Seite zu kommen, durch den Brei hindurchbeißen.

Sonnenkönig, Mondkönig, Windkönig.

Nach Božena Němcova

Vor Zeiten lebte ein König, und dieser hatte einen Sohn und drei Töchter. Einstmal geschah es, daß er mit der Königin auf drei Tage aus dem Palaste fuhr; er übergab also den Palast und die Töchter der Obhut des Sohnes und befahl streng, dieser möge keine losen Scherze treiben, denn er wußte, daß der Bruder die Schwestern gern necke.

Aber kaum hatte der König dem Palaste den Rücken gekehrt, jubelte Prinz Silomil lustig auf und eilte zu den Schwestern. Im Garten traf er sie. „Liebe Mädchen!" schrie er ihnen schon aus der Ferne zu, „nun können wir drei Tage in Einem zu spielen. Ich bin König und Ihr müßet mir gehorchen."

„Ei wer möchte denn mit Dir spielen," äußerten hier die Schwestern, schlanke Mädchen, schön wie Rosenknospen. „Du thust uns nur wehe und ärgerst uns, laß' uns lieber allein, wir wollen Dir nicht gehorchen."

„Wollt Ihr mir nicht gehorchen, dann bekommt

Ihr nichts zu essen und zu trinken, und ich laße Euch in Eure Gemächer einsperren, wo Ihr so lange bleiben müßet, bis die Eltern zurückkehren."

„Ei warte Du Grausamer!" schrieen die Schwestern, „wir wollen Dich schon bestrafen."

Sie brachen Zweige ab, pflückten Blumen und bewarfen den Bruder damit; dieser floh und jagte sie dann wieder und so neckten sie einander bis zum Abend.

„Wie sich der Mensch mit den Mädchen ärgern muß!" sagte der junge Vicekönig, als er sich zu Bette begab. Da öffnet sich ein Fensterlein und Jemand flüstert: „Damit Du Dich morgen mit Dreien nicht ärgern müßtest, so gib eine mir."

„Ei das kann leicht geschehen; wer bist Du denn?" fragte der Prinz, der da glaubte, Jemand treibe einen Scherz mit ihm.

„Ich bin der Sonnenkönig, und will Deine Schwester zur Gattin nehmen."

„So warte ein Weilchen, ich bringe Dir sie her. Es wird eine große Ehre für sie sein, eine so mächtige Königin zu werden." Und er eilte in das Gemach, wo die älteste Prinzessin schlief, nahm sie in die Arme, trug sie in sein Gemach, und legte sie zum Fenster hinaus. Die Prinzessin fiel jedoch nicht zur Erde. Der Sonnenkönig, ihr Bräutigam, nahm sie auf seine strahlenden Schultern und trug sie über eine goldene Brücke in seinen Sonnenpalast.

Als am Morgen die andern Schwestern aufstanden, erzählte ihnen Silomil, was mit der ältesten Schwester geschehen. Da gab es ein Geschrei und Drohungen,

daß dem Prinzen fast angst und bange ward; den ganzen Tag sprachen sie kein Wörtchen mit ihm, nur als sie Abends in ihre Gemächer gingen, wandte sich die ältere Schwester zum Bruder und flüsterte ihm in's Ohr: „Wenn in der Nacht wieder ein Brautwerber zu Dir kommt, laß' ihn nicht unverrichteter Sache sich entfernen."

„Schau, schau!" dachte Silomil, „das hätte ich gar nicht gedacht, daß den Schwestern die Freier so sehr zusagen würden; früh machten sie, als wollten sie zeitlebens kein Wörtchen mit mir reden, und nun bitten sie selbst."

In seinem Gemache angekommen, legte er sich zwar nieder, doch einzuschlafen vermochte er nicht, da er einen neuen Brautwerber erwartete. Gegen Mitternacht klopfte wieder Jemand an's Fenster, und Silomil rief sogleich: „Wer da?"

„Ich bin der Mondkönig, und wünsche mir Deine Schwester zur Gattin."

„Warte, warte, gleich will ich sie holen." Und er eilte um die Schwester, trug sie hinab und legte sie auf das Fenstergesimse. Der Mondkönig nahm sie in die Arme und trug sie über silberne Wolken in seinen Mondpalast.

Als Silomil am Morgen aufstand, erzählte er den Vorfall der vereinsamten jüngsten Schwester; diese weinte und drohte ihm mit dem väterlichen Zorne. Doch als die Abendzeit nahte, bat auch sie ihn, er möge ihr einen Bräutigam verschaffen. Als der Prinz abermals zur Ruhe gegangen war, klopfte wieder Jemand stark

an das Fenster. „Wollet auch Ihr eine Schwester holen?" fragte sogleich der Prinz.

„Ja, wenn Du mir sie gibst."

„Und wer bist Du?"

„Ich bin der Windkönig."

„Nun da werde ich vortreffliche Schwäger haben," meinte Silomil im Stillen und lief um die jüngste Schwester. Als er sie auf das Fenstergesimse legte, nahm der Windkönig sie in die Arme und setzte sich mit ihr in einen blauen Wolkenwagen, dem vier wilde Pferde vorgespannt waren. Kaum saß der König mit der Braut darin, erhoben sich jene gleich in die Lüfte.

Als am andern Tage der König mit der Königin von der Reise zurückkehrte, lief ihm der Prinz entgegen; da wunderte sich der König, warum nicht auch die Prinzessinnen mit ihm kämen, und er fragte Silomil, wo sie seien?

„Lieber Vater," antwortete dieser, „ich habe alle drei verheirathet."

„Was Du da sagst!" schrieen die Eltern.

„Die Wahrheit; die eine ist nun Sonnenkönigen, die zweite Mondkönigin und die dritte Windkönigin." Und der Prinz begann zu erzählen, wie alles dies vor sich gegangen.

Als die Eltern von dem großen Glücke ihrer Töchter Kunde hatten, besänftigten sie ihren Zorn, nur das eine hielten sie dem Sohne vor, daß er nicht ihre Rückkehr abgewartet habe. Der Prinz aber begann sich bald einsam zu fühlen; und er beschloß, in die weite Welt

zu gehen und sich eine Frau zu suchen. Lange wollte ihm der Vater die Erlaubniß nicht ertheilen, als aber auch die Königin als Fürsprecherin auftrat, ließ er ihn gehen. Silomil steckte viel Geld zu sich, bestieg ein Pferd und ritt in die weite Welt hinaus.

Nachdem er schon einige Tage umhergeritten war, gelangte er auf eine grüne Wiese, wo eine Menge todter Leiber lag. „Was mag hier wohl vorgefallen sein," dachte er, „fand hier eine Schlacht oder etwas anderes statt?" Er ritt weiter, und da erblickte er hinter einer kleinen Anhöhe ein prächtiges Schloß. Das war ihm willkommen. Fröhlich ritt er darauf zu. Bei dem offenen Thor saß ein Greis, der, als Silomil schon ganz nahe bei ihm war, also sprach: „Herrlein, Ihr reitet so fröhlich in dieses Schloß ein; wisset Ihr denn nicht, daß Euch dort der Tod erwartet?"

„Weßhalb? Wer wohnt in diesem Schlosse?"

„Es wohnt da eine schöne Prinzessin, die so stark ist, daß sie ein ganzes Heer überwältigt; erst in diesen Tagen kämpfte sie mit einem überaus mächtigen Könige, der sie, sei es auf gutem oder schlimmem Wege, zur Gemalin nehmen wollte; sie aber wollte ihn nur unter der Bedingung als Gatten empfangen, wenn er sie überwältige. Was half es, daß sich der König mit seinem ganzen Heere ihr gegenüberstellte? Sie bewältigte dennoch alle. Wie könntet also Ihr Euch erwehren?"

„Nun, sei es wie immer, ich will es versuchen," entgegnete Silomil und ritt in das Schloßthor. Im Hofe stieg er vom Pferde und trat dann unbeanständet in das Schloß. In einem über die Massen prächtigen

Gemache erblickte er auf der Wand ein Schwert, das von selbst aus der Scheide heraussprang und dann wieder hinein. „Du mußt ja überaus gern d'reinhauen," sagte Silomil, „und da passen wir zu einander, komm nur zu mir her." So sagte er, zog das unruhige Schwert aus der Scheide und steckte das seinige an dessen Stelle.

Kaum hatte er dies gethan, da trat aus dem Nebengemache ein wunderschönes Fräulein heraus, und als es den Fremden erblickte, sprach es stolz zu ihm: „Wie kannst Du Dich unterstehen, mein Schloß zu betreten? Weißt Du nicht, daß Dir der Untergang drohe?"

Silomil war von der Schönheit des Fräulein so überrascht, daß er gar nicht wußte, was es gesagt hatte, erst nach Wiederholung der Worte erwiderte er: „Und weßhalb sollte mir der Untergang drohen? Könntest Du denn, schönes Fräulein, so grausam sein, mich tödten zu wollen?"

„Tödten will ich Dich nicht, allein Du mußt Dich mit mir schlagen; gewinnst Du, dann bin ich Deine Gefangene, und Alles, was Du hier siehst, wird Dein Eigenthum; gewinnst Du nicht, so bist Du des Todes."

„Ich bin zufrieden," entgegnete der Prinz, „nimm also das Schwert."

Die Prinzessin sprang zur Wand, riß das Schwert aus der Scheide, und bemerkte in ihrem Eifer gar nicht, daß es nicht das ihrige sei. Aber kaum hatte sie das Schwert des Prinzen berührt, war das ihre entzwei und fiel ihr aus der Hand.

„O wehe!" schrie die Prinzessin auf, „nun bin ich Deine Gefangene."

„Nicht doch," sagte Silomil, „Du bist Siegerin und ich bin Dein Sclave; verfahre mit mir, wie Du willst, jage mich nur nicht von dannen."

„Das werde ich nicht thun; Du bist nun hier der Herr, und ich werde Dir gehorchen."

„Könnte ich Dir befehlen, dann wüßte ich schon, welche Aufträge ich Dir gäbe."

„Und welche?" fragte die Prinzessin, obzwar sie gut wußte, welche Antwort ihr zu Theil werden würde.

„Daß Du mich lieben und zum Gatten nehmen sollst."

„Gern erfülle ich Deinen Befehl," sagte die Prinzessin und reichte ihm die Hand dar, „denn Du gefällst mir, einen starken und tapfern Mann habe ich mir stets gewünscht, und Du hast mir einen Beweis Deiner Tapferkeit geliefert."

Voll Freude sprang Silomil auf und küßte der der Prinzessin die Hände; diese aber sagte: „Ehe die Hochzeit stattfindet, mußt Du mir erlauben, auf sieben Tage aus dem Schlosse fortzufahren."

„Und wohin wirst Du gehen?"

„Das darf ich Niemandem offenbaren. Hier hast Du die Schlüssel von allen Zimmern und Gewölben, so viele ihrer im Schlosse sind; nur eine einzige Kammer, zu der dieses goldene Schlüsselchen gehört, darfst Du nicht öffnen, falls Du mich zur Gattin haben willst."

Silomil nahm die Schlüssel und versprach, in die Kammer nicht schauen zu wollen. Hernach nahm er von der Prinzessin Abschied, und diese entfernte sich. Den ersten Tag ging der Prinz im Schlosse umher, besah die Gärten, sprach mit der Dienerschaft und unterhielt

sich, so gut es anging. Den zweiten Tag begann er schon lange Weile zu empfinden, und dachte an nichts anderes, als an das Verbot des Geliebten. „Vielleicht wollte sie mich nur auf die Probe stellen," sprach er zu sich selbst, und drehte das goldene Schlüsselchen beständig in der Hand herum. „Und was könnte es dort geben, das ich als angehender Ehemann nicht sehen dürfte? Und sie wird es gar nicht erfahren, daß ich hineingesehen habe." So redete sich der neugierige Silomil seine Befürchtungen aus, bis er endlich das Schlüsselchen ablöste und in die Kammer ging. Als er sie aufschloß, erblickte er dort einen Mann, der mittelst einer glühenden Kette an die Mauer angeschmiedet war.

„Wer bist Du und was machst Du hier?" fragte der Prinz.

„Ach, ich bitte Dich, hilf mir von da fort. Ich bin der Feuerkönig; überwältigt im Kampfe mit der starken Prinzessin, zu der ich in Liebe entbrannt war, mußte ich die Flucht ergreifen, nachdem alle meine Leute erschlagen waren; sie aber holte mich ein und kettete den Gefangenen hier an."

Nicht schien es dem Silomil gerathen, den angeschmiedeten König zu entfesseln, weil dieser jedoch gar so rührend flehte, so faßte er Mitleid und hieb die Kette mit dem Schwerte entzwei. Wie der König seine Freiheit wieder hatte, verschwand er augenblicklich aus dem Gemache. Da erst erschrack Silomil; eilig lief er in den Hof und forschte nach ihm, doch vergeblich. — Mit großer Angst erwartete er nun die Braut, allein diese kam nicht. Schon waren zweimal sieben Tage

verflossen, und sie war noch immer nicht da. Jetzt sah er freilich ein, daß er im Argen stehe, und daß des Liebchens Worte in Erfüllung gehen; er weinte und wehklagte unaufhörlich, doch Alles half nichts. Ei da fiel es ihm ein, daß vielleicht die Schwäger von ihrem Aufenthalte wüßten, und ihm zu derselben verhelfen könnten. Sogleich ließ er das schnellste Pferd satteln, und sich aufschwingend brauste er aus dem Schlosse. Zuerst kam er zu dem Sonnenkönige, ward von der Schwester und vom Schwager freudig willkommen geheißen, und seine erste Frage war, ob dieser von der starken Prinzessin wisse?

„Mein Bester, das weiß ich nicht. Möglich aber, daß Dein zweiter Schwager, der Mondkönig von ihr weiß; wenn Du willst, begleite ich Dich zu ihm." Gern nahm Silomil diesen Antrag an, und der Sonnenkönig trug ihn auf goldenen Schwingen zum Schwager Mondkönig.

„Ei sei uns willkommen, Schwägerchen; wie hast Du Dich hieher verirrt?"

„Ach, lieber Schwager, die Braut ist mir abhanden gekommen, ich weiß nicht, wo ich sie zu suchen habe, und so komme ich zu Dir um Rath. Der Sonnenkönig konnte mir keine Auskunft ertheilen, und so glaubte ich, daß Du von ihr wissen wirst."

„Lieber Freund, antwortete der Schwager nach kurzem Nachsinnen, „auch ich weiß von ihr nicht, aber Schwager Windkönig kennt ihren Aufenthaltsort gewiß, denn der bläst in jeden Winkel hinein. Wenn Du willst, trage ich Dich zu ihm."

„Es soll mir lieb sein, wenn Du so gütig bist."

Sie traten auch bei der Schwester ein, die den Silomil freudenvoll in die Arme schloß und sich bei ihm nach tausend Dingen zu erkundigen begann. Er aber hatte Eile und drängte den Schwager zum Abgange. Inzwischen war der Sonnenkönig wieder heimgegangen und der Mondkönig trug den Silomil auf silbernen Wolken zum Windkönige. Eben standen vier prächtige Rosse vor dem blauen Wolkenwagen eingespannt und harrten auf ihren Gebieter, als Silomil bei dem Palaste des Windkönigs anlangte.

„Ei schau', schau'! Das ist ja der Schwager; was führt denn Dich zu uns her?" So fragte verwunderungsvoll der Windkönig und rief seine Frau herbei, die den Bruder mit großer Freude willkommen hieß.

„Lieber Schwager, ich würde Dich bitten, Du mögest mir über meine Braut, die starke Prinzessin, Auskunft ertheilen; sie ist mir verloren gegangen, und Du weißt es, sagt man, bestimmt, wo sie ist."

„Freilich weiß ich es," entgegnete der Windkönig „aber was hilft es Dir, da Du sie von dort nicht zurückbekommst?"

„Und wo ist sie?"

„Tief unter der Erde ist sie in einem Feuerschloße angekettet; jener Mann, dessen Kette Du entzweigehauen, war der König, den sie überwunden hatte. Kaum hatte er seine Freiheit wieder erlangt, so eilte er ihr nach, und als er sie eingeholt hatte, nahm er sie mit sich in sein Feuerschloß und hier kettete er sie aus Rache an.

Glaube mir, daß sie schon längst von der Glut aufgezehrt worden wäre, hätte ich ihr nicht Kühle gespendet."

„Oh, an dieser Qual ist nur mein Ungehorsam schuld!" jammerte der arme Prinz. „Gibt es denn kein Mittel, sie von dort zu erlösen?"

„Ja, nur ein einziges; vernimm, ich will Dir davon sagen. Der Feuerkönig besitzt ein Pferd, welches so schnellfüßig ist, daß es Dich erreicht, wenn Du auch einen Vorsprung von hundert Meilen hättest. Es wäre also vergeblich, wenn Du auch den allerschnellsten Renner bestiegest, und die Braut von dort entführen wolltest. Der König springt auf sein Schnellroß, schwingt sich in die Lüfte und holt Dich augenblicklich ein. Daß es Euch hernach noch schlimmer erginge, darüber ist kein Zweifel. — Du mußt also ein Pferd haben, das noch schneller ist, als das Pferd des Königs."

„Und wo bekomme ich ein solches?"

„Ein solches Pferd besitzt eine Schwarzkünstlerin. Sie ist aber gar böse, und hat schon viele Leute, die sie um etwas baten, um's Leben gebracht. Trotzdem kannst Du es versuchen; ich trage Dich nach ihrer Burg hin, zuvor aber will ich noch mit dem Sonnenkönig und dem Mondkönig betreffs Deiner Rücksprache nehmen. Bleibe indessen bei meiner Frau."

„Komm', Brüderlein, komm'! Stärke Dich mit Speise für die Weiterreise, und dabei erzähle mir, was Vater und Mutter machen," sagte die Schwester und führte den Silomil in den Palast.

Der Windkönig bestieg seinen Wolkenwagen, die Pferde schüttelten die schimmernden Mähnen, bäumten

sich stolz und trugen ihren Herrn im Fluge fort. Noch hatte Silomil sein Schicksal nicht zur Gänze der Schwester erzählt, als bereits der Windkönig wieder zurück war.

„Wie ist's ausgefallen?“ fragte der Prinz hastig.

„Gut, hier hast Du einen Stab, zur Hälfte von Gold, zur Hälfte von Silber, diesen hebe Dir als Andenken von uns auf. So oft Du unserer Hilfe bedürfen solltest, stecke ihn halb in die Erde, und wir helfen Dir. Glaube und vertraue fest auf uns, wir lassen Dich nicht umkommen.“

Schnell erhob sich Silomil, nahm Abschied von der Schwester und setzte sich zum Könige in den Wagen. Drei Tage und drei Nächte fuhren sie ununterbrochen, ehe sie zu einem Thale gelangten, wo die Schwarzkünstlerin hauste. Dort ließen sie sich zur Erde herab und der König nahm Abschied von seinem Schwager.

Muthig schritt der Prinz auf die Burg zu, die mitten unter dunklen Felsen stand. Anstatt der Gärten gab es ringsum nur Sümpfe und Haideland, wo nicht einmal Disteln wuchsen; anstatt der Mauern gab es hier einen schwarzen Zaun, und ringsherum war etwas Sonderbares aufgesteckt. Aber wie schrack Silomil zusammen, als er beim Näherkommen wahrnahm, daß es lauter Menschenschädel seien! — Da öffnete sich das Thor und die Schwarzkünstlerin trat ihm entgegen; statt der Haare ringelten sich an ihren Schläfen lauter Nattern, in ihren Augen saßen Basiliske, und wenn sie den eingefallenen zahnlosen Mund öffnete, sah ein Schlangenstachel heraus; ihre Nase glich einem Adlerschnabel, und

pockennarbig war ihr Gesicht. Auf ihrem gekrümmten Leibe hing ein langes graues Gewand, und statt eines Gürtels hielt eine Schlange es umspannt. „Was suchst Du hier?" fragte sie mit heiserer Stimme den Silomil.

„Ich will Dienste bei Dir nehmen," antwortete er, und das Seelchen zitterte in seinem Innern, was wohl die Schreckgestalt ihm erwidern werde.

„Dienste, hm! Ob Du aber auch weißt, wie der Dienst bei mir beschaffen sei?"

„Das weiß ich nicht, denke aber, bei Dir aushalten zu können."

„Bei mir währt der Dienst nur drei Tage und drei Nächte; wer aber meine Befehle nicht vollzieht, dem ergeht es wie denen, deren Schädel Du hier siehst." Dabei wies sie mit dem Knochenfinger, der einen drei Zoll langen Nagel hatte, nach dem schrecklichen Zaune. „Und welchen Lohn verlangst Du?"

„Nichts anderes, als das Rößlein, das du besitzest."

„Wenn Du vollbringst, was ich Dir auftrage, sollst Du es haben," sagte die Alte, und die Basiliske in ihren Augenhöhlen hüpften vor Freude, daß abermals Einer in's Netz gegangen sei.

Am ersten Tage führte sie ihn in den Marstall, wo zwölf eiserne Hengste standen und sprach zu ihm: „Diese Hengste treibst du in das Gehege hinter dem Schlosse, und wenn Dir Abends auch nur ein einziger fehlt, kommst Du um's Leben." Hierauf berührte sie jedes der Pferde mit einer kleinen Peitsche, und sie liefen selbst in das Gehege. Nun aber stand ein tüchtiges Stück Arbeit für den neuen Diener in Aussicht,

denn kaum waren die Hengste aus dem Thore getreten, als sie auseinander liefen, und er hätte sie wahrlich nicht zusammengerufen, wären ihm die Schwäger nicht beigestanden. Dieser gedachte er in der größten Angst und steckte hurtig das Stäbchen in die Erde. Im nämlichen Augenblicke begann die Sonne rings um das Gehege so furchtbar zu brennen, daß die Hengste gar gern in das kühle Gehege zurückeilten. Als Abends die Alte kam, um sie zu holen, da wunderte sie sich sehr, daß alle beisammen seien; dem Silomil sagte sie aber kein Wort.

Am zweiten Tage führte sie ihn abermals in einen Marstall, wo vierundzwanzig Hengste standen. „Diese Hengste treibst Du wieder in jenes Gehege, und wenn Dir Abends auch nur ein einziger fehlt, kommst Du um's Leben." So sprach die Schwarzkünstlerin zu dem Prinzen; hernach berührte sie jedes der Pferde mit der kleinen Peitsche, und sie liefen wie wild in das Gehege. Aber diesmal war Silomil gescheidter. Damit sie ihm ja nicht auseinanderlaufen, steckte er das Stäbchen sogleich in die Erde. Da begann ein solcher Sturmwind zu brausen, daß sich die Pferde vor ihm nicht erwehren konnten und im Gehege bleiben mußten. Als Abends die Alte alle beisammen traf, befahl sie dem Diener, sie in den Marstall zu treiben; aber im Herzen empfand sie einen gewaltigen Groll. Und sie sann nach, welches Geschäft sie ihm am dritten Tage auferlegen sollte, das auszuführen ihm unmöglich wäre.

Am Spätabend lustwandelte der Prinz aus der Burg in's Freie. Da begegnete ihn der Mondkönig

und sagte zu ihm: „Morgen wirst Du ein tüchtiges Stück Arbeit haben, zwölf wilde Kühe wirst Du melken und aus der Milch ein Bad für die Schwarzkünstlerin bereiten müssen. Sie wird Dir gebieten, Du mögest Dich zuerst darin baden; thue es ohne Furcht. Nun aber geh hinter das Schloß, und wohin meine Strahlen am hellsten scheinen, dort grabe nach; Du findest hier eine goldene Peitsche und diese hebe Dir wohl auf. Wirst Du dann die Kühe zu melken haben, so berühre eine jede damit, und sie werden geduldig wie Lämmer stehen; wenn Du hernach auf dem Rößlein von dannen reitest, so schwemme es im nächsten Weiher, und dann hole Dir Deine Braut."

Silomil dankte dem gefälligen Schwager, und ging gleich um die Peitsche. Unfern vom Schlosse beleuchtete der Mond am hellsten eine Stätte, wo eine hohe Linde stand, dort also begann er nachzugraben und fand in der That die goldene Peitsche. Und er steckte sie behutsam ein und ging schlafen. Zeitlich früh weckte ihn die Zauberin und führte ihn über den Hof in einen Stall, wo sich zwölf Kühe befanden, welche wie toll hin und her liefen und entsetzlich brüllten.

„Diese Kühe mußt Du melken und mir aus der Milch ein Bad bereiten," sagte die Alte und entfernte sich.

Silomil nahm die Peitsche und schlug damit eine Kuh nach der andern. Sogleich standen alle geduldig wie Lämmer und ließen sich melken. Als er die Milch in einen Trog goß, war sie so heiß, daß sie fast siedete. Hiernach ging er um die Schwarzkünstlerin; diese zitterte vor Zorn am ganzen Leibe und lief in

den Hof hinaus, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Und dort sah sie, daß Silomil wirklich so gethan habe, wie sie ihm befohlen. Nun steckte sie einen Finger in die heiße Milch, und sagte dann zu dem Prinzen: „Jetzt mußt Du darin baden," denn sie dachte, er werde sich fürchten.

„Warum sollte ich nicht baden? Bevor ich aber in das Bad steige, führe mir das Rößlein herbei, damit ich mich überzeuge, ob Du es wirklich hast."

Die Alte ging und führte nach einem Weilchen das Pferd herbei; es war aber so schmutzig und abgemagert, daß der Prinz gar nicht glauben wollte, dieses Pferd könne das schnellste von der Welt sein. Er nahm es beim Zaume, band es an eine Säule, und schickte sich an, in das Bad zu steigen. Da begann ein frisches Lüftchen zu wehen und dies kühlte die Milch so ab, daß sich Silomil bequem darin baden konnte. Nachdem er gebadet hatte, war er siebenmal schöner, als zuvor, so daß sich selbst die verstockte Seele in ihn verliebte. Und sie dachte: „Wart', jetzt steige ich in das Bad und werde auch siebenmal schöner sein, und dann lasse ich mir diesen Jüngling hier." Kaum war sie in das Bad gestiegen, da begann die Sonne so furchtbar zu brennen, daß die Milch augenblicklich siedete; die Alte schrie und wollte hinaus, aber sie konnte nicht der Sonne halber, welche ihre Strahlen so mächtig gegen sie anstemmte, daß es schien, als möchten ganze Flammengüße von allen Seiten niederregnen. Und so wurde sie halb gekocht und halb gebraten. Silomil war aber nicht so einfältig, um ihr zu helfen; kaum war sie in

das Bad gestiegen, sprang er auf das Roß und ritt im Fluge zum Schlosse hinaus.

Als er bei dem nächsten Weiher angelangt war, stieg er ab, und ließ das Pferd in's Wasser gehen. Und siehe, welch eine Veränderung! Das schmutzige abgemagerte Pferd war weiß wie Schnee und glatt wie Sammt; Mähne und Schweif bestand aus lauter schimmernden Silberfäden, und die Hufeisen waren pures Gold. Da erst bestieg Silomil es voll Freude und jagte thalentlang dahin, daß die Funken hinter ihm stoben.

Es dauerte nicht lange und Silomil befand sich im Palaste des Feuerkönigs, wo er seine Braut angekettet sah. Als sie ihn erblickte, bat sie, er möge schleunig fliehen, sonst werde ihn der König umbringen; er aber zog das Schwert aus der Scheide, hieb die Kette entzwei, nahm die Liebste in die Arme, setzte sich mit ihr auf's Pferd und jagte von dannen. Der König sah eben zum Fenster hinaus, als das Silbermähnenroß vorüberblitzte und er erkannte den Prinzen mit der befreiten Prinzessin. Ganz außer sich vor Wuth stürzt er in den Hof, besteigt sein rascheste Pferd und will sie einholen. Allein dießmal täuschte er sich! Das Silbermähnenroß hatte bereits einen so weiten Vorsprung, daß man es nur noch wie ein weißes Täubchen sehen konnte, umsonst spornte der König seinen Renner an, dieser konnte nicht von der Stelle, denn zu allem diesem brannte noch die Sonne so gewaltig, daß er ganz im Schweiß gebadet war. Trotzdem wollte ihm der König kein Weilchen zum Ausschnaufen gönnen. Da entstand

urplötzlich ein furchtbarer Sturmwind, der den König sammt dem Pferde in die Lüfte hob, ihn nach dem Feuerpalaste zurücktrieb, und ihn daselbst abgehetzt und athemlos zur Erde fallen ließ. Da gelobte der König, zeitlebens nicht mehr der starken Prinzessin schaden zu wollen.

Mittlerweile hatte das Silbermähnenroß den Herrn und die Herrin bis in ihr Schloß gebracht. Die Dienerschaft begrüßte sie freudenvoll. Silomil aber blieb nicht dort; am andern Tage bestieg er wieder sammt dem Liebchen das Silbermähnenroß und dieses brachte sie zu seinen Eltern. Die Armen glaubten, ihr Sohn sei schon längst todt, denn es war von ihm nicht das Geringste zu hören. Wie groß ihr Entzücken war, als sie ihren Einzigen noch viel schöner und an der Seite einer so anmuthigen Braut wiedersahen, das kann sich Jedermann leicht denken. Zur Hochzeit, die mit gar großer Pracht gefeiert wurde, kamen auch der Sonnenkönig, der Mondkönig und der Windkönig mit ihren Gemalinnen, und Silomil dankte ihnen herzlich für die erwiesenen Dienste. Nach der Hochzeit fuhren die jungen Ehegatten wieder zurück in ihr Schloß, wo sie gar zufrieden lebten. Das Silbermähnenroß hatte gute Zeiten und noch König Silomil's Enkel spielten gern mit seiner silbernen Mähne und ritten auf ihm spazieren.

Der Igel als Bräutigam.

Nach J. Košín z Radostova.

Es lebte einmal ein Hirt mit seiner Frau, lange bereits lebte er mit ihr, aber bisher hatten sie noch immer keine Kinder. Obzwar sie froh waren, wenn sie nur selbst etwas zu essen hatten, so sehnten sie sich doch ungemein nach Kindern, bis sich die Hirtenfrau so weit vergaß, daß sie eines Abends sagte: „Ei wenn ich wenigstens einen Igel hätte!"

„Sprich nicht so, gottloses Weib," ermahnte sie der Mann, aber die Hirtenfrau fügte noch hinzu: „Ein Igel wäre doch besser, als nichts."

Sie gingen zu Bette; der Mann war erzürnt über sein Weib, und das Weib über das Schicksal. Als sie aber am Morgen erwachten und aufstanden, da kroch auf einmal aus dem Backofen ein Igel heraus, und nannte den Hirten Väterlein und die Hirtenfrau Mütterlein.

„Siehe, Gottlose, was Du da ausgeführt hast!"

schalt der Hirt sein Eheweib; „nun schau' zu, wie Du den Igel säugen wirst."

Das Weib ward über der plötzlichen Erfüllung des Wunsches sprachlos, und wäre vielleicht für immer sprachlos geblieben, hätte der Igel zu dem Hirten nicht also gesprochen: „Väterlein, gebet mir Stab und Peitsche, ich will die Schafe auf die Weide treiben."

Schnell reichte die Hirtin statt des Hirten dem Igel Stab und Peitsche und gab ihm noch das Hündlein mit. Und der Igel erfaßte den Stab mit dem einen und die Peitsche mit dem andern Vorderfuße, pfiff dem Hunde und trieb die Schafe in den öden Wald. Dort suchte er sich eine hohle Eiche auf, kroch hinein und sagte: „Hier will ich mit der Heerde Jahr und Tag lang bleiben."

Die Schafe grasten im Walde, und ehe ein Jahr um war, hatten sie sich so vermehrt, daß der Igel statt einer Heerde zwei Heerden hatte. Zu jener Zeit verirrte sich in dieser öden Waldung ein hoher Fürst mit seinem Diener und kam bis in die Nähe der hohlen Eiche, wo der Igel ruhte; sein Hündchen aber gab Acht auf die Schafe.

„Gut!" sprach der Fürst erfreut, als er den Hund erblickte, „wo ein Hund ist, da wird auch ein Mensch sein." Und er trug dem Diener auf, in die Eiche zu schauen. Der Diener ging, und als er dort einen Menschen nicht erblickte, kam er mit trauriger Miene zu dem Fürsten zurück und sagte: „Außer einem Igel ist Niemand dort."

„So gehe und sprich den Igel an, vielleicht wird uns dieser eine Auskunft geben," sagte lachend der Fürst, und der Diener ging zu der Eiche und sprach zu dem Igel: „Wir sind in diesem öden Walde irre gegangen, Igel, führe uns auf den Weg zurück."

„Ich will Euch führen, Dich und Deinen Herrn, aber umsonst nicht," entgegnete der Igel.

„Und was verlangst Du zum Lohne?" erkundigte sich der Diener.

„Darüber muß ich mit Deinem Gebieter selbst sprechen," wandte der Igel ein, und der Diener eilte mit aufgehellter Miene zum Fürsten und erzählte ihm, daß der Igel spreche und verlange, er möge zu ihm kommen. Der Fürst eilte unverweilt zu der hohlen Eiche, und dort angelangt, sprach er zu dem Igel: „Ich bin der Fürst dieses Landes, führe mich auf den rechten Weg hinaus, und ich will Dich königlich belohnen."

„Ich verlange nichts anderes zur Belohnung," antwortete der Igel, „als eine Deiner drei Töchter zur Gattin."

Der Fürst sann eine Weile nach, und dann reichte er dem Igel statt der Tochter einen Beutel mit Dukaten. Der Igel aber wollte kein Gold annehmen und beharrte auf seinem Verlangen.

„Nun so geschehe, wie Du es verlangst," sagte endlich der Fürst, „nun aber komm' schon und führe uns."

„Ei nicht so rasch, Herr Fürst," warf der Igel ein, „früher mußt Du mir etwas Schriftliches geben."

Der Fürst lächelte, nahm vom Baume ein Blatt und schrieb mit einem scharfen Dorne seine Zusage dar-

auf. Der Igel ersuchte nun den Fürsten um ein Haar, und nachdem dieser es ihm gereicht hatte, band er sich damit das Blatt um den Hals, dann nahm er Stab und Peitsche, kam aus der Eiche heraus und führte den Fürsten auf den rechten Weg.

„Aber nach Jahr und Tag komme ich mir um die Braut," sagte der Igel zum Fürsten beim Abschiede, und der Fürst nickte bejahend und verschwand ihm bald aus den Augen.

Als der Igel zu der hohlen Eiche zurückgekehrt war, befahl er dem Hunde, die Heerde auf einen Haufen zu treiben. Der Hund vollzog hurtig den Befehl, der Igel musterte die Heerde durch, und als kein einziges Schaf fehlte, trieb er heim. Auf der Schwelle stand eben der Hirt und schaute verwundert alle diese Schafe an, denn er war des Glaubens, seine Schafe, die vor Jahresfrist der Igel, sein Sohn auf die Weide getrieben, nie wieder zu sehen, gleichwie er die Meinung hegte, daß der vermeintliche Igel niemand anderer gewesen, als ein böser Geist, der ihn wegen der gottlosen Rede seines Weibes um die Schafe gebracht habe. Als er aber den Igel hinter der Heerde einhergehen sah, da freut' er sich im Herzen über die Maßen und sagte: „Ich habe schon geglaubt, daß ich um meine Heerde gekommen bin, und nun habe ich statt einer zwei. Du bist brav, mein Sohn, komm' nun und ruhe aus."

Der Igel ließ es sich sagen, legte Stab und Peitsche ab und streckte sich auf der Bank aus. Die Hirtin aber hatte wieder Angst, ob der Igel nicht verlangen

werde, sie solle ihn säugen, aber der Igel machte zu ihrer größten Freude nicht die geringste Erwähnung davon, vielmehr that er schon ganz gesetzt, und als einmal am Kirchweihsonntag der Hirt Bier holen ließ, da sprach der Igel wacker dem Kruge zu. Uiberdies war er recht fleißig in der Arbeit, alles ging ihm so flink von Statten, als wäre er ein Mensch. Der Hirt hatte nur Freude über ihn und die Hirtin lachte den Mann aus: „Siehst Du, daß ein Igel doch besser ist, als nichts."

Der Hirt aber zog zuweilen die Augenbrauen zusammen und sagte bedächtig: „Er ist ein flinker Bursche, nur soll später nicht irgend eine Veränderung mit ihm vorgehen."

Als das Jahr seinem Abschluße nahte, sagte der Igel zu dem Hirten: „Väterlein, ich werde Euch um etwas bitten."

„Sprich nur, mein Sohn," meinte der Hirte, und der Igel sprach: „Ihr habet einen Hahn, sattelt mir ihn, ich will mir um die Braut reiten."

Der Hirt lief gehorsam mit der Hirtin hinaus, beide fingen den Hahn und beriethen, auf welche Art sie ihn satteln sollten.

„Gebet ihm nur einen Zaum in den Schnabel," belehrte sie der Igel, „einen Sattel muß ich nicht haben, ich werde schon bequem sitzen können."

Der Hirt brachte einen Faden, steckte ihn dem Hahne in den Schnabel, der Igel nahm dann den Faden an den Enden, bestieg den lieben Hahn, gab ihm mit den Hinterbeinen die Sporen und ritt flugs davon, daß

die Straße staubte. Der Hirte und die Hirtin riefen ihm nach und wünschten ihm eine glückliche Reise und gute Verrichtung. Den Weg zum Fürsten wußte der Igel gut und nach etlichen Tagen war er glücklich vor dem Schlosse angelangt. Alle drei Fürstentöchter sahen eben zum Fenster hinaus, und konnten vor Lachen sterben, als sie einen so sonderbaren Ritter erblickten. Der Fürst aber erschrack und ließ den Igel zu sich laden. Und der Igel ritt auf dem Hahne bis in das fürstliche Gemach, verbeugte sich dann geziemend vor dem Fürsten und sagte:

„Herr Fürst, Jahr und Tag ist bereits um, ich verlange meine Braut."

„Es geschieht, wie Du wünschest," antwortete ihm der Fürst und ließ die Prinzessinnen zu sich rufen. Die Prinzessinnen kamen und als sie den sonderbaren Hahnreiter erblickten und ihren Vater so feierlich gestimmt, da konnten sie das Lachen nicht unterdrücken, nur die Jüngste erschrack, als sie ihren Vater so ernst sah.

„Meine Töchter," sprach der Fürst, „dieser Igel hat mich aus einem öden Walde geleitet, wo ich ohne seine Hilfe verschmachtet wäre. Ich wollte ihn mit Golde belohnen, er aber bat sich eine von Euch zur Gattin aus. Welche von Euch erfüllt also des Vaters Zusage?"

Alle drei Töchter erschracken und erst nach einer Weile sprach die älteste in stolzem Tone: „Ehe ich mir ein so häßliches Thier zum Gatten nähme, will ich lieber aus dem Fenster springen und meine Ehre bewahren."

„Und ich," sagte gleich die zweite, „springe lieber

in einen Brunnen, ehe ich aller Welt zum Spottgelächter dienen möchte."

Die jüngste Tochter schwieg.

„Und Du, Tochter," äußerte der Fürst mit weicher Stimme, „was gedenkst Du für Deinen Vater zu thun?"

Die Tochter schwieg ein Weilchen, dann aber fiel sie weinend dem Vater um den Hals und sagte: „Ich will ihn nehmen."

„Du bist doch mein liebstes Kind," sprach der Fürst, und gebot gleich, die Anstalten zur Hochzeit zu treffen. Der Igel betrachtete mit Wohlgefallen seine Braut, und hatte auch Ursache dazu, denn die Prinzessin war schön wie eine Rose im Frühlingsthau. Die Braut aber blickte von der Seite furchtsam auf ihren Freier, und als sich dieser ihr traulich nähern und sie vielleicht gar küssen wollte, da schrie sie auf und floh auf ihr Zimmer. Der Igel jedoch schüttelte befremdet den Kopf, gab dem Hahne die Sporen, ritt zum Fürsten und fragte ihn, ob die Hochzeit bald vor sich gehen werde.

„Morgen, mein Sohn, morgen," sagte der Fürst zu ihm; hierauf stieg der Igel von dem Hahne ab, übergab ihn einem Diener, und trug auf, denselben gut mit Futter zu versehen. Der Diener aber wußte nicht, ob er ihm Heu oder etwas anderes geben solle, und ging den Fürsten zu fragen.

„Aber bist Du denn so auf auf den Kopf gefallen," schalt ihn der Fürst aus, „wer hat denn jemals gehört, daß man einem Hahne Heu vorlege?"

„Ich dachte," entschuldigte sich der Diener, „man

müsse ihm dasselbe Futter geben, wie einem Pferde, da er ja dem Herrn Igel dieselben Dienste geleistet hat, wie ein Pferd?"

„Geh nur schon, geh!" unterbrach der Fürst dessen weitere Rede, „und wirf ihm ein wenig Gerste vor."

Im Schloße verbreitete sich schnell die Kunde, morgen werde die jüngste Prinzessin mit dem Igel Hochzeit halten. Und da gab es ein Staunen! Einige lachten, andere bedauerten die Prinzessin. Am ärgsten aber benahmen sich die beiden älteren Prinzessinnen, sie gingen zu ihrer Schwester und zerstachen ihr Herz mit boshaften Reden.

„Gehe doch und küße Deinen Bräutigam," drängten sie, „wir werden Dir ihn herführen. Und das wird ein süßes Küßchen sein, nicht war, süß wie Honig?" Die Braut jedoch gab gar keine Antwort und trocknete sich die Thränen mit weißem Tüchlein.

Am zweiten Tage wurde die Hochzeit in der That gefeiert, die Braut aber hatte die Augen ganz verweint. Nach der Trauung wollte der Igel mit seiner Gemalin zu seinen Eltern in die Schäferhütte abreisen, allein der Fürst sagte zu ihm: „Was soll dort meine Prinzessin machen? Oder wirst Du Dich an das fürstliche Leben hier gewohnen."

Der Igel ließ es sich sagen, und als die Nacht kam, ward er in das Ruhegemach seiner Frau geführt. Die Aermste saß auf dem Bette und vergoß heiße Thränen.

„Weine nicht, meine Gattin," tröstete sie der Igel, „unter dieser harten und stachligen Hülle schlägt ein weiches Herz."

Aber die Gattin hörte nicht auf zu weinen. Und sie dauerte den Igel sehr, und er sagte: „Nimm dies Messer, setze mir es an den Hals, und dann ziehe mir rasch und kräftig die Haut ab."

Willenlos that die Prinzessin also, und augenblicklich stand vor ihr ein Jüngling, schön wie der Sonnengott. Nun weinte sie freilich nicht mehr und fiel ihm um den Hals. Die Nacht schwand ihnen in lauter Seligkeit dahin, und als die Frühstückszeit gekommen war, nahm der ehemalige Igel seine Gattin fein bei der Hand und führte sie zu Tische. Ei, wie verwunderten sich nun die Schwestern! Und wie verwunderte sich der Fürst!

„Mein Vater," sagte der Igel von gestern, „Dank Euch, daß Ihr mir so gutwillig eine von Euren Töchtern gegeben, die meine Erlöserin ward. Meine Mutter hatte eine große Sünde begangen, weil sie leichtsinnig und freventlich einen Igel sich gewünscht hatte, als sie keine Kinder hatte, und da ward ich ihr in Igelsgestalt gegeben." Hierauf begann er alle seine Schicksale zu erzählen und zuletzt bat er den Fürsten und die Gattin um Vergebung des Leides, das er ihnen bereitete.

„Alles ist bereits vergessen," sagte der Fürst zu ihm, die Gattin aber küßte ihn inniger auf die rosigen Lippen.

Diese ganze Zeit über saßen die beiden ältern Schwestern wie versteinert, erhoben sich aber nun plötzlich, und ehe sich dessen Jemand versah, war die eine beim Fenster und die andere bei der Thür. Blitzschnell sprang die Erste aus dem Fenster und zerschellte sich den Kopf

an den Steinen, die Andere aber ward später im Brunnen ertränkt gefunden.

Und der Fürst trocknete sich die Thränen in den Augen und sprach zu seinem Sohne und seiner Tochter: „Zwei Töchter habe ich verloren, aber Ihr werdet mir sie vielfach ersetzen."

Nach einiger Zeit fuhr des Fürsten Eidam und künftiger Nachfolger um seine Eltern, und die Armen wollten vor Freuden schier den Verstand verlieren, als sie ihren Sohn, der als Igel am Hahne davonritt, nun als Thronfolger auf einem stolzen Rappen heimkehren sahen. Der Sohn aber nahm sie mit sich in den Fürstenpalast und dort lebten sie noch lange und vergnügt.

Von den drei verwunschenen Hunden.

Nach Božena Němcova.

Ein Bauer hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Jedermann glaubte, er sei reich, aber man irrte sich, denn als der Sohn dreiundzwanzig und die Tochter zwanzig Jahre zählte, und der Vater ihnen starb, war kein anderer Nachlaß da, als drei Schafe und einige Schulden. Die Mutter war ihnen schon gestorben, als sie noch Kinder waren. Was nun? Geld war nicht da, und Hunger thut wehe.

„Ich muß in die Welt," äußerte der Bruder zur Schwester: „die etlichen Groschen, die ich habe, gebe ich Dir auf Flachs, daß Du spinnen kannst, falls Du nicht zum Onkel Förster in den Dienst treten willst; die drei Schafe nehme ich aber mit mir und verkaufe sie in der nächsten Stadt, daß ich doch einiges Reisegeld habe." Den zweiten Tag nahm er von der Schwester Abschied und ging fort.

Schon dämmerte der Abend heran, als er einem

Städtchen nahte. Da kam zu ihm ein Fleischer mit drei Hunden.

„Wohin geht Ihr, junger Geselle, mit den drei Schafen?“ erkundigte sich freundlich der Fleischer.

„Ich reise in die Welt,“ erwiederte Vitek (so hieß nämlich unser Gesell), „um mein Glück zu suchen; nach meinem Vater habe ich nichts, als diese drei Schafe die ich im Städtchen verkaufen will, um doch ein Reisegeld zu haben.“

„Das ist etwas anderes,“ sagte der Fleischer, „wollet Ihr aber nicht gerade baares Geld in Händen haben, dann möchte ich Euch etwas anderes anrathen.“

„Nun, so saget es mir; warum sollte ich etwas Besseres nicht nehmen? Was ist es denn?“

„Gebet mir diese Schafe, und ich gebe Euch diese Hunde.“

„Nun, da möchte ich mir aufhelfen! Was sollte ich denn mit diesen Fressern thun?“

„Nur sacht, mein Lieber! Ihr wisset ja noch gar nicht, was diese Hunde leisten können? Sehet, dieser schwarze heißt Lámej; um was Ihr ihn schicket, das bringt er Euch, er zerbricht Eisen, und fünfzig Männer zerreißt er im Augenblicke. Der rothe heißt Trhej; Eisen zerbricht er wohl nicht, aber auch er schafft Euch Alles herbei, und hundert Männer zu zerreißen, das ist ihm ein Spiel. Der weiße heißt Pozor, und versteht alles, was Ihr ihm saget, gibt auf alles Acht und merkt sich alles. Niemals verläßt Euch einer oder der andere, höchstens, Ihr schicket sie über die Gränze, woher sie nicht eher zurückkehren können, bis Ihr mit

diesem Pfeifchen gepfiffen habet; dann sind sie aber sogleich da."

„Das ist alles gut," sagte Vitek, „wenn sie aber solche Eigenschaften haben, warum behaltet Ihr sie lieber nicht selbst?"

„Ich behielt sie, so lange ich sie brauchte. Das hat sich nun verändert und so will ich sie Euch gönnen, weil Ihr mir ein ehrlicher Geselle zu sein scheinet. Damit Ihr mir aber Glauben schenket, so stellet einen Versuch an und schicket den Schwarzen um ein gutes Nachtmal."

Vitek gehorchte und Lámej flog schon dahin. Es dauerte nicht einmal so lange, um fünfzig zählen zu können, als er schon mit einem guten Nachtmal zurückkam. Die beiden setzten sich auf einen Rain. Ehe sie aber zu essen anfingen, warf der Fleischer jedem Hunde ein Stück Fleisch vor, und schärfte dem Vitek ein, jedesmal den Hunden zuerst einen Antheil von jeder Speise zukommen zu lassen. Nach dem Essen übergab Vitek dem Fleischer die drei Schafe und erhielt von ihm die Pfeife und die drei Hunde. Alsdann gingen sie auseinander, Vitek lenkte der Heimat zu, der Fleischer ging nach der Stadt.

Als Vitek am anderen Tage nach Hause kam, blieb die Schwester wie betäubt, als sie ihn mit solchen drei Riesenhunden in's Zimmer treten sah. „Hast Du denn, Bruder, den Verstand verloren? Wohin hast Du die Schafe gegeben? Vielleicht hast Du gar dafür diese drei Umsonstfresser gekauft?"

„Schweig', Schwesterlein, schweig!" sagte der Bru-

der schmeichelnd, „sie werden nicht umsonst fressen; bald wirst Du sehen, welch gute Thierchen sie sind.“ Hierauf befahl er dem Schwarzen, er möge sich nach einem Mehlvorrath umsehen, und dem Rothen, er solle ein gutes Wild herbeischaffen. Die Schwester mußte dann ein Feuer anmachen, und ehe dieses noch hell flackerte, waren schon Hasen, Vögel und Mehl hier. Da erst erst erkannte die Schwester, daß sie dem Bruder Unrecht gethan. Die Zeit der Noth war vorbei. Zu essen und zu trinken gab's im Ueberfluß, aber der fürstliche Wildgarten begann immer leerer zu werden, das schönste Wild verschwand, und der Fürst trug streng allen Jägern auf, den Schadenstifter zu ermitteln. Diese paßten nun sorgfältig auf, aber umsonst, das Wild verschwand doch stets. Da rieth ihnen ein Jägerbursche, sie mögen auf Bäume klettern, so würden sie alles am besten sehen. Dieß thaten sie. Sie saßen nicht lange; da kam schnell wie der Wind ein schwarzer Hund, fiel über einen Hirschen her, erwürgte und schleppte ihn davon, ehe sich noch die Jäger von ihrem Schrecken erholen konnten, die nicht anders glaubten, als daß es der leibhaftige böse Geist gewesen. Dann aber begannen sie sich ihrer Furcht zu schämen, und nahmen sich vor, am andern Tage besser aufpassen zu wollen.

Ehe man jedoch in der Hütte den Hirschen aufzehrte, waren etliche Tage verflossen; aber die Jäger hörten doch nicht auf zu wachen. Da plötzlich läuft ein rother Hund herbei; wie die Jäger seiner ansichtig wurden, beginnen sie nach ihm mit Steinen zu werfen und zu schießen, doch o Wunder — ihm thut dies keinen

Schaden an, die Kugeln prallen von ihm ab, wie Erbsen von der Wand. Allein der beherzteste unter den Jägern lief dem Hunde nach, um zu erfahren, wem er angehöre. Und er sah, daß der Hund in die Hütte laufe, wo Vitek mit seiner Schwester wohnte, und sogleich berichtete er es dem Waldbereiter. Dieser zögerte nicht lange, sondern eilte gleich zum Vitek und sagte ihm frei heraus, er wolle auf der Stelle zum Fürsten gehen, der über den Wilddiebstahl sehr aufgebracht sei, und ihm Alles sagen: ‚und dann,' fügte der Alte hinzu, „weiß ich nicht, Vitek, wie es mit Dir ausfällt! Beeile Dich lieber, sammt der Schwester zu fliehen."

Vitek befolgte diesen Rath. Sie rafften Alles, was sie besaßen, zusammen und zogen in die Welt hinaus.

Sie wanderten lange — durch Städte, durch Gebirge und durch Wälder; nirgends ging es ihnen schlimm, weil die Hunde überall für sie sorgten. Einmal aber kamen sie in einen Wald, wo sich auch nicht das kleinste Vöglein befand. Mehre Tage hindurch irrten sie hin und her, und kamen noch immer nicht an den Ausgang. Und da begann ihnen zu bangen, denn sie mußten sich nur von Wurzeln nähren, und so konnte sich die Schwester kaum mehr auf den Füßen erhalten und selbst Vitek war abgemattet. Da kamen sie zu einem hohen Hügel, und als sie die Runde um ihn gemacht hatten, sahen sie da ein gläsernes Pförtlein, welches in's Innere führte. Vitek schloß es auf, und Beide traten ein. Da glaubten sie in einem Palaste zu sein, und eine Frau kam ihnen entgegen, und

fragte, was sie hier wollen, wie sie hergekommen, sie mögen lieber gleich umkehren, sonst wäre es um sie geschehen, denn hier kenne man keine Gnade.

In diesem entscheidenden Augenblicke sprang Bitek auf sie zu, erfaßte sie schnell und drohte, sie zu erwürgen, wenn sie ihm nicht sagen würde, wer mit ihr noch in diesem Schloße wohne. Und als die Frau sah, daß es sich hier ernstlich um's Leben handle, ließ sie vom Drohen ab und fing an zu gestehen. „Ich will Euch Alles aufrichtig sagen, lasset mich nur am Leben," bat die Alte. „Unter diesem Hügel halten sich anderthalb hundert Männer auf, und die sind insgesammt Räuber, und der Erste unter ihnen versteht sich auf Zauberkünste; diesem kann Niemand einen Schaden anthun er aber bringt Jeden um, der sich hieher verirrt."

„Sind ihrer nicht mehr als anderthalb hundert?" forschte Bitek.

„Nicht mehr. Ach, wie könnte ich denn lügen, da ich den Tod vor den Augen habe." Hierauf mußte sie ihn im ganzen Schloße umherführen und ihm Alles zeigen. Da gab es Gold, Silber, Edelgestein und Waffen der verschiedensten Gattung! Und Bitek wählte sich ein passendes schönes Gewand und eine gute Waffe aus. Die Schwester und den Hund Pozer ließ er bei der Alten zurück und ging selbst den Räubern entgegen.

Eine Strecke hinter dem Hügel verbarg er sich mit seinen Hunden im Gebüsche und paßte auf. Er saß noch nicht lange dort, als er einen Lärm vernahm; da trug er den Hunden auf, Acht zu geben, und sich wacker zu halten. Als die Rotte nur noch etwa zwanzig Schritte

von ihnen fern war, griffen die lieben Hunde sie an. Und war dies wahrlich ein Anblick! Wie die leibhaftigen Teufel wirthschafteten die Hunde unter den Räubern. Wer konnte, ergriff die Flucht. Wer nicht ganz zerrissen war, dem gab Vitek den Rest.

Als die Hunde mit Allen fertig waren, da erst schnauften sie aus und Vitek dankte hundertmal im Geiste dem Fleischer. Hierauf begab er sich nach Hause und die Alte mußte ihnen das Nachtmal geben, das sie für ihre Leute bereit gehalten hatte. Und er beschloß, noch einige Tage unter dem Hügel zu bleiben und dann wieder weiter zu ziehen. Und deßhalb nahm er jeden Morgen seine Hunde mit sich in den Wald, um einen Braten zurückzubringen, und dann um nach einem Ausweg aus dem Walde zu forschen. Aber der Aermste hatte keine Ahnung, daß im Rücken Verrath ihm drohe. Denn es war geschehen, daß die Hunde den Räuberhauptmann nicht vollständig zerrissen hatten, der, nachdem sich Vitek mit den Hunden entfernt hatte, mit seiner Schwarzkunst sich soweit heilte, daß er in's Gebüsch kriechen und dort sich verstecken konnte. Dort gab er Acht, bis Vitek das Schloß verließe, und wie dies geschehen war, schlüpfte er hinein. Die Alte erschrack freilich, war aber doch auch hocherfreut, weil sie glaubte, daß er gewiß jenen unliebsamen Gast beseitigen werde.

„Jetzt verstecke mich nur irgendwo,“ sagte der Räuber, „daß jener mich bei seiner Heimkehr nicht sehe, sonst würden mich seine Hunde gewiß in Stücke reißen. Du mußt ihn bewegen, daß er diese Hunde recht weit fort-

schicke, denn erst dann, wenn er allein ist, kann ich ihn umbringen."

„Aber wie konntet Ihr nur so schnell genesen, lieber Herr?" fragte endlich die Alte.

„Etwa hundert Schritte von hier rechter Hand steht eine Tanne, und unter ihr ist ein goldener Kelch vergraben, und in diesem Kelche ist eine Salbe: wer sich mit dieser Salbe einreibt, der wird augenblicklich gesund, sollte er auch alle Glieder entzwei gehauen haben. Diese Salbe habe auch ich gebraucht."

Während sich die beiden also besprachen, horchte der Hund Pozor sorgfältig zu. Hierauf verbarg die Alte ihren Gebieter und versah ihn mit Nahrung, alsdann ging sie mit Schmeichelworten zu Vitek's Schwester, und sprach ihr Bedauern aus, daß sie mit dem Bruder fortgehen müsse. „Siehe," redete sie ihr zu, „wenn Du den Bruder bewegen würdest, daß er diese bissigen Hunde recht weit fortschicke, daß sie in die Irre liefen, und nicht mehr zurückkehrten, dann würde Dein Bruder hier zurückbleiben, da er sich ohne sie auf eine so weite Reise nicht begeben könnte. Hier hast Du, was Du nur willst und Du wärest Deine eigene Feindin, wenn Du mir nicht folgtest."

Das arme unerfahrene Mädchen ließ sich überreden, und sagte Alles zu. Als der Bruder nach Hause kam, benahm sich die Schwester sogleich sehr zutraulich, bat bald um dies, bald um jenes, weil sie dies und jenes dort nicht habe. „Wozu hast Du diese Hunde?" fügte sie bei, „Du kannst sie darum senden."

„Sie mußten heute schon viel umherlaufen, laß' es bis morgen."

Am zweiten Tage also schickte er zuerst den Hund Lámej fort: umsonst sprang Hund Pozor um ihn herum und knurrte, er beachtete dies gar nicht. Als jedoch der Schwarze lange nicht zurückkam, war ihm dieß sonderbar, und er sandte den Rothen um ihn, allein auch dieser kehrte nicht wieder. „Das sind Faulpelze! Ist's denn so weit nach der Stadt? Oder rasten sie vielleicht! Lauf' ihnen entgegen, Pozor!"

Was sollte Pozor thun? Er mußte gehen. Und er lief so schnell er konnte; glücklich kam er bis zur Gränze und sah dort den Lámej und Trhej traurig sitzen.

„Ach, schlimm ist's, schlimm!" rief er ihnen schon aus der Ferne zu, „man will unsern Herrn um's Leben bringen, und wir können ihm nicht zu Hilfe kommen, wenn er uns nicht ruft." Dann begann er ihnen alles zu erzählen, was er d'rin in dem Hügel gehört hatte.

Nachdem Birek alle drei Hunde fortgeschickt hatte, setzte er sich zu Tische und ließ sich das Essen bringen. Da trat in die Thür in prächtiger Kleidung der Räuberhauptmann.

„Jetzt hab' ich Dich, Du Mörder meiner Leute, mach' Dich bereit, Dein letztes Stündchen hat geschlagen!" Als Birek diese Worte hörte, erschrack er gewaltig, und es stach ihn so heftig durch's Herz, daß er schnell nach dieser Seite griff; da nahm er dort das an einem Schnürchen hängende Pfeifchen wahr. „Einmal mir, ein andermal Dir," sagte er ruhig, „wer kann für das

Mißgeschick? Aber jedem Verurtheilten ist vor dem Tode irgend eine Gnadengunst gewährt, und so werdet wohl auch Ihr mir etwas gönnen."

„Wenn's nur nicht lange dauert."

„Als ich noch daheim die Heerden hütete," sagte Bitek und zog das Pfeifchen hervor, „da ließ ich oft dies Pfeifchen ertönen, und so will ich es noch vor meinem Tode zum letztenmal thun." Er trat zur Thür hin und pfiff dreimal so stark, daß es ihm in den Ohren gellte; und ehe der Strauchritter die Waffe ergreifen konnte, waren die Hunde da und zerrißen ihn augenblicklich, und dann auch die Alte. Auf die Schwester ward aber der Bruder recht böse, weil er glaubte, sie sei mit der Alten einverstanden gewesen. „Weil Du so aufrichtig gegen mich bist," sagte er zu ihr, „so kannst Du hier bleiben und ich gehe weiter." Vergeblich flehte die Schwester, vergeblich gelobte sie, nicht mehr so falsch handeln zu wollen: er ließ sich nicht erbitten. Mit allem, was sie zum Lebensunterhalte für Jahreslänge brauchte, versah er sie, dann schloß er sie dort ein und zog in die Welt.

Nachdem er schon lange umhergewandert war, kam er bis hinter das schwarze Meer in den fünfundsiebzigsten Kreis und dort in eine Stadt, deren Häuser von einem Thore zum andern mit schwarzem Tuche überzogen waren. Darob verwunderte er sich sehr und gleich wie er in ein Einkehrhaus trat, fragte er den Wirth, was dies zu bedeuten habe.

„Ach lieber Herrr," sagte dieser, „das ist eine traurige Geschichte. Es ist schon lange her, wo, Gott

weiß aus welcher Gegend, ein großer böser Drache hieher geflogen kam, der die ganze Gegend verpestete, daß alle Leute erkrankten. Niemand konnte ihn vertreiben. Da ging der König selber zu einem berühmten Schwarzkünstler, und fragte ihn, wie da zu helfen wäre? Aber was mußte hier der arme Vater erfahren! Bevor nicht der König, hieß es, seine einzige Tochter dem Drachen zu verzehren gäbe, würde es im Lande nicht besser werden, und alle Leute müßten umkommen. Allerdings konnte er sich lange nicht dazu entschließen. Da begann aber das Volk aufrührerisch zu werden und endlich wünschte sich die Prinzessin selbst jenen entsetzlichen Tod, um das unglückliche Land von jenem Ungeheuer zu befreien. Der König ließ ausrufen: wer so glücklich würde, die Prinzessin von jenem schrecklichen Ende zu erlösen, der solle sie zur Gattin und dazu das halbe Königreich bekommen. Aber Niemand kam, und daher soll sie heute dem Ungethüm ausgeliefert werden. Würdet Ihr sie kennen, Ihr möchtet sehen, daß sie wahrlich ein Engel sei, und nun muß sie auf eine solche Art aus der Welt gehen!"

„Wo befindet sich denn der Riesendrache?" fragte Witek. „Will ebenfalls hinschauen, doch zuvor möcht' ich gerne, daß meine Hunde zu fressen bekämen."

Nachdem dieß geschehen war, zog Witek ein schönes Gewand an, gürtete sich ein scharfes Schwert um — denn alles dieses hatte er sich aus dem Schloße mitgebracht — und begab sich mit seinen Hunden nach der Stätte, wo die Prinzessin dem Drachen überliefert werden sollte. Er wartete nicht lange, als er

schon die Prinzessin heranfahren sah, Vater und Mutter gaben ihr das Geleite, und eine unzählbare Menschenmenge ging mit ihnen. Als sie mit ihr zur Stelle kamen, nahmen Alle bitterlichen Abschied von ihr und kehrten um. Sie fuhr noch ein Stück Weges dem Hügel näher, dann stieg sie vom Wagen und schickte ihn ebenfalls zurück.

Da trat Vitek an sie heran und sagte: „Fürchtet nichts, edles Fräulein! Mit meinen Hunden will ich Euch vor dem sichern Tode retten; geht seitwärts, um mir nicht hinderlich zu sein.“

Die arme Prinzessin wollte ihm vor Freude schier die Füße küßen, er aber nahm und führte sie eine Strecke von dem Berge fort. Da aber begann der Berg zu dröhnen, ein fürchterliches Rasseln, Brüllen und Zischen war in seinem Innern zu hören, und auf einmal öffnete er sich und der böse Drache steckte den Kopf heraus. Das war ein grausiger Anblick und Vitek's Haare sträubten sich; allein er erschrack noch mehr, als noch ein Kopf, dann zwei, drei Köpfe zum Vorschein kamen, bis ihrer neun waren, die Augen wälzten sich darin wie Feuerkugeln, die Zungen zuckten wie flammende Schwerter hervor, bis sich endlich das furchtbare Unding ganz heraus wälzte. Vitek hätte lieber einen Kampf mit zweihundert Männern aufgenommen, als mit einer solchen Höllengestalt; aber was war zu thun, der Prinzessin hatte er sein Wort gegeben und mußte es nun halten. Er hetzte also die Hunde auf den Drachen und diese fielen über ihn her, aber wie sie einen Kopf abreißen, wütheten die andern um so ärger; schon waren

die Hunde ganz abgemattet, und noch waren sechs Köpfe da; da ging ihnen **Vitek** zu Hilfe, zog sein breites Schwert heraus und begann d'reinzuhauen, die Hunde bißen und rissen und auf diese Weise wurde der Drache doch überwältigt; freilich waren sie an allen Gliedern verbrannt und mit Gift bespritzt, aber das Alles ließ sich wieder gut machen. Als dann schnitt **Vitek** aus allen Köpfen die Zungen heraus und nachdem er sie sorgfältig aufbewahrt hatte, ging er zu der Prinzessin, die beinahe ohnmächtig unter einem Baume saß.

Als sie nun den weißen Schleier vom Antlitz entfernte, hätte er geschworen, noch nirgends ein so schönes Antlitz gesehen zu haben, und er bereuete nicht, was er für sie gethan. Wohl hatte er das Recht, sie seine Braut zu nennen, doch er wollte von diesem Rechte keinen Gebrauch machen; mit einem einzigen freundlichen Blicke war er hinlänglich belohnt.

„Ach, wie soll ich Euch danken, mein Befreier! Wie soll ich es Euch entgelten!"

„Ich verlange nichts anderes von Euch, als daß Ihr mich nicht vergeßet und mir Etwas zum Andenken gebet!"

„Warum zum Andenken?" fragte die Prinzessin erschrocken, denn der schöne Jüngling hatte ihr Wohlgefallen erregt, und sie dachte sogleich an die vom Vater versprochene Belohnung. „Warum zum Andenken, wollet Ihr denn nicht bei uns bleiben? Nein, nein, Ihr müßet zum Vater, damit er sich Euch dankbar bezeigen könne."

„Ich kann nicht jetzt mit Euch gehen, schönes Fräulein," erwiederte traurig der Jüngling; „mich bindet ein

Versprechen, das ich nicht brechen darf, obwohl ich mit Freuden die zugesagte Belohnung, nämlich Eure Hand, annähme; doch wenn Ihr noch frei seid und mich lieben könntet, so harret auf mich Jahr und Tag. Komme ich innerhalb dieser Frist nicht, so seid Ihr Eures Wortes ledig; gebet mir nur zum Andenken die Hälfte Eures Schleiers, und wer Euch diese einmal überbringt, dem glaubet, sei er auch wer immer."

Mit Thränen in den Augen und mit Darreichung der Hand sagte ihm die Königstochter alles dieses zu, dann nahm sie ihren Schleier vom Haupte, riß ihn entzwei, die Hälfte behielt sie zurück, und die andere reichte sie ihm. Hierauf nahmen sie Abschied. Fast bedauerte es Vitek, so stolz gewesen und mit der Jungfrau nicht gegangen zu sein; denn ihn band kein Versprechen, er wollte nur zuvor in der Welt Erfahrungen sammeln, die ihm als dem zukünftigen Könige nützlich sein könnten. Als er in die Stadt kam, erwähnte er Niemanden ein Wörtlein, ging zum Wirthe und bat ihn, er möge ihm die Sachen, die er aus dem unterirdischen Schloße mitgebracht, aufbewahren, nach Jahr und Tag wolle er sich diese wieder abholen. Dieser sagte zu, Vitek übergab ihm die Sachen und ging aus der Stadt fort.

Der armen Prinzessin erging es indessen schlecht. Nachdem sie sich von ihm entfernt hatte, mußte sie durch den Wald zurückgehen, und da sah sie dort noch den Wagen stehen, in welchem sie hergefahren war. Der sehr neugierige Wagenlenker hätte nämlich gern gewußt, wie es mit ihr ausfallen werde; von keinem Schauder ließ er sich abschrecken, denn, dachte er, wenn's schlimm geht,

fahr' ich davon. Da sah er also, wie Vitek die Prinzessin befreite, er sah auch, wie jener von der Prinzessin Abschied nahm, und wie sie allein zurückkehrte; das kam ihm sehr sonderbar vor. Er ging also der Herrin entgegen und küßte ihr freudig die Hände, wobei er fragte, warum ihr Befreier nicht mitkäme.

„Ach, lieber Boreš, er soll ein Gelöbniß gemacht haben, das er nicht brechen darf er kann sich nicht an unsern Hof begeben.“ So sagte sie und Thränen benäßten abermals ihre Wangen.

Da flüsterte der Böse dem Boreš etwas in's Ohr, und dieser befolgte sogleich seinen Rath. Ein Messer ziehend faßte er die Prinzessin an und sprach zu ihr: „Schwöre nun, Du wollest Jedermann sagen, daß ich Dich befreit und diesen Drachen mit einem Knüttel todtgeschlagen habe, sonst ermorde ich Dich augenblicklich.

Die Prinzessin ward vor Schrecken ganz starr; nachdem sie sich aber ein wenig erholt hatte, meinte sie in der Stille: „Einmal bist Du dem Tode wunderbar entronnen und solltest Dich nun umbringen lassen? Das thust Du nicht; hoffentlich wird einmal Rettung kommen.“ Und nun schwur sie, Alles so sagen zu wollen, wie es der Elende verlangen werde. Hernach setzte er sich in den Wagen und fuhr in die Stadt.

Da gab es ein Entzücken! Schon aus der Ferne hörte man ein Schreien und Jubeln, daß die junge Fürstin lebe. Ihre Eltern kamen ihr weit entgegen und frugen gleich, wer sie von dem Tode gerettet habe. Und sie wies auf den Wagenlenker hin. Allerdings blickte

Jedermann einigermaßen mißtrauisch auf diesen, aber die Prinzessin hatte so gesagt, und sie mußten es glauben. Darum verkündete ihn auch sogleich der Vater öffentlich als seinen Eidam und Mitregenten.

Wie der Armen zu Muthe war, kann sich jeder leicht denken. Aber was sollte sie thun? Das Einzige bat sie sich aus, daß die Hochzeit erst nach Jahr und Tag gefeiert werde. Die Eltern waren damit einverstanden, und der Bräutigam, der nichts von der mit Vitek geschloßenen Verabredung wußte, ebenfalls. Er war froh, so leicht zum Ruhme gelangt zu sein, und spielte einen gar großen Herrn, daß er bald einem jeden in der Stadt recht zuwider wurde.

Mittlerweile wanderte Vitek weit und breit durch die Welt. Da half er bald Diesem bald Jenem, so daß man ihn überall gern sah und sein Name berühmt wurde! Zumeist jedoch leistete er mit seinen Hunden den Königen und Fürsten Beistand im Kriege mit den Feinden; damit erzielte er großen Reichthum und den Adelstand. Daher hielt er es bald an der Zeit zu seiner theuren Prinzessin als würdiger Bräutigam zurückzukehren. Aber er war weit, ja einige hundert Meilen von ihr entfernt, und das Jahr neigte sich fast schon dem Ende zu. Er bestieg also ein Schiff und machte eine Meerfahrt. Einst ankerte man bei einer Insel, Vitek stieg mit seinen treuen Hunden an's Land und lustwandelte durch die Insel. Da sah er auf einem Baume eine schöne weiße Taube sitzen.

„Ei, wie kommst denn du her, liebe Landsmännin?" rief der überraschte Vitek und das Täubchen flog von dem

Baume herab und setzte sich zutraulich auf seine Schulter. „Könntest Du mir doch sagen, was Neues es in unsern Gegenden gebe und was meine Liebste wohl mache."

„In drei Tagen hat sie Hochzeit und erwartet Dich sehnsüchtig," girrte das Täubchen.

Vitek erschrack über diese sonderbare, redende Taube, faßte sich aber bald wieder und fragte, wen jene heirathen solle? Die Taube erzählte ihm Alles, was sich mit der Prinzessin zugetragen hatte.

Da erst bedauerte Vitek sein unbedachtes Handeln. „Ach wie werde ich sie nun befreien?" wehklagte er: „und wenn auch das Schiff fliegen würde, in drei Tagen kommt es doch nicht an's Ziel."

„Wie denn, wenn die Hochzeit noch um drei Tage verschoben würde?" sagte das Täubchen.

„Und wer soll dies ausrichten?" Da kam der Hund Pozor herbei und schmiegte sich zutraulich an seinen Gebieter an. „Ei sieh', auf dich hätte ich beinahe vergessen," rief Vitek freudig aus, zog die Schleierhälfte hervor und band sie dem treuen Pozor um den Hals. „Nicht brauche ich dir zu bedeuten, wem du sie übergeben sollst; sollte aber doch am dritten Tage Hochzeit sein, so reiße den Bräutigam in Stücke und bleibe dort, bis ich komme."

Kaum hatte dies der Gebieter gesprochen, so flog schon Hund Pozor über Berg und Thal. Vitek sah sich nach der Taube um, aber diese war nirgends mehr zu sehen. Er kehrte also schnell auf das Schiff zurück und versprach den Schiffern viel Geld, wenn sie ihn binnen sechs Tagen nach der Stadt, wo seine Liebste

wohne, bringen würden. Der Wind war günstig, und so segelten sie glücklich dahin. —

Schauen wir nun wieder zu der Prinzessin. Als das Jahr langsam seinem Ende nahte, drängte der Bräutigam, daß die Hochzeit stattfinde. Der König war ebenfalls sein Fürsprecher und da die Prinzessin selbst Jahr und Tag bestimmt hatte, mußte sie nun einwilligen.

Es wurden also Gäste geladen, schon durch mehre Tage wurde in den Küchen gekocht, und tausenderlei Feierlichkeiten waren an allen Enden in der Vorbereitung. Am Hochzeitsmorgen, als sich die Prinzessin eben zu dem Vermählungsgange festlich schmücken wollte, da stürzte ein weißer Hund in ihr Gemach und legte sich ihr zu Füßen nieder. Erschrocken wollte sie die Dienerschaft herbeirufen, da aber sah sie, daß der Hund jenen Schleier um den Hals geschlungen habe, den sie vor Jahresfrist dem Vitek gegeben; und sie erinnerte sich sogleich seiner Worte, daß sie jenem, der ihr dies Andenken wiederbrächte, Glauben schenken möge.

„Ach, vielleicht ist er todt!“ wehklagte die Königstochter; aber Hund Pozor schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Du verneinst also gutes Thier, daß er todt sei? Ist er vielleicht da?“

Hund Pozor bewegte abermals verneinend den Kopf.

„Aber er kommt vielleicht?“

Da sprang er freudig in die Höhe.

„Wann kommt er? Ach, könnte ich es wissen!

Aber, sei es wie es wolle, der Hochzeitstag muß verschoben werden." Und sogleich ließ sie den Arzt holen weil sie krank sei, und legte sich in's Bett. Nun mußte wirklich das Hochzeitsfest um drei Tage verschoben werden; aber auch diese verstrichen schnell, und Witek war noch immer nicht da. Zum zweiten Male stand die Prinzessin im Brautschmucke und harrte ängstlich des Augenblickes, wo sie in den Speisesaal gehen mußte, denn es sollte vor der Trauung eine große Gasttafel gehalten werden. Und von der Angst gedrängt, sandte sie den Hund Pozor, der die ganze Zeit hindurch von ihrer Seite nicht gewichen war, aus, er möge nachschauen, ob sein Herr schon komme. Hund Pozor lief in das Einkehrhaus, und vor diesem stand eben mit den zwei andern Begleitern sein Gebieter, gewillt zu Hofe zu gehen. Es war entzückend, ihn anzublicken, so schön paßte ihm das kostbare Gewand. Beim Thore stand ein gesatteltes Roß und eine Anzahl von Dienern, die ihn zu der Braut begleiten sollten. Und alle begaben sich auf den Weg.

Im Palaste saß man schon im Speisesaale und tafelte; nur die Prinzessin aß nichts und sah rastlos ängstlich zur Thür hin, ob der Geliebte nicht komme. Da trat ein Diener zum Könige, und meldete, es sei ein Gast aus fernem Lande angekommen, der gern mit dem Könige spräche.

„Er ist mir willkommen, er soll eintreten und mit uns tafeln," antwortete der König.

Der Diener entfernte sich und öffnete nach einem Weilchen dem Unbekannten die Thür. Vielleicht hätte die Prinzessin den Witek in dieser kostbaren Gewan-

dung gar nicht erkannt, wenn nicht seine Hunde bei ihm gewesen wären. Der König hieß freundlich den Gast willkommen und ließ ihn neben sich und der Braut Platz nehmen, wofür ihm beide Liebende im Herzen dankten

Jedermann fragte nun den Vitek aus, was für Neuigkeiten er bringe. Und er unterhielt mit seiner gewandten Erzählung die ganze Gesellschaft. Zuletzt wandte er sich zum Könige und sagte: „Es ist eben ein Jahr her, wo in einem Lande eine ungewöhnliche Begebenheit sich zutrug, die ich aber nicht gern hier öffentlich erzählen möchte, wenn aber Eure königliche Majestät befiehlt —"

„Erzählet nur, mag es was immer sein," mahnte der König.

„Es handelt sich um einen Diener, der bei seinem Herrn in vollkommener Gunst und Liebe stand, aber ihn und dessen Familie schändlich hinterging; durch einen listigen Betrug wollte er alle ewig unglücklich machen, doch Gottes Hand wehrte ihm darin. Ehe ich aber zu erzählen beginne, frage ich öffentlich, wie Jeder von Euch, dem so etwas begegnen würde, mit einem solchen Menschen verfahren möchte?"

„Würde ich einen solchen Elenden bei mir beherbergen, ich ließe ihn auf der Stelle durch vier Ochsen in Stücke reißen." So sagte der Bräutigam.

„Du hast Dir selbst das Todesurtheil gesprochen!" rief Vitek aus und erhob sich. „Du bist jener Elende, der solche Schändlichkeiten begangen." Nach diesen Worten stand Alles vom Tische auf und ersuchte den

Vitek um Aufklärung, der leichenblaße Bräutigam aber zitterte am ganzen Leibe. Er hatte eben die Hunde bemerkt, und da wußte er sogleich, wer der Fremde sei.

Vitek fing an, Alles zu erzählen und zog, nachdem er geendet, die Schleierhälfte hervor, welche die Prinzessin ihm durch den Hund Pozor zurückschickte, ferner die neun Zungen aus den neun Köpfen des bösen Drachen. „Die Prinzessin soll die andere Schleierhälfte bringen," sprach Vitek, „daß Ihr Euch von der Wahrheit meiner Rede überzeuget."

Die Prinzessin zauderte nicht, und brachte die andere Schleierhälfte herbei, die der ersten auf ein Haar ähnlich war. Dann befahl Vitek, man möge ihm die neun Köpfe reichen, welche der König gleichfalls aufbewahrt hielt. Als man sie brachte, hatte kein einziger eine Zunge, weßhalb Jedermann zu glauben begann, daß der Wagenlenker des Betruges schuldig sei. Und damit Alles an's wahre Licht komme, begann die Prinzessin von dem schändlichen Benehmen des Knechtes zu erzählen, und da wurden Alle erst recht böse über ihn. Der König befahl sogleich, daß er durch vier Ochsen in Stücke gerissen werden solle, um also jenen Tod zu finden, den er selbst über sich verhängt hatte. Der Betrüger bat, weinte, und selbst die Prinzessin legte eine Fürbitte zu seinen Gunsten ein, allein der König ließ sich nicht erweichen. Der Schuldige mußte die Todesart erleiden, die er verdiente.

Am anderen Tage feierte Vitek mit der Prinzessin eine sehr prunkvolle Hochzeit, und beide wurden glücklich. Der König und die Königin liebten den Vi-

tek sehr, und die Unterthanen ehrten ihn, denn er war freundlich und gut.

Als er nach einiger Zeit wieder im Garten lustwandelte, erblickte er abermals jene Taube, die ihm vormals die Nachricht von der Prinzessin auf die Insel gebracht hatte. „Ei, siehe da," sagte Vitek und ging näher zu dem Baume, „woher kommst du und wo warst du?"

„Bei Deiner Schwester, König," entgegnete die Taube; „sie ist krank und wird vielleicht bald sterben; aber Du könntest sie gesund machen, wenn Du sie besuchen wolltest." Nach diesen Worten verschwand die Taube.

König Vitek hatte sich häufig seiner Schwester erinnert, dennoch konnte er nie vergessen, daß sie sich so falsch gegen ihn benommen habe. Als er aber nun von ihrer Krankheit hörte, vergaß er Alles und beschloß, sie ehestens abholen zu wollen. Er begab sich also zu seiner Gattin und sagte ihr, daß seine Schwester erkrankt sei. Diese tadelte ihn, warum er die Arme nicht schon längst besucht, und sie so lange habe dulden lassen; auch schärfte sie ihm ein, er möge sich so schnell als möglich beeilen, um sie noch am Leben zu treffen.

Der König nahm also seine Hunde und Einige aus der Dienerschaft, setzte sich auf's Pferd und ritt zu der Schwester. Glücklich kamen sie dort an, und fanden die Schwester noch am Leben, die mit unsäglicher Freude den Bruder begrüßte, nachdem sie von ihm gehört hatte, er verzeihe ihr und wolle sie an den Königshof nehmen. Die Krankheit verließ sie, und

kurz waren die Voranstalten zur Reise. Was sie von Edelsteinen und kostbaren Sachen zusammenraffen konnten, das nahmen sie mit. Der König versperrte den Hügel und Alle ritten von dannen.

Die Königin bewillkommte die Schwester ihres Gemals freundlich und führte sie in die prachtvollen Gemächer. Aber die Schwester war im Herzen nicht so gesinnt, wie sie sich den Anschein gab, war vielmehr rachsüchtig und neidisch, und deßhalb nahm sie sich vor, sich an dem Bruder zu rächen, weil er sie so grausam von sich gestoßen hatte. Es handelte sich ihr nur darum, auf welche Weise sie ihn aus der Welt schaffen sollte, daß es nicht verrathen würde. Endlich beschloß sie, ein anges Messer anfertigen zu lassen, mit diesem dann das Bett durchzustechen, daß sich der Bruder, wenn er sich zur Ruhe legte, daran anspieße.

Hund Pozor, der überall war, hörte und sah Alles, was die Schwester anzettelte und vermeldete es sogleich seinen vierfüßigen Brüdern. „Diesmal droht Arges unserem Gebieter,“ äußerte er zu ihnen; „wenn wir ihn nur warnen könnten! Doch wie? Wir lassen ihn nicht zu Bette gehen, oder ziehen das Messer aus dem Bette heraus, falls uns darin kein Hinderniß wird.“

Aber es half nichts; am andern Tage fand eine große Jagd statt, und alle drei mußten mit ihrem Herrn gehen und kamen erst spät in der Nacht zurück. Als nach dem Nachtmal Vitek sich in das Schlafgemach begeben wollte, um auszuruhen, begannen ihn die Hunde zu zupfen und zu ziehen, er solle sich nur nicht in's Bett legen. Er wußte nicht, was das zu be-

deuten habe. „Seid ihr denn toll geworden? Ich bin ganz müde, und ihr wollet mich nicht in's Bett lassen." Endlich sprang er sehr erzürnt schnell in das Bett, und schon athmete er nicht mehr auf. Die Messerspitze hatte ihm das Herz durchbohrt. Die armen Hunde wußten sich nicht zu rathen, und wehklagten, daß der Herr ihnen nicht gefolgt habe. Was war zu thun? Sacht nahmen sie ihn aus dem Bette, legten ihn auf die weichen Teppiche, und Lámej zermalmte vor Zorn das Messer. Aber damit half er seinem Herrn doch nicht. Da offenbarte Hund Pozor abermals seine Klugheit.

„Ich weiß schon, Brüder, wie wir ihm helfen, eben ist es mir eingefallen. Erinnert ihr euch, wie sich der Räuberhauptmann, den ihr dazumal zerrissen habt, wieder heilte? Ich will die Salbe holen, Lámej bleibt da und Trhej geht mit mir." So sagte er und beide entfernten sich gleich im Laufe. Als sie den Platz, wo die hohe Tanne stand, erreichten, da mußte Hund Trhej sie aus dem Boden reißen, dann scharrten sie den goldenen Kelch heraus und eilten damit so schnell sie konnten zurück. Aengstlich harrte ihrer Hund Lámej. Da stürzten sie herein, öffneten den Kelch und bestrichen die Wunde mit der Salbe. Augenblicklich begann der König zu athmen, und nach einer Weile stand er auf. Verwundert blickte er um sich; da lag das zerbrochene Messer, der goldene Becher mit der Salbe, da war das Lager ganz voll Blut und zerrissen. Allmälig erinnerte er sich alles dessen, was geschehen, und errieth leicht, es habe sich um sein Leben gehandelt. Wer aber war der Schuldige? Die Hunde mußten es wissen, weil sie ihn warnten.

„Wisset ihr, wer mir dies Lager bereitet?“ fragte er sie. Hund Pozor sprang gleich zu seinem Herrn hin und bejahte mit dem Kopfe.

„Also gehet Lámej und Trhej und reißet ihn in Stücke, mag es wer immer sein.“

Diese liefen freudig fort, eilten durch mehre Gemächer, bis sie in das Schlafgemach der Schwester ihres Gebieters kamen. Da erfaßten sie diese, zerrten sie hinaus und rißen sie in Stücke.

Als Vitek in der Frühe erwachte, kamen die Leute eilig zu ihm und berichteten, welch' ein Unglück seiner Schwester widerfahren sei. Er erschrack wohl, wußte aber, daß ihr kein Unrecht geschehen und darum schwieg er. Gedankenvoll ging er in den Garten hinaus und alle drei Hunde folgten ihm. Sie waren traurig, und gingen beständig um ihn herum, als wollten sie ihm etwas sagen.

„Was wollt ihr denn?“ fragte sie der König.

„Lieber Herr,“ sagte Hund Pozor zum König, der über diese Ansprache ganz erschrocken war. „Viel Gutes haben wir Dir erwiesen, und auch Du warst uns stets ein guter Gebieter, aber noch eine Gefälligkeit mußt Du uns erweisen, es wird die letzte sein, und damit wirst Du uns erlösen.“

„Was soll es sein?“

„Du mußt uns allen Dreien die Köpfe abhauen.“

„Nein, nein, fordert dies nicht von mir, wie könnte ich es thun?“

„Willst Du uns also nicht erlösen?“

„Kann es denn auf keine andere Art geschehen?“

„Keineswegs! Wir sind drei Brüder aus fürstlichem Stamme; diese zwei waren sehr tapfer, ich aber gelehrt und weise; weil wir aber diese schönen Gaben mißbrauchten und die Menschen quälten, berührte uns die Hand der Gerechtigkeit und wir starben plötzlich, unsere Seelen aber übergingen in Thierkörper. Das, was uns die Natur als Menschen verliehen, sollte uns auch als unvernünftigen Thieren verbleiben, aber stets nur zum Wohle der Menschen gerichtet sein. Deßhalb sind diese zwei stark, ich klug. Wir hatten die Aufgabe, drei guten Menschen zu helfen, dreierlei Böses aus der Welt zu schaffen; endlich sollte uns Jener, dem wir die meisten Wohlthaten erwiesen, die Köpfe abschlagen. Jene Taube war unsere Schwester, die zu unserer Erlösung beitrug. Du bist der Dritte, dem wir halfen und dienten. Dir haben wir die meisten Wohlthaten erzeugt, Du also erweise uns den letzten Dienst."

Nach diesen Worten konnte sich der König nicht länger weigern, obzwar er genug ungern seine Begleiter verlor. Darum zog er das Schwert, und hieb allen Dreien die Köpfe ab. Da flog aus jedem Rumpfe eine schöne weiße Taube heraus. Nachdem sie dreimal des Königs Haupt umflattert hatten, verschwanden sie in den Wolken. Traurig ging der König in den Palast zurück, wo die Königin ein liebliches Söhnlein gebar. Vor Freuden vergaß er bald auf Alles und lebte zufrieden und glücklich, ohne sich fernerhin die Hilfe der Hunde wünschen zu müssen.

Bumbrlíček.

Nach J. Kobin z Radostova.

Als Bumbrlíček geboren wurde, sah er aus, wie jedes kleine Kind, und Niemand ahnte, daß einmal etwas besonderes aus ihm werden könnte: er war von Gestalt so unansehnlich, daß die Mutter öfter zu ihm sagte: „Aber Kind, Du bist weder gesalzen noch geschmalzen."

Bumbrlíček aber hörte gar nicht auf die Worte der Mutter und blieb auch fernerhin unansehnlich. Schon begann er in die Schule zu gehen, und noch immer konnte Niemand an ihm wahrnehmen, daß er einmal ein Weltwunder sein werde; selbst der Herr Lehrer ahnte nicht das Geringste davon, wiewohl er zu sagen pflegte, er erkenne beim ersten Anblicke, was aus einem Kinde werden könne. Bumbrlíček lernte, aber so, daß der Herr Lehrer von ihm weder sagen konnte, er lerne gut, noch er lerne schlecht. Schon kannte er die Buchstaben, schon konnte er ein bischen syllabiren, bis er endlich nach hübsch langer Zeit auch zu lesen anfing.

Von dieser Zeit an hatte er aber immerfort eine große Lust, doch nicht zum Lesen, sondern zum Essen, und eben dadurch ward er ein Weltwunder. Seine Eltern, die sich mit ihrer Hände Arbeit nährten, konnten nicht genug verdienen, um den Bumbrlíček zu sättigen; der Vater begann schon verdrießlich zu werden, doch die Mutter wußte ihn stets zu besänftigen, indem sie sagte: „Schweig' Alterchen, schweig; Bumbrlíček wächst jetzt, und deßwegen ißt er viel, bis er aber zu wachsen aufhört, wird er keinen solchen Hunger mehr haben, wird stark sein und uns in der Arbeit tüchtig unterstützen."

Der Vater ließ es sich sagen und arbeitete fleißig, aber alle seine Anstrengung war vergeblich. Bumbrlíček aß je weiter desto mehr, und es war keine Hoffnung vorhanden, daß ihm einmal der Appetit vergeben würde. Bei Tische aß er stets noch einmal so viel, als Vater und Mutter zusammen. Den größten Hunger hatte er jedoch, wenn er aus der Schule kam. Und so war es eines Tages, wo er, kaum auf der Schwelle stehend, der Mutter zurief: „Mutter, ich habe Hunger."

„So schneide Dir ein Stück Brod ab," gab ihm die Mutter zur Antwort.

Bumbrlíček ließ sich dieß nicht zweimal befehlen und schnitt sich ein solches Stück ab, daß die Mutter die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Ehe aber noch Jemand im Stande gewesen wäre, fünf zu zählen, sah die Mutter, daß Bumbrlíček schon die Brosamen am Tische auflaubte.

„Warte Bumbrlíček, bald ist das Mittagmal fertig," tröstete ihn die Mutter.

Bumbrliček aber sagte, als ob er dies gar nicht gehört hätte: „Mutter, ich habe Hunger."

„Nun, so nimm Dir den ganzen Laib," antwortete ihm die Mutter etwas verdrießlich.

Bumbrliček erhob sich gemächlich von der Bank, ging langsam um den Brodlaib, ließ sich damit auf der Bank nieder, und ehe noch Jemand fünf hätte zählen können, las er schon abermals die Brosamen am Tische auf.

„Warte, Söhnlein, warte, gleich ist das Mittagmal fertig," sagte die Mutter, als sie sah, daß Bumbrliček noch immer hungrig dareinschaue. Bumbrliček aber sagte, als ob er jene Worte gar nicht gehört hätte: „Mutter, ich habe Hunger."

„Nun so iß mich auf," antwortete die Mutter ärgerlich. Bumbrliček erhob sich gemächlich von der Bank, nahte langsam der Mutter und augenblicklich hatte er sie verspeist. Alsdann setzte er sich wieder bequem auf die Bank und ward sehr tiefsinnig. Da öffnete der Vater die Thür und trat in die Stube. Wie ihn Bumbrliček erblickte, rief er: „Vater, ich habe Hunger."

„Ich auch," antwortete ihm der Vater lachend.

„Vater, ich habe Hunger," wiederholte Bumbrliček.

„Nun so iß mich auf," rief ärgerlich der Vater aus und setzte sich ihm gegenüber. Bumbrliček erhob sich gemächlich von der Bank, schritt langsam auf den Vater zu und im Nu hatte er ihn verspeist. Hierauf ging er hinaus. Weder rechts noch links schauend schritt er aus dem Dorfe der Hutweide zu, wo der

Gemeindehirt das Vieh weidete. **Bumbrlíček** ging bedächtig auf ihn zu, stemmte die Hände in die Seiten, öffnete schrecklich den Mund und sprach:

„Ich war dort
Aß dort auf:
Ein Stück Brod,
Ein Laib Brod,
Mutter,
Vater . . .“

Der Hirt sah ihn ganz erschrocken an, und wollte ihn nach etwas fragen, allein **Bumbrlíček** stieß heftig noch die Worte aus: „Und Dich eß ich auch auf,“ und hatte im Nu den Hirten verspeist. Aber an dem Hirten hatte er nicht genug, auch die Heerde verspeiste er, mir nichts, Dir nichts, und dann schritt er langsam weiter, nicht rechts nicht links blickend, bis er zu dem Schäfer kam, welcher am andern Ende des Angers die Schafe und Lämmer hütete. **Bumbrlíček** trat gemächlich an ihn heran, stemmte die Hände in die Seiten, öffnete fürchterlich den Mund und sagte:

„Ich war dort,
Aß dort auf:
Ein Stück Brod,
Ein Laib Brod,
Mutter,
Vater,
Den Hirten mit den Schweinen,
Dich eß ich auch nun auf.“

Und kaum hatte er dies ausgesprochen, war von dem Schäfer und den Lämmern keine Spur mehr da, selbst den Jousek, den Schäferhund, verschlang er, obzwar dieser gar arg die Zähne fletschte. Hierauf setzte

Bumbrliček, als wäre gar nichts vorgefallen, seinen Gang auf einem Fahrwege fort, der in ein fernes Dorf führte. Da kommt ihm ein Bauer mit einem hochbeladenen Fuhrwagen entgegengefahren. Wie die Pferde des Bumbrliček ansichtig wurden, blieben sie von selbst still stehen, und wollten durchaus nicht vorwärts. Schon hob der Bauer die Peitsche, um sie anzutreiben, als er plötzlich den Bumbrliček vor sich stehen sah.

„Ich war dort
Aß dort auf:
Ein Stück Brod,
Ein Laib Brod.
Mutter,
Vater,
Den Hirten mit den Schweinen,
Den Schafer mit den Lämmern . . ."

So sagte Bumbrliček her, öffnete fürchterlich den Mund, und ehe sich der Bauer von seinem Schrekken erholen konnte, stieß Bumbrliček heraus: „Dich eß' ich auch nun auf," und augenblicklich verschlang er ihn, aber nicht blos ihn, sondern auch die Pferde, das Heu und sogar den Wagen. Hierauf schlug er, als wäre auch nicht das Geringste vorgefallen, eine andere Richtung ein, bis er langsamen Schrittes eine andere Straße erreichte, wo ein Fuhrmann mit einer schweren Ladung einherfuhr. Dieser Fuhrmann sang bald und bald fluchte er und knallte mit der Peitsche, daß man ihn meilenweit hörte. Als Bumbrliček in seine Nähe kam, stellte er sich vor ihn hin, und begann herzusagen:

„Ich war dort,
Aß dort auf:
Ein Stück Brod,

Ein Laib Brod,
Mutter,
Vater,
Den Hirten mit den Schweinen,
Den Schäfer mit den Lämmern,
Den Bauer mit dem Heu . . ."

„Nun, da konntest Du Dich sattessen," fuhr ihm der Fuhrmann in die Rede.

„Und Dich eß' ich auch auf," schrie Bumbrlíček und sperrte den Mund auf.

„Treibe keine Narrenscherze mit mir, kleiner Hamster, sonst werf' ich Dich unter das Rad!" rief der Fuhrmann aufgebracht; allein kaum hatte er dies gesagt, da zappelte er schon im Munde des Bumbrlíček, und im Nu verschwanden ebendaselbst auch Wagen und Pferde. Und Bumbrlíček setzte, als wäre gar nichts vorgefallen, ruhig seinen Weg fort, ohne weder rechts noch links zu schauen. Auf einmal hört er es vor sich rufen: „Ei sei mir gegrüßt, Bumbrlíček, wie kommst Du denn her?" Und er sieht da ein altes Mütterchen, das auf einen Stab gelehnt, mühsam auf der Straße einherwandert. Aber Bumbrlíček that, als hörte er kein Wort, dankte nicht einmal für den Gruß, sondern that fürchterlich den Mund auf und sagte:

„Ich war dort,
Aß dort auf:
Ein Stück Brod,
Ein Laib Brod,
Mutter,
Vater,
Den Hirten mit den Schweinen,
Den Schäfer mit den Lämmern,
Den Bauer mit dem Heu,

Den Fuhrm ann mit der Ladung
Und Dich eß' ich auch nun auf ..."

„Ei mein allerliebster Bumbrliček," plauderte das alte Mütterlein, „was hättest Du denn an mir, bin ich ja doch nur Haut und Knochen."

„Wie kennst Du mich?" erkundigte sich Bumbrliček.

„Ei, wie sollte ich Dich denn nicht kennen, mein allerliebster Bumbrliček! Du bist so brav, und wirst mich sicher meinen Weg fortsetzen lassen."

Und Bumbrliček gab ihr zur Antwort:

„Ich war dort,
Aß dort auf:
Ein Stück Brod,
Ein Laib Brod,
Mutter,
Vater,
Den Hirten mit den Schweinen,
Den Schäfer mit den Lämmern,
Den Bauer mit dem Heu,
Den Fuhrmann mit der Ladung,
Und — Dich eß' ich auch nun auf."

„Wenn es also sein muß, wohlan," sagte das alte Mütterchen, „aber um eine Gefälligkeit bitte ich Dich noch. Im Dorfe habe ich ein Stückchen Weißbrod bekommen, und habe mich am ganzen Wege gefreut, wie es mir zu Hause trefflich munden werde. Sei also so gut, und laß mich das Stückchen Brod verzehren, ehe ich sterbe."

Bumbrliček schwieg, und das alte Mütterchen sah dies als ein Zeichen der Erlaubniß an; da zog es aus der Tasche das Brod hervor, zugleich aber auch ein

kleines Messerchen, womit es im Nu **Bumbrliček's** Bauch auftrennte. Nun aber gab es was zum Staunen!

Im **Bumbrliček** schrie und rasselte, meckerte und grunzte es, daß dem alten Mütterlein fast das Gehör verging. Zuerst fuhr der Fuhrmann heraus, und fluchend und schimpfend trieb er mit der Peitsche die Roße an, daß der Straßenstaub aufwirbelte. Nach ihm fuhr mühsam der Bauer mit dem Heu heraus, schüttelte den Kopf und konnte es sich auf keine Weise erklären, daß er so plötzlich wieder Licht sehe. Hinter ihm trieb der Schäferhund Jousek die Lämmer heraus, dann kam der Schäfer, der dem Hunde aufmunternd pfiff. Alsdann kam der Schweinhirt mit seiner Heerde zum Vorschein, und jagte, ohne sich umzusehen, so hastig als er nur konnte, davon. Zuletzt sprang der Vater mit der Mutter heraus und beide liefen geraden Weges nach Hause, denn sie gedachten des Mittagsessens, das vielleicht schon ganz kalt geworden. Ihnen kullerte noch ein Brodlaib nach und blieb bald auf der Straße liegen.

Das alte Mütterchen hob sich diesen auf, als einzige Belohnung, daß es so vielfaches Leben vor dem Untergange bewahrt hatte, und schritt dann von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und erzählte überall die wundersame Geschichte vom **Bumbrliček**.

Die Prinzessin mit dem Goldstern auf der Stirn.

Nach Božena Němcová.

Es war einst ein König und eine Königin, und diese Königin hatte auf der Stirn einen goldenen Stern. Die Ehegatten hatten einander sehr gern, doch leider, ihre Glückseligkeit dauerte nicht lange. Nicht möglich ist es, das Leid des Königes zu schildern oder zu beschreiben, das kann nur Einer, der, was er geliebt, verloren.

Lange wollte der König gar nicht das Kind anschauen, welches die Ursache vom Tode der Mutter gewesen, endlich aber siegte die Vaterliebe. Ei, das Kind war so wunderhübsch, ein lebendiges Abbild der schönen Mutter, und weil das Mägdlein so ungewöhnlich anmuthig war, erhielt es den Namen Lada.

Mehre Jahre waren seit dem Tode der Königin verflossen, als die Hofleute dem Könige zuredeten, er möge sich verehelichen, weil er dadurch ruhiger und hei-

terer würde. Der König antwortete ihnen also: „Als die Königin am Sterbelager von mir Abschied nahm, bat sie mich, daß ich, falls ich heirathen müßte, mir keine andere nähme, als eine, die ihr vollständig ähnlich wäre. Ich habe ihr einen Eid darauf geleistet und die Götter zu Zeugen genommen, also werde ich mir eine Frau suchen, die jener in Allem ähnlich ist, und wenn ich keine solche finde, bleibe ich lieber unvermählt. Die Hofleute gaben dem Könige Recht, und sogleich ward beschloßen, wann sich der König auf die Reise begeben werde."

Die Lada, diese blühende Knospe, übergab der König sorgsamen Wärterinnen, sein Land einem treuergebenen Statthalter, und selbst begab er sich mit einem zahlreichen Gefolge auf die Reise durch die Welt, um eine Braut zu suchen. Er durchzog Fürstenthümer und Königreiche, durchreiste die halbe Welt, sah Jungfrauen, engelsschön von Antlitz, aber keine einzige hatte auf der Stirn einen goldenen Stern, keine war seiner verstorbenen Gemalin ähnlich. Traurig kehrte er heim. Da lief ihm Lada entgegen, und hieß ihn freundlichst willkommen von der langen Reise. Der König erbebte beim Anblicke der aufgeblühten Jungfrau. Das war sie, das war das Weib, welches er über Alles geliebt hatte; ihre Augen, Haare, ihren Wuchs, diesen golden leuchtenden Stern auf der Stirn, alles das besaß Lada ihre Tochter. Wehe, wehe! dachte der König. In dem Augenblicke, wo er das Abbild seiner Gattin erblickte, wurden in ihm alle Erinnerungen an die entschwundene Glückseligkeit wach, daß er fast zur Verzweiflung gebracht

war. Endlich beschloß er in seiner aufgeregten Sinnlichkeit, sich die Lada zur Gattin nehmen zu wollen. Er begab sich also zu der Tochter und offenbarte ihr den Wunsch ihrer seligen Mutter. Lada schauderte über diesem Antrage, that aber, als hielte sie des Vaters Worte für einen bloßen Scherz und sagte nach kurzem Nachdenken: „Ja ich will Dich heiraten, lieber Vater, wenn Du mir ein Kleid kaufst, das aus den Flügeln des Goldhähnchens genäht ist."

„Ich kaufe Dir meine Seele, Alles, was Du verlangen wirst, erfülle nur meine Bitte," antwortete der König, und ließ augenblicklich öffentlich ausrufen, wer ihm ein solches Kleid brächte, würde dafür viel Geld erhalten. Was würden die Leute für Geld nicht ausführen? In einigen Tagen befand sich das Kleid im Palaste und der König trug es zu seiner Tochter. Und diese wußte nicht, was sie ersinnen solle, um die Zeitfrist zu verlängern, und den Vater dadurch vielleicht auf andere Gedanken zu bringen. Sie wünschte nun wieder ein Kleid von der Sonnenfarbe. Und wieder ließ der König dieß öffentlich ausrufen, und erhielt richtig ein Kleid von der Sonnenfarbe. Als er es der Lada brachte, sagte sie: „Kaufe mir, Vater, noch ein Kleid von der Himmelsfarbe, daß sich darauf selbst die Sterne befänden: dann will ich Dich in Wahrheit heirathen."

Was hätte nicht der König für sie hingegeben! Boten flogen nach allen Richtungen und die Schneider strengten ihre Schädel an, um ein Kleid von der Himmelsfarbe sammt den Sternen zu Stande zu bringen. Aber was würde der menschliche Verstand nicht ersinnen,

wo es sich um so viel Geld handelt? Selbst ein solches Kleid ward fertig gemacht, nur daß daran statt der Sterne große Diamanten waren. Da war also schon keine Hilfe mehr, und Lada mußte dem Vater ihr Wort geben; aber sie grämte sich darob und weinte. In derselben Nacht träumte ihr, daß vor ihr eine schöne Frau mit einem Goldstern auf der Stirn stehe, und diese lege auf ihr Bett einen weißen Schleier, zart wie ein Lüftchen, und spreche: „Lada, ich bin Deine Mutter, weiß, was hier vor sich geht, daß Dich der eigene Vater zur Gattin haben will. Aber dies darf nicht geschehen, ich komme Dir zu Hilfe. Laß Dir Morgen ein armseliges Gewand anfertigen, wirf diesen aus dem Nebel gewobenen Schleier über den Kopf, und fliehe. So lange Du ihn an Dir hast, sieht Dich Niemand. Um den Vater habe keine Sorge, ich will ihm im Traume erscheinen und ihm in's Gemüth reden." Nach diesen Worten empfand Lada auf der Wange ein leises Athemweh'n, und die Mutter verschwand. Früh trug sie der Kammerfrau auf, sie solle ihr ein Pelzlein aus Mäuschenfellen anfertigen lassen, das vom Kopfe bis zur Zehe reichen würde. Die Kammerfrau glaubte, daß es sich um eine Kurzweil handle, weßhalb sie Niemanden davon sagte, selbst das Pelzchen bestellte, und als es fertig war, der Prinzessin überbrachte. Am dritten Tage sollte die Hochzeit sein, im Palaste gab es einen gehörigen Rummel und Tummel und der König war voll Glückseligkeit. Nur die Prinzessin dachte nicht an eine Vermählung. Als sie das Pelzchen erhielt, zog sie es an, band die drei Kleider in ein Bündel, nahm

das Kopftuch und den Schleier, und also verkleidet sagte sie lebewohl dem väterlichen Palaste und wanderte unter Thränen in die weite Welt hinaus. Lange schritt sie dahin, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden solle. Da kam sie zu einer Stadt, die überaus schön war. Gleich am Anfange stand auf einer Anhöhe das königliche Schloß; Lada beschloß hinein zu gehen und um eine Dienststelle zu bitten. Aber das Bündel mit den Kleidern wollte sie nicht mitnehmen. Eine kleine Wegstrecke vom Schloße befand sich ein Hain, und bei dem Haine ein Brünnlein; den Stein bei diesem Brünnlein hob Lada empor und unter diesen Stein legte sie das Bündel und dazu den Schleier. Ein Fischlein lugte aus dem Brünnlein heraus und sah zu.

„Verrath' es Niemanden, Fischlein, und halte gut Wache dabei!" So bat Lada das Fischlein und begab sich in den Palast.

Am Wege bestreute sie sich das Antlitz ein wenig mit Asche, legte die Stirn in Falten und zog das Kopftuch tiefer herab; denken wir uns dazu noch das Mäusefellpelzchen, worein sie fast ganz eingewickelt war, wer wollte da noch eine Schönheit suchen? Die Dienerschaft im Palaste brach in ein lautes Gelächter aus, als sie eine so garstige Dienstmagd erblickte, und hieß sie von dannen gehen, aber sie bat so inständig, man möge sie als Küchenmädchen aufnehmen, daß der Koch Mitleid mit ihr fühlte und sie in die Küche aufnahm, wobei er ihr streng gebot, der Herrschaft nicht unter die Augen zu treten, weil ihn sonst eine Strafe träfe. Lada war erfreut, daß sie einen Dienst erhalten, wo sie vor aller

Verfolgung sicher, von Niemanden beachtet werden würde. Und sie urtheilte recht; den ganzen Tag würdigte Niemand sie eines Blickes, nur der Herr Koch zankte sie einigemal aus und die Bedienten hießen sie „Mäusepelzchen" auf, was sie aber gutmüthig ertrug.

Das Land, wo sich dieses zutrug, gehörte einem Könige, der einen einzigen Sohn hatte, Namens Hostivit, einen edlen Jüngling. Alle Unterthanen freuten sich bereits auf die Zeit, wo der Prinz Herrscher sein werde, weil sie da prächtige Tage hätten. Der König war schon alt und würde es gern gesehen haben, wenn sich Hostivit irgend eine Prinzessin ausgesucht hätte, doch dieser hatte bisher keine Lust dazu. Das Lob des Prinzen vernahm häufig auch das Küchenmädchen aus dem Munde der Dienerschaft, und hätte sehr gern diesen gefeierten Herrn kennen gelernt. Einst bot sich ihr Gelegenheit dazu. Als sie in der Küche allein war, ging der Prinz eben vorüber. Da lief sie schnell hinaus und schaute ihm nach; ob er ihr gefiel, wollen wir später sehen.

Es war des Königs Namenstag und durch drei Tage wurden prunkvolle Feste gefeiert, zu denen Gäste aus weiter Ferne angefahren kamen. Lada sann den ganzen Tag über etwas nach, und kaum war es Abend, bat sie den Koch, er möge ihr erlauben, sich aus irgend einem Winkel diese Gäste, die sie zeitlebens noch nicht gesehen, anzuschauen.

Der Koch wollte nicht, wollte lange nicht das zugeben, dann brummte er etwas von Neugierde, und ließ das Küchenmädchen gehen, um die Herrlichkeiten

anzuschauen. Lada ging geraden Weges zu dem Brünnlein, hob den Stein auf, und nahm aus dem Ränzchen die Kleider, die aus den Flügeln des Goldhähnchens genäht waren. Sodann legte sie das Kopftuch ab, entledigte sich des Mäusefellpelzchens, wusch das Antlitz, ordnete die Haare, und zog das rauschende Gewand an. Es war ihr aber nicht um den Anblick der Herrschaften zu thun, sie wollte nur einmal mit dem schönen Prinzen tanzen, und ein Wörtchen mit ihm reden. Nachdem sie angekleidet war, warf sie den Schleier über die Augen und eilte in den Palast. In den Tanzsaal eintretend, stellte sie sich dahin, wo die meisten Gäste standen, und entfernte den Schleier von der Stirn. Jedermann wandte sich sogleich gegen sie, aber Niemand wußte, wer sie sei und woher sie komme. Doch der Allererste war Hostivit bei ihr, der früher von Fräulein zu Fräulein flatterte, wie ein gaukelnder Schmetterling. Kaum jedoch hatte er in das liebliche Antlitz der Fremden geblickt, fühlte er schon, mit seiner Freiheit sei es für die Ewigkeit aus.

„Wer seid Ihr, holde Jungfrau, daß mir weder Euer Antlitz, noch Euer Name bekannt ist?“ fragte Hostivit die Lada.

„Das Vertrauen auf Eure Gastfreundschaft hat mich hieher geführt, daß ich mich ein wenig unterhalte. Wenn Ihr mich gerne sehet, dann wollet nicht wissen, wer ich bin,“ antwortete Lada, und blickte auf Hostivit so flehenden Auges, daß dieser nicht mehr das Herz hatte, weiter zu fragen.

Die Musik begann zu spielen, Jeder ging um seine

Dame, und auch der Prinz stellte sich in die Reihe mit seiner Tänzerin, die nicht ihres gleichen hatte. Wie schnell entschwanden ihm die Stunden! Es begann zu tagen, die Prinzessin dankte ihrem Gastfreunde und wollte sich entfernen; der Prinz bat nur noch um ein kleines Weilchen, aber sie blieb keinen Augenblick länger, nur das versprach sie, am zweiten Tage wiederzukommen. Wie im Fluge durcheilte sie den Palast, erreichte das Brünnlein und zog das Festgewand aus; es war schon die höchste Zeit, daß sie wieder in der Küche erscheine. Als sie hinwegschritt, guckte wieder das Fischlein heraus, und Lada bat, es möge ihr die Kleider bewachen. Sämmtliches Gesinde war schläfrig, und Niemand bemerkte es, wann das Küchenmädchen heimkam.

Jeden Morgen verkündete der Kammerdiener, was für den Prinzen zum Frühstück gekocht werden solle; aber an diesem Tage kam er und sagte, der Prinz wisse selbst nicht, was er sich befehlen solle, man möge was immer zubereiten. „Ich weiß nicht, was dem Herrn begegnet ist,“ fügte er bei, „so heiter habe ich ihn noch nie gesehen. Er singt, er tanzt aus einem Gemache in das andere, und wenn ich ihn über dies oder jenes frage, sagt er: ‚Mach', was Du willst.‘“

„Närrchen,“ sagte der Koch darauf, „vielleicht fand er gestern Abends Wohlgefallen an einer Prinzessin, und heute denkt er an sie zurück?“

„Hast Recht, Alter, es war dort eine Frau, aber Niemand weiß, wer sie sei, und an deren Seite verblieb er die ganze Nacht.“

Das Küchenmädchen putzte eben ein Geschirr und

neigte das Köpfchen dazu tief herab, auf daß man nicht sehe, wie es erröthe. Es stellte sich, als möchte es die Reden des Kammerdieners gar nicht beachten, indessen entging ihm kein Wörtlein. Den ganzen Tag stand es auf das Emsigste dem Koche bei, um daß ihm dieser Abends wieder erlaube, auf die Schau auszugeben, was er auch wirklich versprach.

Als Laba alle ihre Arbeit fertig hatte, lief sie abermals zu dem Brünnlein, warf das Pelzchen ab, zog das Gewand von der Sonnenfarbe an, warf den Schleier um, und eilte in den Palast, wo man bereits tanzte. Mit dem Prinzen war den Abend über nicht zu reden, beständig sah er nur nach der Thür hin. Aber ehe er sich dessen versah, stand seine schöne Unbekannte in der Mitte der Halle, wie eine Göttin. Und wieder war der Prinz selig. Die Frauen beneideten die Laba um ihre Schönheit und ihren kostbaren Putz, und die Herren beneideten den Prinzen um deren Gunst. In dieser Nacht blieb Laba um ein Weilchen länger, da sie den Bitten des schönen Prinzen nicht widerstehen konnte, welchen sie so innig liebte, wie er sie. Es war schon ziemlich hell, als sie bei dem Brünnlein anlangte. Rasch entkleidete sie sich, bestreute ihr Antlitz mit Asche, und eilte wie beschwingt dem Palaste zu, wo bereits Alles auf den Beinen war.

„Das gefällt mir, ein andermal gebst Du nirgends hin!“ brummte der Koch, als sie in die Küche trat; aber sie bat ihn um Verzeihung, und der Koch, ein alter guter Mann, vergaß bald auf seinen Zorn, als er sah, daß ihr die Arbeit wie spielend von Statten

gehe. Abermals trat der Kammerdiener in die Küche, und als der Koch fragte, was der Prinz zum Frühstück befehle, antwortete er, der Prinz werde gar nichts essen, er sitze am Ruhebette, habe die Augen geschlossen, und wenn ihn Jemand nach etwas fragt, sei er schweigsam wie das Grab. „Ich weiß nicht," schloß er seine Meldung, „die Frau, die zweimal bei uns war, muß ihn wohl bezaubert haben."

Durch ihren Fleiß hatte sich Lada abermals vom Koche die Erlaubniß erwirkt, auf die Schau ausgehen zu dürfen. Diesmal zog sie bei dem Brünnlein das Gewand von der Himmelfarbe an, das mit Diamantsternen besäet war. Der Lichtschein war so groß, daß der ganze Hain davon erleuchtet ward, und sie sah in dem Brünnlein ihre Gestalt widerstrahlen. Aber diesmal begab sie sich mit schwerem Herzen in den Pallast; denn sie mußte von dem Liebling Abschied nehmen. Allerdings konnte sie sagen, wer sie sei, aber sie fürchtete die Rache des Vaters, der sie zurückverlangen könnte, und deshalb nahm sie sich vor, zu schweigen, bis sie erfahren haben würde, wie der Vater gesinnt sei, und ob er bereits auf sie vergessen habe.

Hostivit war ganz zerstreut, nichts freute ihn, und selbst der alte König sah nach der Thür, wann schon die schöne Zauberin einträte, damit des Sohnes Antlitz sich aufheitere.

„Warum so traurig?" ertönte neben Hostivit eine liebliche Stimme. Wie der prächtige Morgenstern stand Lada an seiner Seite. Der alte König und viele Gäste schaarten sich um sie, hießen sie willkommen,

und konnten nicht genug diese bezaubernde Schönheit bewundern. Diese Nacht hatte weder Lada noch der Prinz Lust zum Tanze, sie schritten zusammen von Gemach zu Gemach, und sprachen leise von ihrer Liebe; und je näher es schon zum Morgen war, desto trauriger waren sie. Das allerletzte Gemach schimmerte in weißer Marmorbekleidung, ringsum standen duftige Blumen und Bäume Dort saß auf einem Ruhebette Lada und Hostivit und hatten Thränen in den Augen.

„Meine Lada, Du Einzige bleibe bei mir und werde mein Weib," bat der Prinz inständig.

„Bitte nicht so innig, Du machst mir das Herz schwer; Du weißt ja, daß ich noch nicht Deine Bitte erfüllen kann. Damit Du aber fest glaubest, daß auch ich Dich herzlich liebe, so nimm von mir diesen Ring, mittelst dessen ich mich auf ewig mit Dir verbinde."

Hostivit empfing mit innigem Danke den kostbaren Ring, dann streifte er gleichfalls einen Diamantring vom Finger, und reichte ihn der Lada.

„Nun sind wir verlobt," sagte diese, „ich bin Dein, Du bist mein. Wer Dir Deinen Ring zurückbringt, diesem schenke Glauben; er wird der Bote sein, von welchem Du die Meldung vernimmst, wann wir uns wiedersehen."

Noch ein Weilchen verfloß in süßem Kosen und Lada verschwand. Umsonst lief Hostivit in das Gemach, wohin sie gegangen war, umsonst wehklagte er, Lada kam nicht zurück, und er wußte nicht, wo sie zu suchen.

Mit schwerem Herzen und weinend zog das Mädchen in dem grünen Haine das kostbare Gewand aus, legte es unter den Stein, ersuchte das Fischlein, darauf Acht zu geben, und schon eilte es in dem Mäusefellpelzchen in die Küche. Den Verlobungsring hatte es am Busen verborgen.

Als es in den Palast kam, da gab es ein furchtbares Hin- und Herrennen; die Kammerdiener des Prinzen konnten die Köpfe verlieren, wie schnell sie die Treppen auf- und niederflogen. Da fragte Lada in der Küche, was dies zu bedeuten habe.

„Du schwärmst die ganze Nacht hindurch, und früh schläfst Du ein, wohin Du trittst," polterte der Koch. „Hörst Du denn nicht, daß der Prinz todtkrank ist? Diese Zauberin hat uns der Teufel hergeschickt. Der arme, arme Herr! Ich weiß vor lauter Besorgniß nicht, was ich zuerst in die Hand nehmen soll."

Lada war wie vom Donner gerührt, und wußte nicht, was zu beginnen. Da kam ein Diener mit einem Heilgewürz herbeigerannt, und befahl, man möge es sogleich für den Prinzen abkochen. Lada riß es ihm aus der Hand, und augenblicklich stand es beim Feuer. Der Diener lief fort, der Koch ebenfalls, und ehe er zurückkehrte, hatte bereits Lada den Heiltrank in einen Becher gegossen und wollte ihn hinauftragen.

„Was machst Du? Kannst Du nicht Jemanden rufen, oder auf mich warten? Wenn Dich der Prinz in diesem Pelze sähe, würde ihn alles anwidern."

„Fürchtet nichts, Herr, er wird mich nicht sehen. Damit Ihr nicht die Treppe hinaufsteigen müßtet, trage

ich es selbst hinauf, und übergebe es dort einem Kammerdiener."

Am Wege zog sie den Ring hervor, und warf ihn in den Becher; den Becher stellte sie im Vorgemache auf einen Tisch und eilte schnell wieder zurück. Dabei nahm sie sich vor, nichts zu bekennen, wenn der Prinz fragen sollte, auf welche Art der Ring in den Pokal gelangt sei. Und dazu kam es nach einer kleinen Weile.

Kaum hatte der Prinz den Gewürztrank genossen, und am Boden des Bechers den Ring erblickt, brachte er den ganzen Palast in Aufruhr; die allererste Nachfrage traf selbstverständlich den Koch, ob er den Gewürztrank in den Becher gegossen habe, doch er erklärte sogleich, daß dies in seiner Abwesenheit das Küchenmädchen gethan habe. Nun mußte das Küchenmädchen zum Prinzen. Es weigerte sich genug und wollte nicht gehen, aber die Diener nahmen es unter den Armen, und führten es in des Prinzen Gemach. Wie es daselbst eintrat, kniete es nieder und neigte den Kopf, damit der Prinz die Gestalt und das Antlitz nicht erkenne.

„Also Du hast den Ring in den Becher gethan?" fragte der Prinz, indem er sorgfältig die kniende Dienerin betrachtete.

„Mein gnädiger Herr," sagte Lada mit veränderter Stimme, „wohl habe ich den Gewürztrank in den Becher gegossen, aber von dem Ringe weiß ich nichts, und wenn er dort war, so muß ihn Jemand ohne mein Wissen hineingeworfen haben."

Auf diese Art läugnete Lada in einem fort, und als der Prinz durchaus kein Geständniß von ihr erzielen

konnte, entließ er sie. Lada war froh, so glücklich durchgekommen zu sein, bedankte sich und eilte in die Küche, wo sie dem Herrn Koch alles berichten mußte. Aber trotz des garstigen Pelzes bemerkte doch der Prinz bei ihrem Abgange den edlen Wuchs, den schönen Gang und die kleinen Füße, wie sie eine gewöhnliche Küchenmagd nicht zu haben pflegt. Da sann er nun rastlos nach, auf welche Art er sie, ungesehen von ihr, belauschen könnte

In jener Stadt war es Sitte, daß sich die Leute, Reiche sowohl als Geringe, sehr gern badeten. Auch in dem großen Schloßgarten gab es zweierlei Bäder: die einen waren für die Königsfamilie bestimmt, die andern für die königlichen Bediensteten, wo sie zweimal der Woche vom Ersten bis zum Letzten badeten. Dieser Badehalle gedachte Hostivit zuerst, dort bot sich die beste Gelegenheit dar, das sonderbare Küchenmädchen zu belauschen. Es war eben Badetag; da verfügte sich der Prinz insgeheim in den Garten, schritt sogleich zu dem Frauenbade, bohrte dort in die Bretterwand eine Öffnung von der Größe eines Auges und ging dann wieder in sein Gemach zurück. Die Doktoren bekreuzten sich, wie einer, der am Morgen todtkrank gewesen, jetzt schon wieder umhergehen könnte. Hostivit sagte ihnen aber, der wunderthätige Gewürztrank habe ihn gesund gemacht, und darob hatten sie eine große Freude.

Abends, als die Badestunde da war, stahl sich der Prinz aus dem Schloße in den Garten, ging zu dem Badehause und verbarg sich in dem dichten Gesträuche. Alle Frauen badeten früher, und die Allerletzte war das Küchenmädchen, mit welchem zu dessen größten Freude

keine Andere haben wollte. Wie der Prinz das Küchenmädchen herannahen sah, legte er das Auge an die Wand und athmete kaum.

Lada trat in das Badehaus, und nachdem sie dieses hinter sich versperrt hatte, zog sie zuerst das Pelzchen aus und stand da im schlichten Röckchen. Dann entfernte sie das Kopftuch, wusch sich das Gesicht, und funkelnd trat der Stern auf ihrer Stirn hervor. Da konnte der Prinz nicht länger ruhig bleiben, schrie auf: „Lada, meine Lada!“ und stürzte aus seinem Verstecke hervor.

Die erschrockene Lada warf schnell den Pelz und das Kopftuch um und lief hinaus; denn sie hatte gut des Prinzen Stimme erkannt.

In der Thür trat ihr Hostivit entgegen, schloß sie in die Arme und küßte sie.

„Nun gehen wir zum Vater, Theuere,“ sagte Hostivit und wollte die Lada in den Palast führen, aber sie wollte nicht, indem sie sagte: „In diesem Gewande will ich vor Deinen Vater nicht hintreten. Warte hier ein Weilchen, bis ich wieder komme.“

Der Prinz wollte mancherlei einwenden, aber Lada war schon hinter dem Garten und eilte zu dem Brünnlein wie ein scheues Reh. Ihre Kleider fand sie sämmtlich vor, doch der Schleier fehlte, und der kleine Hüter im Brünnlein war auch nicht da. Aber die glückliche Braut mußte den Verlust des Schleiers nicht mehr schmerzlich bedauern, weil sie ihn nicht mehr von Nöthen hatte. Mit dem Bündel eilte sie zurück in ihr Kämmerlein, dort zog sie ein königliches Gewand an und jetzt erst ging sie zu

dem geliebten Prinzen, der sie zu seinem Vater führte. Wer sie begegnete, blieb voll Verwunderung stehen, sagte es dann einem zweiten, und augenblicklich wußte es der ganze Palast, der Prinz habe die schöne Frau gefunden.

Bisher hatte Lada Niemanden ihre Abkunft mitgetheilt, sie that dies erst beim Könige. Um so lieber segnete der Vater das junge Paar.

In der Küche lief mittlerweile der Koch wie besessen herum und schimpfte fürchterlich über die Küchenmagd, weil sie so lange ausbleibe. Da kam plötzlich ein Diener herbei und meldete ihm, er solle augenblicklich zum Prinzen kommen. Also warf er hurtig die Schürze ab, erheiterte die Miene, und eilte hinauf. Und er sah den König, den Prinzen und die schöne zukünftige Königin.

„Warum beherbergst Du in der Küche eine so garstige, aschenbestreute Magd?" fuhr ihn der Prinz an.

Der Koch erschrack und begann zu bitten: „Ach mein allergnädigster König und Herr! Ich wollte sie nicht aufnehmen, aber sie bat so dringend um einen Dienst, daß ich sie nicht abweisen konnte; und dann habe ich in der ganzen Küche keine Person, die treuer, behender und fleißiger wäre, als sie, an der ich nur auszustellen habe, daß sie dieß Mäusepelzchen trägt und das Gesicht stets mit Asche bestreut."

„Dein Tadel ist gerecht und für Dein Lob danke ich Dir, wie auch für die freundliche Aufnahme. Alles dies will Dein Küchenmädchen Dir entlohnen." So sagte Lada, und der Koch fiel ihr zu Füßen und bat um Verzeihung, denn er hatte sie nach der Stimme erkannt. Lada beruhigte ihn und gab ihm einen goldgefüllten

Beutel zur Belohnung. Kaum war der Koch aus dem Zimmer getreten, so wußten schon Alle, wer das Mäusepelzchen gewesen sei, und wollten vor Ängsten beinahe sterben, wenn sie daran dachten, wie es mit ihnen ausfallen werde, wie sich wohl die Königin rächen werde. Aber diese dachte gar nicht an eine Rache.

Die Vermählung der Liebenden fand bald darauf statt; alsdann setzten sie sich in einen Wagen, und fuhren zu dem Vater der schönen Braut, um auch von ihm den Segen zu empfangen. Beklommenen Herzens fuhr Lada in den Palast, denn ihr bangte vor des Vaters Rache. Das war aber unnütz! In derselben Nacht, wo sie aus dem Palaste verschwand, erschien die verstorbene Königin dem Könige im Traum, und rügte strenge seine sündige Neigung. Von dieser Stunde an hatte sich des Königs Herz zum Bessern gewendet. Längst würde er schon nach seiner Tochter geforscht haben, hätte es ihm die Selige nicht verboten, die selber über ihr wachte.

Mit unaussprechlicher Freude empfing der König die Tochter und den Eidam, und freute sich ihres Glückes.

Die dankbaren Thiere.

Nach Božena Němcová.

Es war eine Witwe, die hatte zwei Töchter, Dorla und Lenka. Dorla war ihr eigenes Kind, Lenka war ihr Stiefkind. Die arme Lenka war der Stiefmutter Salz in den Augen, diese zankte mit ihr, so oft sie ihrer ansichtig wurde. Die Dorla dagegen hielt sie wie Gold und ließ nichts auf sie kommen. Für die Arbeit war Lenka da; diese, obzwar viel schwächer, als die faule Dorla, mußte dennoch das ganze Hauswesen besorgen. Dafür erhielt sie nichts anderes, als einmal im Jahre ein abgetragenes Kleid von der unfreundlichen, scheelblickenden Schwester und täglich einige Überbleibsel vom Essen. Wer von Überbleibseln lebt, wird nicht fett. Das erfuhr Lenka am besten. Tag und Nacht lang flehte sie zu Gott, er möge dem irgend wie ein Ende machen. Aber Dorla machte selbst das Ende. Es begann ein Freier sie zu besuchen, als er jedoch die Lenka kennen lernte, fand er an dieser mehr Gefallen als an der Dorla, und bat die Mutter um

sie. Dorla war darüber entsetzlich böse, und drohte der Mutter, falls sie die Lenka nicht augenblicklich aus dem Hause gäbe, entweder sich selbst oder diese zu tödten. Wie wäre es möglich gewesen, daß die Mutter ihrem Liebling hätte nahe treten lassen. Das wäre! Sogleich buck sie ein Brod, halb aus Weizen, halb aus Asche, und nachdem das Brod gebacken war, gab sie es der Lenka und jagte die arme Waise aus dem Hause. Niemand reichte ihr die Hand, Niemand machte ihr zum Abschiede das Kreuzzeichen auf die Stirn, nur eine weiße Taube flog hinter ihr hinaus und erhob sich zu der blauen Himmelswölbung, während sich ein schwarzer Rabe am Dache niederließ.

Als Lenka nun ein Stückchen Weges gegangen war, dachte sie: „Wohin werde ich Ärmste mich nun in dieser großen Welt wenden?" Und sie nahm das Brod, ließ es vor sich herkullern und beschloß nach jener Seite gehen zu wollen, nach der sich das Brod wälzen würde. Das Brod kullerte nach Rechts, und diese Richtung schlug Lenka ein. Es war Mittagszeit, als sie zu einer einsamen Hütte kam; sie trat in das Innere, Niemand war dort, nur ein Kätzchen und ein Hündchen saßen auf der Bank beim Ofen. Da meinte Lenka, es dürfte Jemand kommen, sie wolle also warten und dann bitten, eine gute Seele möge ihr den Weg weisen, denn in der Nähe war ein Wald, durch den zu gehen sie sich fürchtete. Sie setzte sich also auf die Bank zu den Thieren und holte das Brod hervor. Das war ein genug schlechtes Mittagmal, aber Lenka war auf gute Speisen nicht gewohnt, zudem hatte sie Hunger, und deßhalb

brach sie mit Lust das Brod. Sie beginnt zu essen; da schaut das Kätzchen zu ihr empor, und fängt an zu miauen. „Miau, miau, Jungferchen, gib ein Stückchen."

Lenka brach schnell ein Stück ab und reichte es dem Kätzchen: „Da hast, armes Thierchen; dich quält der Hunger, nicht wahr? Nun iß, iß, ich habe noch genug."

Kaum gibt sie das zweite Stückchen in den Mund, fängt das Hündchen an: „Haff, haff, Jungferchen, gib ein Stückchen."

Wieder brach Lenka ein solches Stück ab, daß ihr fast nichts übrig blieb, und reichte es dem Hündchen: „Schau, schau, dich hätte ich beinahe vergessen, ihr habt wohl Hunger gehabt? Nun, so ißt euch nur satt, der Herr Gott wird mich wohl nicht verhungern lassen."

Dabei streichelte sie die schönen Thierchen, und vertheilte noch das Stückchen, das ihr übrig geblieben war, unter sie. Vor der Hütte befand sich ein Brünnlein und daraus schöpfte sich Lenka einen Trunk. Da kam wieder das Kätzchen und das Hündchen und beide baten, die Jungfer möge ihnen zu trinken geben. Und Lenka nahm Wasser in die hohle Hand, reichte es ihnen, und sie stillten ihren Durst. Hierauf ging sie wieder in die Stube, setzte sich auf die Bank, und wartete bis Jemand käme. Auf einmal geht die Thür auf, und in die Stube wälzt sich ein häßliches Thier, groß wie ein Bär. Es wälzt sich bis zu der Lenka hin und brummt: „Jungfer, leg mich auf die Bank."

Lenka erschrack und fragte ängstlich das Kätzchen und das Hündchen: „Kätzchen und Hündchen, soll ich es thun?"

„Thu' es, Jungfrau, es ist zu Deinem Wohl," antworteten beide Thierchen.

Lenka nahm das häßliche Thier in die Arme und legte es auf die Bank. Nun befahl es, die Jungfrau möge ihm die Füße waschen.

„Kätzchen, Hündchen, soll ich es thun?" fragte abermals Lenka.

„Thu' es, Jungfrau, es ist zu Deinem Wohl," antworteten die Thierchen.

Alsdann gebot das Thier, Lenka möge es auf das Bett legen; diese fragte wieder die Thierchen um Rath, und nachdem diese gesagt hatten, sie solle auch dieß thun, legte sie das Thier in das weiße Bett.

„Jungfrau, lege Dich zu mir," brummte von Neuem das Ungethüm.

Lenka erschrack, und wieder fragte sie ihre beiden Rathgeber, ob sie dieß thun solle?

„Thu' es, Jungfrau, Du wirst glücklich sein," antworteten diese.

Lenka sprach ihr Gebet, legte sich in Gottesnamen neben das Thier und schlummerte bald ein. Als sie in der Frühe erwachte, glaubte sie noch zu schlafen, und noch zu träumen, denn sie sah über sich einen goldenen Betthimmel und seidene Vorhänge, und neben sich einen schönen Jüngling. Sie schlägt die Vorhänge aus einander und erblickt ein wunderschönes Gemach, und hinter ihm eine Reihe anderer ähnlicher Gemächer. Sie weiß nicht, was da vor sich gehe, ganz betäubt wendet sie das erröthende Antlitz zu dem Jüngling.

Dieser lächelt und spricht: „Du wunderst Dich,

Univ. Bibl.
München

Jungfrau, wo Du seist? Wundere Dich nicht, ich will es Dir sogleich sagen. Siehe, ich ward von einer bösen Zauberin in ein häßliches Thier verwandelt, und mein ganzer fürstlicher Hofstaat wurde mit mir verzaubert; nur eine unschuldige Jungfrau konnte mich durch einen freundlichen Dienst erlösen. Und das warst Du, liebe Lenka. Nun bin ich wieder Fürst, habe wieder Land und Leute, und will Dich, Lenka, mir zur Gattin nehmen, zum Dank für die Erlösung."

Lenka weigerte sich nicht, die Gattin des schönen Jünglings zu werden. —

Und es erfuhr die böse Stiefmutter mit der andern Tochter, welch ein Glück der Lenka zu Theil geworden sei, aber auf welche Art sie dazu gekommen, das wußte Niemand. Und es sagte die Dorla einst: „Mutter, ich werde nicht heirathen, sondern lieber in die Welt ziehen. Ich bin viel schöner, als Lenka, und wenn diese einen Fürsten bekam, kann ich bei meiner Schönheit einen König bekommen."

Die Mutter willigte ein. und buck ihr auf den Weg ein Brod aus weißem Mehl, von Rosinen und Mandeln. Dorla schnürte ihre Kleider in ein Bündel, nahm Geld und das Brod mit, und nahm unter Thränen von der Mutter Abschied. Und sie kam zu derselben einsamen Hütte, und als sie dort eintrat, saß auf der Ofenbank ein Kätzchen und ein Hündchen; sonst sah sie keine Seele in der ganzen Stube. Sie setzte sich auch zum Ofen hin, brach das Brod entzwei und begann zuerst die Rosinen herauszuklauben.

Da fing das Kätzchen an: „Miau, miau, Jungfrau, gib ein Stückchen."

„Geh' mir aus den Augen, Unding, für dich hab' ich es nicht," so fuhr Dorla das Kätzchen an und stieß es von sich.

Wieder brach sie ein Stückchen ab; da hob das Hündchen an: „Haff, haff, Jungfer, gib ein Stückchen."

Aber Dorla fuhr ihn rauh an: „Für euch, Mißgestalten, habe ich es nicht gebracht, packt euch fort."

Nach dem Essen ging sie zum Brünnlein um Wasser. Die Thierchen liefen ihr nach und baten sie um ein wenig Wasser, aber sie stieß diese mit dem Fuße zur Seite und ging wieder in die Stube. In einer ganz kleinen Weile wälzt sich ein garstiges Thier, einem Bären ähnlich, herein. Es wälzt sich bis zu den Füßen der höchst erschrockenen Dorla und brummt: „Jungfer, leg' mich auf die Bank."

Aber Dorla wußte sich nicht zu rathen, was sie thun solle. Und da fragte sie das Kätzchen und das Hündchen: „Kätzchen, Hündchen, soll ich es thun?"

Doch die Thiere antworteten: „Hast allein gegessen, hast allein getrunken, kannst dir nun auch allein rathen."

Als Dorla lange nicht antwortete, brummte das Thier von Neuem: „Jungfer, leg' mich auf die Bank."

Allein Dorla verzog das Gesicht, erhob sich von der Bank und sagte: „Wozu soll ich mich da mit dir rackern? Kriech' selber auf die Bank, was gehst du mich an?" Nach diesen Worten wollte sie zur Thür hinausgehen, da erhob sich ein Sturmwind, das Thier ver-

wandelte sich in den Teufel, und dieser nahm die Dorla in die Arme und flog mit ihr durch die Luft. Das Kätzchen und das Hündchen verwandelten sich in Täubchen und flogen in den Himmel. Engel waren es, die der Herrgott vom Himmel gesandt hatte, daß sie die böse Schwester prüfen; als er jedoch sah, daß ihr verstocktes Herz nicht zu bessern sei, sandte er den Teufel um sie. Als ihre Mutter dies erfuhr, da gelobte sie Buße. Der Lenka ging es bis zu ihrem Tode gut, und als sie starb, ward sie von Allen beweint.

Pipán.

Nach M. Mikšíček.

Ein Bauer hatte zwei Söhne; der eine von ihnen war schlicht und einfältig, war nicht im Stande, etwas zu lernen, und verstand nur das Besenmachen. Der zweite war gescheidter, wurde Soldat, und brachte es in nicht langer Zeit bis zum Hauptmann.

Der erste pflegte beim Besenmachen stets seine Pfeife zu rauchen. Einmal ging es ihm schlecht; er hatte keinen einzigen Besen verkauft, und besaß keinen Heller, um sich Tabak kaufen zu können. Da erinnerte er sich seines Bruders. „Ich will zum Bruder gehen, daß er mir wenigstens einige Kreuzer auf Tabak gebe." Er ging und erfragte ihn glücklich. „Bruder," sagte er, „Du bist ein solcher Herr, und ich kann mir nicht einmal Tabak kaufen. Daher komme ich zu Dir, daß Du mir einige Kreuzer auf Tabak gäbest, oder aus mir da auch irgend einen Herrn machest." — „Lieber Freund," antwortete ihm der Bruder, der Hauptmann, „wie kannst Du verlangen, daß ich aus Dir einen

Herrn mache, da Du zu nichts anderm taugest, als zum Besenbinden; daraus kann nichts werden. Was aber den Tabak betrifft, da hast, stopfe Dir die Pfeife und steck das andere ein; hier hast Du noch drei Dukaten, daß Du Dir frischen Tabak kaufen könntest, wenn dieser zur Neige geht. Und solltest Du einmal wieder kein Geld auf Tabak haben, so komme nur zu mir, und ich gebe Dirs." Also sagte er, gab ihm die drei Dukaten, und dazu noch eine Menge Tabak, damit er am Heimwege genug zu rauchen hätte.

Und so wanderte der Besenbinder heimwärts. Und er begegnete einen Bettler, und dieser bat ihn um eine kleine Gabe. „Ich habe nur drei Dukaten," sagte er darauf, „aber — hier hast Du einen, ich habe an den zwei andern genug zum Tabakeinkauf." Er gab dem Bettler den Dukaten und ging. Bald begegnete er einen zweiten Bettler und auch dieser bat ihn sehr um irgend eine Gabe. Er antwortete ihm: „Schau, lieber Bettler, ich selbst habe beinahe nichts, aber — da hast Du meinen zweiten Dukaten, mir reicht wohl auch einer zum Tabakeinkaufe hin." Mit diesen Worten gab er dem zweiten Bettler den zweiten Dukaten und schritt weiter.

Bald traf er einen dritten Bettler, der ihn recht sehr bat, er möge sich erbarmen, und ihm eine kleine Gabe schenken. Und er sagte hierauf: „Sieh, guter Bettler, zwei Stücke habe ich schon verschenkt; für dieses letzte wollte ich mir Tabak kaufen, aber — da hast Du das letzte. Vielleicht werde ich mir mit meinen Besen wieder etwas erwerben." Er gab dem Bettler den dritten, letzten Dukaten. Darauf sprach der Bettler:

„Pipán! Pipán! Du bist ein gutherziger Mensch, denn Du hast mir das letzte geschenkt, was Du hattest. In dreifacher Gestalt bin ich als Bettler zu Dir gekommen, und Du hast mich nie abgewiesen. Wisse denn, ich bin der allmächtige Herrgott selbst, und deßhalb wähle Dir zur Belohnung, was dir gefällt: was Du Dir erwählst, wird geschehen." — „Wird geschehen?" antwortete Pipán voll Verwunderung, „also habe ich, Herr Gott, wohl gethan, daß ich Dir die Dukaten schenkte?" — „Vergiß auf das Allerbeste nicht!" ermahnte ihn der Herrgott. Darauf erwiederte Pipán: „Daß meine Tabakspfeife stets vollgestopft sei, um das bitte ich Dich, Herr Gott! Könnte es etwas besseres geben?" — „Es geschehe so, Pipán!" sagte der Herrgott. „Verlange weiter, was Du gern hättest — vergiß aber auf das Allerbeste nicht!" Pipán antwortete: „Herr Gott, das Beste habe ich bereits, soll ich mir aber noch etwas auswählen, nun, soll ich nie der Verlierende sein weder im Kartenspiele noch im Würfelspiele, noch im Kegelspiele, noch in einem andern Spiele." — „Es geschieht so! Bestimme Dir zum drittenmale, was Du gern hättest, aber — vergiß auf das Allerbeste nicht!"— „Herr Gott, bei meinem dritten Wunsche bäte ich um einen solchen Schnappsack, worin ich alles hätte, was ich mir nur wünschen würde." — „Es geschieht so, da hast Du ihn!" antwortete der Herr Gott, „aber Pipán, Pipán, auf das Allerbeste hast Du doch vergessen." Und Pipán antwortete: „Herr Gott, was könnte es noch geben, das besser wäre, als diese drei Dinge?" — Der Herrgott sagte: „Auf den Himmel hast Du vergessen." —

Pipán antwortete: „Wenn ich gut handeln werde, gelange ich ohnehin dahin. Herr Gott, der Herrgott mag Dir's vergelten.“ Mit diesen Worten nahm er vom Herrgott Abschied und ging seines Weges.

Er ging durch den Wald und bekam bald Hunger. Da gedachte er zuerst der Tabakspfeife. Um sich zu überzeugen, ob es wirklich geschehen werde, wie ihm der Herrgott versprochen, zog er sie aus der Tasche hervor. Siehe da, die Pfeife war gestopft! Sogleich schlug er Feuer und begann zu rauchen.

Da erblickte er eine Gesellschaft von Herrn, die in einer Waldlichtung hinter einem Tische saß und von guten Speisen zehrte. „Liebe Gans,“ sprach er, indem er begierigen Auges nach einer Gans auf der Bratpfanne schielte, „liebe Gans, wenn du so in meinem Schnappsack stecken würdest!“ Blitzschnell flog ihm die Gans in den Schnappsack. Nun erblickte er auch ein gebratenes Spanferkel, und meinte: „Liebes Spanferkel, wenn du so in meinen Schnappsack hinein wolltest!“ Das Spanferkel begann zu zappeln, und steckte schon im Schnappsack. Er setzte sich nun auf einen abgesägten Baumstamm, verzehrte die Hälfte der Gans und die Hälfte hob er sich auf; auch von dem Spanferkel verzehrte er die Hälfte und die andere Hälfte steckte er wieder in den Schnappsack. Jetzt wünschte er sich noch von dem Herrentische eine Flasche Wein und einiges Zuckerwerk, und dann schritt er gesättigt weiter.

Die Dämmerung kam heran. Am Waldrande erblickte er ein schönes Schloß und begegnete einen Herrn, der mit einer schönen Tochter im Wagen saß. „Gnädiger Herr!“ redete er den Herrn im Wagen an, „fährt

Ihr aus jenem Schloße? Wie denn, gewährt man mir dort ein Nachtlager?" Der Herr antwortete: „Wünsche Dir gar nicht, dort zu übernachten. Jenes Schloß gehört mir, und ich selbst muß jeden Abend ausziehen ob des Treibens nächtlicher Gespenster. Entsetzlich pflegt es dort zu poltern und kein Sterblicher kann dort übernachten." Darauf meinte Pipán: „Gnädiger Herr, wohin soll ich anders gehen? Erlaubt nur, daß ich dennoch daselbst übernachte." — „Lieber Bauer," sagte der Herr, „ich wehre Euch nicht, wenn Ihr keinen guten Rath anhören wollet, ja ich sage Euch sogar, wenn Ihr dort aushaltet, und das Schloß von dem nächtlichen Gepolter befreiet, dann soll es Euer sein und meine Tochter ebenfalls. Hier sind die Schlüßel! Benützet Alles, was Ihr vorfindet, zu Eurer Bequemlichkeit." — „Ei, ich fürchte mich nicht einmal vor dem Teufel!" sagte Pipán, nahm die Schlüssel und schritt geraden Wegs in das Schloß.

Im Schloße suchte er sich das beste Zimmer aus, setzte sich nieder, aß den Rest der Gans und des Spanferkels auf, zog die Tabakspfeife hervor und fing an zu rauchen. Und so saß er und rauchte in einem fort, und meinte, wenn ihn die Schläfrigkeit anwandeln werde, wolle er sich in's Bett legen.

Um die eilfte Stunde geht am Dachboden ein Lärmen und Toben los, und ein ganzer schwarzer Fuß fällt durch die Decke gerade in die Mitte des Gemaches. „Wo hast du den andern gelassen?" ruft Pipán halb im Scherze. Da rasselt es am Dachboden und ein zweiter Fuß fliegt in die Mitte des Gemaches.

Wieder rasselt es, und eine ganze schwarze Hand fliegt herab. Abermaliges Gepolter, eine zweite Hand fällt herab, dann ein Rumpf und ein Kopf. Und die einzelnen Glieder beginnen sich zu regen und an einander zu reihen, bis aus ihnen ein vollständiger schwarzer Mann wurde. Und der schwarze Mann redete den Pipán also an: „Pipán, Pipán! Noch ist dies Schloß nicht Dein; wir müssen um seinen Besitz würfeln." — „Wenn Du etwelche Würfel hast," entgegnete Pipán, „so komm' und wirf!" Und der Schwarze zog Würfel hervor und sie begannen zu spielen. Der Pipán gewann jedesmal, der Schwarze nie. Sie spielten, bis Pipán schläfrig zu werden begann. „Gib mir jetzt schon Ruh', ich bin schläfrig!" sprach er zu ihm, aber dieser wollte nicht aufhören, so daß Pipán verdrießlich rief: „Soll ich Dich vielleicht bitten? Husch, in den Schnappsack!" Augenblicklich steckte der Schwarze im Schnappsack.

Pipán schickte sich zum Schlafengehen an. Da polterte es abermals am Dachboden, und ein ganz schwarzer Fuß fällt herunter, ein zweiter und alle anderen Glieder folgen nach, verbinden sich, ein schwarzer Mann steht auf und spricht: „Pipán, Pipán! Noch ist dies Schloß nicht Dein, wir werden noch um seinen Besitz würfeln." — „Aber nicht lange, denn ich bin schon schläfrig," sagte Pipán und ließ sich zum Spiele nieder. Sie spielten. Pipán gewann jedesmal. Nach einer Weile sagte er: „Lassen wir es schon, ich gehe schlafen." — „Du darfst nicht schlafen gehen, Du mußt spielen!" antwortete der Schwarze. „Daß ich muß?"

rief Pipán, „schau', schau'! Husch in den Schnappsack!“ Augenblicklich steckte der Schwarze im Schnappsack.

Aber zum Drittenmale rasselte es am Dachboden, und zum Drittenmale fielen einzelne Körpertheile herab, bildeten einen schwarzen Mann, und dieser sagte: „Pipán, Pipán! Noch ist dies Schloß nicht Dein; wir werden noch um seinen Besitz würfeln.“ Da ward Pipán böse und rief: „Bringt Euch denn der Teufel her, daß Ihr keine Ruhe geben wollet? Jetzt habe ich es schon wahrlich satt! Trolle Dich von hinnen, zeuch lieber gutwillig!“ Aber der Schwarze bestand darauf, er solle mit ihm würfeln. „Ich werde mit Dir keine langen Umstände machen,“ rief Pipán, „husch in den Schnappsack!“ Augenblicklich steckte der Schwarze im Schnappsack. Es waren nun bereits Drei dort, und andere kamen nicht mehr, denn schon schlug die Mitternachtsstunde. Pipán hängte den Schnappsack auf einen Nagel, und legte sich nieder, um zu schlafen.

Doch den im Schnappsack eingesperrten Teufeln war nicht sonderlich zu Muthe, beständig plapperten sie und baten, er möge sie entlassen; denn sie befürchteten, über die Zeit in dem Schnappsacke bleiben zu müssen. Schon nahte das Morgenzwielicht, und die Teufel lamentirten furchtbar und erschöpften sich in Versprechungen. Der Eine versprach dem Pipán, er wolle ihm eine Tonne voll Guldenstücke bringen, der Zweite sprach von einer Tonne voll Zweiguldenstücke, der Dritte versicherte, eine Tonne voll Dukaten bringen zu wollen. Da erhob sich Pipán, öffnete ein wenig den Schnappsack, ließ Einen heraus und sagte: „Damit ich nicht befürchten müsse,

Ihr würdet mich betrügen, so schaffe Du herbei, was Du und die beiden andern Schufte versprochen haben, sonst nehmen sie im Schnappsack ihr Ende." Und der Teufel flog fort, und brachte Tonne nach Tonne, daß er ganz schweißbedeckt war. Als Pipán die drei Tonnen sah, wovon die eine mit Guldenstücken, die andere mit Zweiguldenstücken, die dritte mit Goldstücken gefüllt war, sagte er: „Ich lasse Euch nun frei, aber unter der Bedingung, daß Ihr zeitlebens Ruhe gebet und nimmermehr in diesem Schloße zum Vorschein kommt, sonst fange ich Euch alle in meinem Schnappsack auf und lasse Euch wahrlich nie mehr los." Nachdem ihm die Teufel dies versprochen hatten, ließ er sie frei. Und da er nun drei Tonnen voll Geld besaß, so freute er sich darob sehr, und konnte jetzt kein Auge mehr schließen.

Am Morgen kam der Graf mit der Tochter herangefahren. Pipán saß bei den Tonnen und rauchte. „Seid Ihr in der That noch am Leben?" fragte der Graf, in das Gemach eintretend, „sprecht, wie ist es denn Euch ergangen?" — „Ei gut, gnädiger Herr," antwortete Pipán, „Ihr könnt mit der Höllenbrut nicht umgehen! Da sehet her, was alles sie mir gebracht hat."— „Erzählet aber doch," fragte der Graf, „wie dies zugegangen?" — „So ist es zugegangen," gab Pipán zur Antwort: „Einer nach dem Andern kam langsam durch die Zimmerdecke, und wollte, ich solle mit ihm um den Besitz des Schloßes würfeln. Ich spielte und gewann, so lange es mir beliebte. Als aber jene nicht wollten, daß ich schlafen gehe, da fing ich sie ein und ließ sie nicht los. Und da begannen sie zu flennen, sie

hätten weit nach Hause, ich möge sie loslassen. Dies da mußten sie bringen, wenn sie frei sein wollten; aber das habe ich ihnen gleich gesagt, sie mögen mir da zeitlebens nicht mehr vor die Augen kommen! Und dafür bürge ich Euch, gnädiger Herr, sie werden nie mehr am Nagel hängen wollen."

Der Graf war darob erfreut, und nachdem er sich durch einige Nächte überzeugt hatte, daß es im Schloße nicht mehr spucke, gab er seine Tochter dem Pipán zur Frau und alle wohnten gemeinsam im Schloße. Die Tochter war brav, Pipán dumm, und so liebten sie sich gegenseitig und hatten gute Zeiten. Der Graf war schon alt und starb nach einiger Zeit. So blieben die Beiden allein im Schloße und lebten noch lange Jahre. Und auch sie wurden endlich alt und reif für die Sense.

Und es kam der Tod mit seiner Sense und sagte: „Pipán! Pipán! Du mußt schon sterben, der Herr Gott schickt mich um Dich!" Pipán zuckte zusammen und sagte: „Bin ich denn schon so alt? Gib Ruhe, ich werde ja noch nicht sterben." Allein der Tod hob die Sense und wollte ihm den Garaus machen. „Husch mit dem Tode in den Schnappsack!" rief Pipán und augenblicklich steckte der Tod im Schnappsacke. Sieben Jahre lang blieb er in dem Schnappsack eingesperrt, und während dieser sieben Jahre starb Niemand.

Nach sieben Jahren flog ein Engelchen herbei und sagte: „Pipán! Pipán! Du mußt schon sterben, der Herr Gott schickt mich um Dich." — „Ei ich werde noch nicht sterben!" sagte Pipán und gebot: „Husch mit dem Engelchen in den Schnappsack." Augenblicklich

befand sich das Engelchen im Schnappsack neben dem Tode. Pipán hing den Schnappsack an den Ast eines Apfelbaumes auf und sie hingen daselbst volle sieben Jahre.

Nach sieben Jahren kam der Herrgott selbst und sagte: „Pipán! Pipán! Schon ist die Zeit da, wo Du sterben sollst; komm und widersetze Dich nicht." Und Pipán gab zur Antwort: „Wenn Du es willst, Herr Gott, so gebe ich; denn auf Dich habe ich geharrt!"

Nachdem er dies gesagt hatte, brachte er alle seine Sachen in Ordnung, und als er mit Allem fertig war, wollte er schon sein Seelchen aushauchen. Aber noch einmal raffte er sich auf und sagte: „Du Weib, vergiß nicht, mir den Schnappsack um den Hals zu hängen: ich möchte dort mit ihnen nicht bestehen." Die Frau zögerte nicht, seinen letzten Willen zu vollziehen und hing ihm den Schnappsack um den Hals. Pipán starb.

Er kam zu der Hölle, klopfte an und die Hölle that sich auf. Und die Teufel erkannten ihn, und deßhalb griffen sie nach den Zangen, um sich an ihm zu rächen. Aber da schob der Pipán den Schnappsack vor, und kaum wurden die Teufel dessen ansichtig, stießen sie ein furchtbares Geschrei aus. „Er hat den Schnappsack, er hat den Schnappsack!" riefen sie. Und gleich liefen Alle zurück, und schloßen sämmtliche Höllenpforten vor ihm zu und wollten ihn um keinen Preis in der Welt einlassen.

Pipán wandte sich um und ging zum Himmel. Er klopfte an: „Wer da?" fragte der heilige Petrus. „Pipán!" antwortete der Gefragte. St. Petrus sagte hierauf: „Pipán hat auf das Allerbeste nicht gedacht;

er möge nun in die Hölle gehen!" Pipán erwiderte: „Man hat mir dort alle Pforten verschlossen und will mich um keinen Preis in der Welt einlassen; lasset mich also zu Euch in das Himmelreich ein!" — „Wir wollen Dich hier nicht haben!" entgegnete St. Petrus. Pipán wußte nicht, was er beginnen solle, wohin er gehen solle. „Ei was, ich werde Euch bitten," rief er endlich aus, „husch mit Dir in den Schnappsack!" Und er nahm dann aus dem Schnappsack den Himmelsschlüssel, sperrte sich selbst die Himmelspforte auf, hing den heiligen Peter mit dem Schnappsack an die Klinge, breitete bei der Thür seine blaue Schürze aus, setzte sich darauf nieder, und sitzt dort bis zum heutigen Tage, und sperrt die Himmelspforte selber auf.

Die Blume der fünf Brüder.

Nach Karl Amerling.

Fünf Söhne kehrten zurück von der Fuchsjagd vom fernen Geiergebirge. „Vater!" sagten sie daheim, „guter Vater, durch drei volle Tage konnten wir nichts mehr erjagen, als einen einzigen Fuchsen; das Jagdglück war uns nicht hold, die Nachtfalter hatten uns in sumpfiges Gebüsch gelockt." — „O würdet Ihr doch selbst zu Nachtfaltern auf jenem verfluchten Felsen!' — Ei, da stöhnten traurig die unschuldigen Söhne auf und verwandelten sich in Nachtfalter und diese Nachtfalter flogen nach dem Geiergebirge hinter fernen Wäldern und hohen Felsen.

Nur dreimal im Jahre war es ihnen gestattet, zu des Vaters Haus zu fliegen, die Mutter zu bitten, sie möge Hilfe suchen; aber noch zürnte der Vater. Und durch neun Jahre mußten sie jedesmal unerlöst nach dem Geiergebirge zurückkehren.

Nach neun Jahren aber war ihre kleine Schwester Milosirda herangewachsen, und die trauernde Mutter weihte sie in ihren Gram ein. Da raffte sich das junge Mädchen auf und verließ des Vaters Haus. Sie wanderte einen Tag, wanderte zwei Tage, wanderte drei Tage, bis endlich ein großer schwarzer Wald vor ihren Augen stand. Und der Fußsteig führte sie zu der Zauberin Babura, welche alles weiß, was auf und unter der Erde und in den Gedanken der Menschen vorgeht. Milosirda ging beim hellen Mondlicht, ging bis zur Mitternacht und streute Asche nach sich, um den Rückweg zu finden. Und siehe, da zeigte sich eine Höhle, rings von hochflammendem Feuer umgeben, und in den höchsten Zacken starrte der Geierkopf der Babura mit grünen Augen und blauflammender Zunge. Das Mädchen entsetzte sich über diesen Anblick; dennoch faßte sie Muth und fragte: „Mächtiges Geschöpf, wunderbares Geschöpf, sage mir der Aermsten, wo das Geiergebirge sei, denn daselbst leiden meine fünf Brüder schon durch neun Jahre, sage mir auch wie ihnen zu helfen ist?"

Und die Babura stieß ein schauriges Geheul aus, und jagte blaue Flammen aus dem Munde und grüne Blitze aus den Augen. „Wandere zurück gegen Sonnenaufgang drei Tage und drei Nächte hindurch, bis Du in den Rabenwald gelangst; dort erwarte um diese nächtliche Zeit meine Antwort." Das angsterfüllte Mädchen wanderte zurück über den aschenbestreuten Pfad, wanderte zurück aus dem schwarzen Walde in den Rabenwald. Sie wanderte drei Tage hindurch, und schon nahte die dritte Nacht heran, als sie den Rabenwald erreichte,

den unabsehbare Heere von Raben, Fledermäusen und Weihen umflatterten. Ein Schauer durchrieselte ihren ganzen Körper, aber sie faßte ein Herz, band an den Stamm der nächsten Tanne einen Faden an, zog ihn nach sich und eilte immer tiefer in den großen öden Wald hinein. Und wie entsetzte sich die aufrichtige Schwester, als sie um Mitternacht plötzlich an den Rand eines furchtbaren Abgrundes kam, aus dem lange Feuersäulen auf Meilenweite emporschlugen. Hier saß die schreckliche Babura inmitten riesiger Drachen. Muth fassend fragte Milosrda: „Mächtiges Geschöpf, wunderbares Geschöpf, sage mir nach Deinem Versprechen, sage mir, wo ich das Geiergebirge finde, woselbst meine Brüder schon neun Jahre hindurch dulden?“

Heulend antwortete die Babura: „Du irdisches Wesen, auch hier kann ich Dir noch nicht die Leidensstätte Deiner Brüder angeben; gehe zurück aus diesem Walde, wand're gegen Sonnenuntergang, und hinter dem dritten Gebirge und dem neunten See, findest Du nach neun Tagen das Feuermeer. Hier hast Du ein goldenes Reis, dies schwinge dort rings um Dich und besteige den Kahn, der Deiner harren wird; dort will ich mit Dir weiter reden.“

Die geängstigte Schwester faßte die Kraft, um auch noch diesen Weg zu vollbringen; denn das Geschick der unglücklichen Brüder betrübte sehr ihr Herz. Der neunte Tag war im Sinken begriffen und die Dämmerung senkte sich zur Erde herab: da erblickte die gute Schwester das Feuermeer. Rasch sprang sie in den Kahn, der sie weit in's Meer führte, und das gol-

dene Reis schwang sie rings um sich, und die lodernden Flammen thaten dem zarten Körper des Mädchens keinen Schaden an. Sie fuhr bis Mitternacht und neuer Schrecken durchzuckte das Herz des Mädchens, als sie zu fünf feuerspeienden Bergen gelangte. Ueber den furchtbaren Flammengarben stand die Babura in entsetzlicher Größe. Da raffte sich das Mädchen auf und fragte: „Unbegreifliches Geschöpf, thue mir kund, wo das Geiergebirge sei und wie ich meine fünf Brüder erlösen könne?“

Schaurigen Tones antwortete die Babura: „Das Geiergebirge befindet sich hier, wo nun die Feuerberge ihren Grell speien; nach neun Tagen aber hört ihr Toben auf. Da ruhe inzwischen im Kahne aus. Die Erlösung Deiner Brüder kann jedoch auf keine andere Art geschehen, außer wenn Du eine gewisse Blume auffindest, wo sich bei Tage Deine in Nachtfalter verwandelten Brüder zu bergen pflegen. Sie ist nicht groß, von schillernder Farbe und hat das Köpfchen geneigt; dieses sieht aus wie ein Stern und hat fünf Honigkelche, und das sind die engen Wohnungen Deiner in Nachtfalter verwandelten Brüder. Diese Blume grabe sammt der Wurzel aus, grabe sie aus um die Stunde, wo Polednicek, der Mittagsgeist die Menschen besucht, binde sie fest in ein weißes Tuch und eile zu dem Gipfel des Geiergebirges. Ehe die Zeit, in der Polednicek waltet, zur Neige ist, mache einen Scheiterhaufen aus den Geierknochen, die Du dort findest, und bete zum Cernebob, daß er sich Deiner Brüder erbarmen möge; wenn er sich ihrer erbarmt, dann zündet er Dein Opfer mit

unterirdischem Feuer an. Davor bebe nicht zurück und schaue auch nicht seitwärts, mag sich da was immer zeigen, das Dich zum Zorne oder zum Lachen reizen wollte. Dies befolge solange, bis alle fünf Brüder vor Deinen Augen aus dem reinigenden Feuer weißglänzend emporfliegen und sich bei Dir bedanken. Wenn Du solches nicht innerhalb dreier Tage nach Deinem neuntägigen Schlafe vollbracht hast, so bietet sich Dir erst nach Jahr und Tag eine günstige Gelegenheit dar, Deine fünf Brüder zu befreien. Und dies Alles kannst Du nur dreimal in diesem Jahrhunderte wiederholen."

Das Mädchen bewahrte diese Worte wohl im Herzen und dankte der Babura für den Rath. Bald aber übermannte sie im Kahne der Schlaf, denn das ausgestandene Ungemach hatte ihren jungen Körper sehr geschwächt: neun Tage hindurch schlief Milosrda und als der neunte Tag zu Ende war, da hörte der tobende Aufruhr auf, und der Kahn verschwand. Das Mädchen erwachte und sah sich auf einer Berghöhe mitten unter Felsen. Und es erhob sich, um die Blume zu suchen. Es suchte den einen Tag, es suchte den andern Tag, und auch der dritte nahte schon der Stunde, wo Polednićek, der Mittagsgeist, die Menschen zu besuchen pflegt, und noch immer konnte Milosrda die Blume nicht auffinden. Die Zeit des Polednićek war vorüber und damit war auch die Frist zur Erlösung der fünf Brüder verstrichen. Dennoch erlaubte der treuen Schwester das Herz nicht, diese Stätte zu verlassen ohne die erlösten Brüder, die unglücklichen theuren Brüder.

Sie duldete vieles Ungemach durch lange Zeit; als jedoch das Jahr abermals seinem Ende nahte, ward wieder ihr Herz von der Freude erfrischt, und sie hoffte, innerhalb der neuen drei Tage die Blume der fünf Brüder finden zu können.

Der entscheidende Tag war da; da raffte sich Milojrda auf, um die Blume zu suchen. Sie suchte den einen Tag, sie suchte den andern Tag, und der dritte Tag nahte bereits der Stunde, wo Poledniček der Mittagsgeist, zu walten pflegte, den Menschen sich beigesellend, und sie konnte die Blume nicht finden. Und so war zum zweiten Male die entscheidende Frist verstrichen, und das Leid in ihrem Herzen ward noch größer als zuvor! Aber mächtiger war noch die Liebe zu den unglücklichen Brüdern, den theuren, unschuldigen Brüdern, und unter Beten und Hoffen brachte sie das dritte Jahr zu, welches Jahr auch das letzte im herrschenden Jahrhunderte war.

Und die entscheidenden drei Tage waren wieder da. Und Milojrda raffte sich auf, um die Blume mit dem geneigten Köpfchen zu suchen. Sie suchte den einen Tag, sie suchte den anderen Tag, und schon rückte am dritten Tage die Stunde heran, wo Poledniček der Mittagsgeist, die Menschen zu besuchen pflegt, und noch hatte sie die Blume nicht gesehen. Da plötzlich durchblitzt die Freude ihr Herz, denn vor sich erblickte sie ein Blümlein mit geneigtem blauem Köpfchen, und das Blümlein sah gerade so aus, wie die Babura es ihr beschrieben hatte.

Augenblicklich grub sie die Blume mit den langen Wurzeln aus, band sie in ein weißes Tuch und eilte zu dem Gipfel des Felsens, um dort den Cernobob um die Erlösung ihrer fünf Brüder zu bitten. Und Milosrda legte die Geierknochen auf ein Häuflein, auf das Häuflein die Blume, das enge Gefängniß ihrer unglücklichen Brüder. Und indem sie betete, siehe da, welch' ein Wunder! Aus der Erde dringt das Feuer, erfaßt das Häuflein aus den Geierknochen und auch die Blume in dem weißen Tuche, und verwandelt alles dies in Asche. Aber unzählige Spuckgestalten umflatterten die Maid, Raben und Drachen, um die gute Milosrda zum Zorne oder zum Lachen zu reizen; aber das herzhafte Mädchen blickte nur vor sich hin in die reine Flamme, woraus die erlösten Brüder freudig emporflatterten, bis auch der letzte hier war. Und die fünf Brüder dankten freudig dem Himmel und küßten gerührt die Schwester, welche sie so unerschrocken aus den zwölfjährigen Leiden erlöst hatte.

Die schlaue Prinzessin.

Nach Božena Němcová.

Zwei Handwerksburschen wanderten durch die Welt. Einstmal kamen sie zu einem schönen Schloße und schauten über den Zaun in den Garten, wo eine schöne Prinzessin lustwandelte. „Božek, weißt Du, was ich mir wünschen würde?“ fragte der Eine von ihnen, ein junger hübscher Geselle.

„Du wolltest vielleicht der Herr dieses Schloßes sein, nicht?“ erwiederte Božek.

„Fehlgeschoßen! die Prinzessin möchte ich gern haben.“

„Jiřik, Du bist nicht dumm; aber mache Dir keine eitle Gelüste und komm', wir haben noch ein hübsches Stück Weges vor uns.“

„Božek! dem Teufel gäbe ich die Seele hin, wenn ich diese Prinzessin bekäme.“

„Das möchte ich doch nicht thun,“ antwortete Božek und zog den Jiřik vom Zaune fort. Sie gingen bis

in den kühlen Wald unweit der Stadt, und dort legten sie sich im Schatten nieder, um die ermüdeten Glieder zu stärken. Vokel schlief sehr bald ein, aber Jikik konnte durchaus nicht einschlummern, denn er dachte beständig an die schöne Prinzessin. Da ging ein junger Herr in grüner Kleidung vorüber, und als er sah, daß Jikik wach sei, blieb er bei ihm stehen.

„Gutes Wohlsein, junger Mann, wohin wandert Ihr?“ fragte er den Jikik.

„Wir durchreisen die Welt, aber ich habe das schon satt, der Mensch sieht dabei aus wie ein Hund.“

„Das glaube ich gern, das Beste ist, Herr zu sein.“

„Das versteht sich, wenn nur Jedermann es sein könnte.“

„Ei nun, oft kommt es nur auf das Wollen an.“

„Das Wollen wäre schon oft da, wenn nur das Erfüllen nicht auf sich warten ließe. Ich zum Beispiel möchte gern die Prinzessin aus dem nahen Schloße haben, und habe schon vordem gesagt, dem Teufel die Seele geben zu wollen, wenn ich jene bekäme.“

„Meinst du es im Ernste?“

„Im Ernste, im Ernste.“

„Dein Wunsch soll erfüllt werden. Ich bin der Teufel, und wenn Du Dich mir verschreibst, bist Du in einer Viertelstunde ein reicher Prinz und kannst zu der Prinzessin fahren, die Dich liebgewinnen und zum Gatten nehmen wird. Hier ist ein Blatt Papier und eine Feder, ritze Dich in den kleinen Finger, und mit dem Blute unterschreibe Deinen Namen.“

Ohne Zögern nahm Jirik die Feder, ritzte sich in den kleinen Finger und verschrieb sich mit seinem Blute dem Teufel.

„So, nun bist Du mein. Und in wie viel Jahren soll ich Dich holen?"

„Ei nun, ich denke nach zwanzig Jahren; wenn ich so lange die Liebe der schönen Prinzessin und die irdische Freude genossen haben werde, gehe ich gern mit Dir."

„Wohlan denn, hier hast Du einen goldgefüllten Beutel; Du magst daraus die Dukaten holen, so lange du willst, er bleibt immer voll. Binde Dein Bündel auf, Deine Kleider daselbst sind in fürstliche verwandelt. Kleide Dich an, hinter dem Walde erwarten Dich einige Diener mit einem für Dich gesattelten Pferde. Setze Dich auf und reite in das Schloß, wo Du Dich für einen Prinzen oder Fürsten ausgeben kannst."

„Aber ich kann ja nicht so reden, wie es sich für einen Fürsten geziemet und verrathe mich augenblicklich."

„Habe keine Sorge, Alles wirst Du kennen, woran Du nur denkst, und Alles wird man Dir glauben. Geh' nur, so lange Dein Kamerad nicht erwacht."

Hierauf verschwand der Teufel, Jirik schnürte sein Bündel auf, fand dort wirklich ein kostbares Gewand und kleidete sich an. Dann ging er hinter den Wald, wo ihm schon reichgeschmückte Diener entgegengeritten kamen. Jirik schwang sich auf das feurige Pferd so behend, als hätte er bei dem geschicktesten Stallmeister Unterricht genossen. Darauf nahmen sie die Richtung zu dem Fürstenschlosse. Mittlerweile war Bořek er-

wacht, und als er den Jirik an seiner Seite nicht sah, hielt er dafür, er sei voraus gegangen; er raffte also seine Sachen zusammen und eilte weiter. Lassen wir ihn gehen, wohin er will, und sehen wir nach, was indessen im Schloße vorging.

Die junge Prinzessin befand sich noch im Garten, als Jirik in das Schloß eintritt. Und er ließ sich bei dem Könige anmelden, er sei der Prinz So und So aus dem und jenem Lande und bitte den Fürsten um eine kurze gastliche Aufnahme in seinem Schloße.

Der König hieß ihn mit großer Artigkeit willkommen, Gemächer wurden sogleich vorgerichtet und die Diener mußten die Koffer und Sachen des Prinzen, mit denen ihn der Teufel ausgestattet hatte, hineintragen. Eine prächtige Mahlzeit ward zubereitet, und Jirik kleidete sich in lauter Gold, um das Wohlgefallen der Prinzessin zu erregen. Und das glückte ihm in der That, kaum daß die Prinzessin seiner ansichtig wurde. Ihr einziger Wunsch war, der hübsche Prinz möge beständig bei ihnen bleiben. Aber Jirik drehte sich auch flink um sie herum wie ein Spinnrädchen und die Rede floß ihm wie Wasser. Als er einen Tag im Schloße zugebracht hatte, stellte er sich, als wolle er abreisen, indessen hatte er Angst genug, daß man ihn wirklich fortlassen könnte.

Allein die Prinzessin vertraute dem Vater ihren Wunsch an und bat ihn, er möge den Prinzen noch länger zurückhalten; dies that der Vater auch, und Jirik blieb gern. Eines Tages war er mit der Prinzessin allein und benützte diesen Augenblick, um ihr seine Liebe zu gestehen und nachdem er vernommen, daß auch sie

ihn liebe, ging er zum Vater und bat um ihre Hand. Ein Königreich, sagte er, habe er aus dem Grunde nicht, weil er der jüngste Sohn sei, könne sich aber augenblicklich auch das größte kaufen. Ohne die geringste Einwendung gab ihnen der alte Fürst seinen Segen und ernannte den Jirik zum Mitregenten. Bald war die Hochzeit gefeiert und Jirik war wie im Himmel!

Das Volk gewann ihn lieb, denn er war gut und fügte Niemanden ein Unrecht zu. Einige Jahre darauf starb der alte König und Jirik war nun selbst der Herrscher.

Schon hatte er zwei Söhne und eine Tochter und lebte mit seiner Gemahlin sehr glücklich. Manchmal freilich erinnerte er sich des Teufels, meinte aber stets: „Ei bis zu jener Zeit ist es noch weit, wer weiß, was nicht geschieht."

Aber diese Zeit verfloß wie Nichts und schon fehlte zu den zwanzig nur ein einziges Jahr. Nun erst kam Jirik recht zur Besinnung und konnte jetzt vor lauter Angst Tag und Nacht nicht schlafen. Gleich wie ein Schatten irrte er in seinem Schloße umher und blickte mit Schmerz auf seine Kinder und seine theuere Gattin. Was entginge den Augen einer liebenden Gemalin? Öfter frogte sie den Jirik, was ihm fehle, aber er hatte allerlei Ausreden und wollte niemals die wahre Ursache nennen. So dauerte es durch ein ganzes Jahr, bis ihm nur ein einziger Tag übrig geblieben. Den ganzen Tag genoß er nichts und verschloß sich in sein Gemach, um die Thränen der Gattin nicht sehen zu müssen, und

ihren Fragen auszuweichen. Aber Abends ging die Thür von selbst auf und ein grüngekleideter junger Herr trat ein.

„Nun Jitik," sagte er zu dem bleichen Fürsten, „hast Du bereits daran gedacht, daß heute die zwanzig Jahre um sind, und daß Du mit mir gehen sollst?"

„Wie könnte ich darauf vergessen; aber schau', ich habe noch Manches zu ordnen, ich habe von meiner Gattin noch nicht Abschied genommen, vergönne mir also noch drei Tage."

„Das mach' ich Dir, und noch viel mehr. Wähle Dir durch diese drei Tage je ein Ding, mag es was immer sein, und wenn ich nicht im Stande sein sollte, Dir es auszuführen, so gebe ich Dir den Zettel zurück und werde an Dich gar kein Recht mehr haben."

Jitik war dem Teufel dafür sehr dankbar; denn er dachte, auf irgend eine Art den Teufel betrügen zu können. Viel heiterer trat er aus seinem Gemache und ging zu der Fürstin. Als die Fürstin das Lächeln auf dem Antlitz ihres Lieblings sah, wurde auch sie heiter; sie gingen zusammen spazieren.

„Sage mir, Theure, was Dich so freuen möchte, wenn Du es noch hättest?" fragte Jitik, in der Hoffnung, von der Fürstin etwas zu erfahren, weil er selber keine Arbeit für den Teufel ersinnen konnte.

„Ei ich habe ja Alles, und nur dieß möchte ich mir wünschen, daß Du heiterer werdest."

„Ich bin ja schon wieder heiter genug. Aber sage es doch, es handelt sich ja nur um das Wort. Wie wolltest Du noch das Schloß geschmückt haben?"

„Unser Schloß ist von der Vorderseite schön genug, aber auf der Rückseite gibt es keine Aussicht. Wenn jener gewaltige Felsen nicht wäre, dann wäre es besser."

„Du hast Recht," erwiederte Jirik und beschloß sogleich, diese Aufgabe dem Teufel zu stellen. Gegen Abend stand der Teufel vor dem Fürsten und fragte ihn, was er verlange, daß er thue.

„Ich will, daß Du mir bis zum Morgen den Felsen, der uns die Hinterseite des Schlosses ganz verdunkelt, beseitigest."

„Es soll geschehen, wie Du verlangst," antwortete der Teufel und der Fürst glaubte, der Teufel werde dies nicht ausführen können, aber er erschrack gewaltig, als er in der Früh aufstand, und zum Fenster hintretend, eine weite Fläche erblickte und von einem Felsen nicht die geringste Spur. Er holte seine Gattin und zeigte ihr dies.

„Um Gott, Mann! Stehst Du mit dem Teufel in Verbindung, oder bist Du ein Hexenmeister?" rief die Fürstin und schaute verwunderungsvoll hinaus.

„Da hätte ich Dir schon längst diese Freude gemacht, aber ich weiß selber nicht, wie dies zugegangen, vielleicht hat irgend ein Kobold unser Zwiegespräch gestern belauscht. Wünsche Dir also absichtlich noch irgend ein Ding, ob es Dir in Erfüllung gehen wird?"

Die Fürstin aber war eine gescheidte Frau, sie wußte, daß dies mit rechten Dingen nicht zugehe, und daß ihr Gemal etwas Schreckliches verheimliche. Sie sagte also zum Scheine, daß sie sich wünsche, die ganze weite Ebene möge in den schönsten Garten verwandelt sein, Blumen,

Kräuter und Bäume aus allen Weltgegenden solle es dort geben, und dies alles in voller Blüte. Aber im Geiste dachte sie: „Wart', wenn das morgen wirklich geschieht, dann lasse ich nicht ab, bis Jirik mir sein Geheimniß bekennt." — Abends erhielt der Teufel den Auftrag, auf der Ebene einen Garten zu bilden, worin sich Blumen und Bäume aus allen Weltgegenden befinden sollten. Der Teufel sagte dies zu und ging fort. Als am Morgen der Fürst erwachte, machte ihn bestürzt der Duft von tausenderlei Blumen, welche in der schönsten Blüte auf der weiten Ebene prangten. Es war ein großes schönes Paradies! Auch die Fürstin kam herbei und betrachtete theils mit Schrecken, theils mit Wohlgefallen die prächtigen Blumen. Plötzlich jedoch wandte sie sich davon ab, nahm den Jirik bei der Hand und sagte: „Nun, mein theuerer Gemal, darfst Du mir nicht länger verheimlichen, daß Du mit dem Teufel im Bunde stehest. Ich weiß dies bestimmt, und Du sage mir lieber, welche Frist Dir noch gegönnt sei, damit ich Dich tröste, oder mit einem guten Rathe Dir beistehe?"

„Es ist schon zu spät, mein Herz, heute ist der letzte Tag, Abends kommt er noch, um sich einen Auftrag zu holen, und dann bin ich ihm verfallen." Hierauf erzählte Jirik vom Anfang bis zum Ende, was er einst gewesen, und was sich mit ihm zugetragen. Die Fürstin verzieh ihm gern Alles, weil sie ihn überaus liebte und weil sie wußte, daß er nur aus Liebe zu ihr gefehlt habe.

„Sei nicht traurig und wehklage nicht, daß es Niemandem auffalle. Wir wollen guter Laune sein, und wenn Abends der Teufel kommt, so schicke ihn nur zu mir. Ich werde mir bis zu dieser Zeit etwas aussinnen."

Jirik war wie neugeboren und alle Last fiel ihm ab. Sogleich folgte er seiner Gemalin und war den ganzen Tag mit den Kindern fröhlich, als wäre zeitlebens nicht das Geringste vorgefallen. Abends stellte sich zur bestimmten Stunde der Teufel ein. „Was hast Du Dir heute ausgedacht?" fragte er den Fürsten.

„Geh' nur zu meiner Frau, sie wird Dir sagen was sie will, ich weiß nichts mehr."

Der Teufel trat in das Gemach der Fürstin, die ihn bereits erwartete.

„Bist Du jener Teufel, der meinen Gemal forttragen soll?" — „Ja."

„Kann ich mir also an seiner Statt eine Sache auswählen, mag sie wie immer beschaffen sein?"

„Ja."

„Und wenn Du mir sie nicht ausführst, hast Du zu ihm keine Macht mehr?"

„Nein."

„Wohlan denn, komm' her und reiße mir drei Haare aus dem Kopfe, aber es darf ihrer mehr und nicht weniger sein, und ich darf auch nicht den geringsten Schmerz dabei empfinden."

Der Teufel verzog das Gesicht, trat näher zu der Herrin, ergriff hastig drei Haare und riß sie aus. Aber die Herrin schrie dennoch auf. „Schau', da hast Du

schon ein Strichlein am Kerbholz; ich habe Dir gesagt, daß ich auch nicht den geringsten Schmerz dabei empfinden solle, aber sei's, das sehe ich Dir nach, nun aber nimm' die drei Haare und miß sie."

Der Teufel maß sie, und die Frau sprach dann wieder: „Nun machst Du mir jedes dieser Haare um zwei Ellen länger, aber daß Du ja nicht glaubst, die Sache abgethan zu haben, wenn Du ein fremdes ansetzest; eben diese Haare selbst mußt Du um zwei Ellen verlängern."

Der Teufel sah eine Weile die Haare an, wußte sich aber nicht zu rathen und bat also die Fürstin um die Erlaubniß, dieselben in die Hölle nehmen, und sich mit seinen Genossen berathen zu dürfen. Die Fürstin gestattete ihm dies, und der Teufel verschwand mit den Haaren.

Als er in die Hölle kam, rief er alle Genossen zusammen, legte die Haare vor Luzifer auf den Tisch und sagte, was mit ihnen zu geschehen habe.

„Diesmal hast Du verspielt, Schlaukopf," sagte der Gebieter, „ein anderer loser Vogel hat Dich überlistet. Was damit? Dehnen wir die Haare aus, so reißen sie, fangen wir an sie zu hämmern, so fallen sie in Stücke, geben wir sie in's Feuer, so verbrennen sie. Dir bleibt nichts anderes übrig, als umzukehren, und anstatt der Haare, den Zettel abzuliefern."

„O ich gehe nicht zu ihr, es könnte mir dort recht schlimm ergehen."

„Warum nimmst Du dich nicht besser in Acht? Nun gehe und liefere ab, was Dir nicht mehr gehört."

Der Teufel mußte den Zettel nehmen und Jenem abliefern, dem er gehörte. Er flog also zu dem Schlosse hin, da er aber fürchtete, dort einzutreten, so paßte er beim Fenster auf, bis der Fürst dasselbe aufmachen würde. Als er dies erharrt hatte, warf er den Zettel in's Zimmer und verschwand. Mit unaussprechlicher Freude hob J i ř i k den Zettel auf und lief zu seiner Gemalin, welche schon voraus wußte, wie die Sache ausfallen werde. Sie dankten Gott, daß er sie aus der Gefahr glücklich geleitet habe, und lebten glücklich zusammen, bis sie starben.

Die Seejungfrau.

Nach J. K. Tyl.

In uralten Zeiten lebten zwei Gatten in großer Liebe und Eintracht. Sie hatten einen einzigen Sohn, und der war das Bild aller Schönheit. Und die gute Mutter liebte ihn wie ihren Augapfel, und sorgte um ihn wie um ihr Seelenheil — und da ging es dem Janeček wohl. Aber das gute Mütterlein starb, und das Väterlein, wiewohl es nach dem Tode der geliebten Gattin lange wehklagte, heirathete dennoch endlich wieder, und der hübsche Janeček bekam eine Stiefmutter — und da ging es ihm schlecht. Denn es faßte, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, diese böse Frau einen Groll gegen das Söhnlein nach der ersten Gattin und that ihm wehe, wo sie nur konnte; dies hauptsächlich darum, weil er der seligen Mutter ähnlich sah, die Janeček's Vater noch immer im Herzen trug. Und der Neid macht den Menschen blind. Da vergaß sich die böse Stiefmutter so sehr, daß sie

alle Mühe anwandte, das unschuldige Knäblein aus der Welt zu schaffen; aber Gott, der die Unschuld beschirmt, machte ihre schändlichen Beschlüße zu nichte und schützte allzeit den hübschen Janeček. Der Mensch weiß aber in der Verblendung des Geistes nicht, was er beginnt, und läßt sich durch die Leidenschaft entführen, wie eine Flaumfeder vom Sturmwinde. Als die böse Stiefmutter ihre Bemühungen, das Kind umzubringen, stets scheitern sah, entbrannte sie in der Gier nach Rache und Blut so heftig, daß sie auch den Gatten zu Janeček's Verderben anzustacheln begann.

„Jage mir diesen Buben aus dem Hause," sagte das böse Weib; „ich kann nicht unter Einem Dache mit ihm wohnen; und wenn Du nicht nach meinem Willen thust, gehe ich von Dir weg."

Der Gatte und Vater erschrack allerdings vor diesen Worten und sah ihre Gottlosigkeit ein; allein die besten Männer pflegen schwach zu sein, wenn sie in die Hände böser Weiber gerathen, und Janeček's Vater hatte mittlerweile die zweite Frau so liebgewonnen, daß er fürchtete, ohne sie nicht leben zu können, und so beschloß er denn, nach ihrem Willen zu handeln.

„Es wird ihm ja nichts Schlimmes widerfahren!" tröstete sich der Thörichte. „Der Herr Gott ist überall — und dieser wird ihn sicher zu guten Leuten führen."

Und so nahm er eines Tages den Janeček bei der Hand und führte ihn weit in den dichten Wald, führte ihn hin und her, damit der Knabe sich den Weg nicht merke. Und als sie in das größte Dickicht kamen, sagte er: „Bleibe hier ein Weilchen, Janeček! Wir

scheint, daß wir uns verirrt haben. Ich will nachsehen, wo ein Weg sei." — Und mit diesen Worten entfernte er sich.

Janeček setzte sich in's Gras und sammelte inzwischen die schönen rothen Erdbeeren, die ringsum in großer Menge wuchsen. Und das freute ihn. Aber die Menge der Erdbeeren ringsum begann abzunehmen, und das Väterlein kam noch immer nicht zurück. Janeček wurde ungeduldig, begann im Kreise herumzugehen und dabei zu rufen: „Väterlein, — liebes Väterlein!" — Allein das liebe Väterlein antwortete nicht; und als dies eine hübsche Weile dauerte, erkannte das Söhnlein, daß es verlassen worden sei, und brach in Thränen aus.

Thränen aber mindern den Schmerz und erleichtern das Herz. Nachdem also Janeček ausgeweint hatte, kletterte er auf einen Baum; denn es wollte schon Abend werden, und zu Hause hatte er gehört, daß in den Wäldern wilde Thiere hausen. Nachdem er aber den Baum erklettert und einen bequemen Ast gefunden hatte, begann er noch in die Runde zu schauen — und siehe, er bemerkte, daß es in der Ferne brenne. Ein großes Feuer war's, das in einem Waldverhau angezündet zu sein schien, und deßhalb meinte Janeček, daß dabei auch Jemand sein werde, der es angezündet. Deßhalb kletterte er schnell wieder den Baum herunter und lenkte nach dem lieben Feuer hin. Als er in seine Nähe kam, sah er einen Greis bei den Flammen sitzen, und dieser war ein furchtbarer Riese. Und der Knabe erschrack bei seinem Anblick, aber die Noth gibt dem Menschenherzen Muth, und so ward auch Janeček wieder beherzt und trat hübsch

nahe zu dem Feuer hin. Dort öffnete er, noch einigermassen furchtsam die Lippen und rief: „Väterlein! — Väterlein!" — Aber der Greis wandte langsam den Kopf, sah mit scharfem Blicke den Knaben an und sagte mit tiefer Stimme: „Ich habe keine Kinder! Nenne mich nicht Väterlein!"

Da begann J a n e č e k bitterlich zu weinen und bat: „Ach verlasse mich nicht! Ich habe kein Väterlein; aber Du wirst mein Väterlein sein!" — Und der Greis wandte abermals den Kopf, und schaute nochmals den Knaben an. Dann sagte er: „Ich verlasse Dich nicht! Du wirst ein Väterlein haben." — Und J a n e č e k freute sich darob, klatschte in die Hände, sprang zu dem Greise hin — und von diesem Augenblicke an hatte er ein Väterlein. Und er gewann den Greis lieb, und dieser unterwies ihn in manigfachen Dingen, zumal in der Jagdkunst.

J a n e č e k wuchs heran und war ein stattlicher Jüngling. Das Wild zu jagen und den Bogen zu spannen, war seine einzige Freude. Als er aber anfing, allein in den Wald auszugehen, gab ihm der Alte eine Warnung, indem er sagte: „Schieße keinen Raben!" Und J a n e č e k merkte sich die Worte des Greises und versprach, sie beachten zu wollen. Junges Blut thut leicht ein Versprechen, bricht es aber auch leicht. Die Folgen machen ihm keine Sorgen.

Eines Tages ging der schöne schlanke Jüngling in den Wald hinaus, und im Dickicht gab es kein Wild und in der Luft keinen Vogel, deßgleichen er nicht geschoßen hätte. Der einzige Rabe befand sich nicht un-

ter seiner Beute. Aber ein verbotenes Ding mundet am besten und lockt am meisten, und nicht immer hören die menschlichen Begierden auf den Rath der Vernunft. Von diesem Augenblicke an hatte Janeček keine Ruhe, bis er endlich dennoch einmal zur Winterzeit einen Raben erlegte. Und als er zu ihm gelangte, um ihn aufzuheben, erblickte er im Schnee drei Bluttropfen und ein schwarzes Federchen. Dies erregte sein Befremden und er rief aus: „O hätte ich doch ein Liebchen mit einem Körper weiß wie Schnee, einem Antlitz roth wie Blut, und einem Haar wie das Rabengefieder!"

Als er aber nach Hause zurückgekehrt war, that es ihm doch leid, des Vaters Warnung nicht befolgt zu haben, und er gestand ihm, was er sich habe zu Schulden kommen lassen: „Verzeih mir, Väterlein, — ich habe einen Raben geschossen." Der Greis wurde böse, und schalt ihn einen Ungehorsamen, als er jedoch seine Reue wahrnahm, ward er wieder gut. Und der Jüngling wiederholte nun die Worte, die er draußen ausgerufen hatte, als er den Raben aufhob: „O hätte ich doch ein Liebchen mit einem Körper weiß wie Schnee, einem Antlitz roth wie Blut, und einem Haar schwarz wie das Rabengefieder!"

Das greise Väterlein lächelte über dies Verlangen und äußerte hernach: „Wenn Du besser zu gehorchen verständest, könntest du eine solche Jungfrau bekommen!" — Da gelobte Janeček, bestens gehorchen zu wollen, und als der Greis seinen guten Willen sah, ging er mit ihm weit in den Wald hinaus, zeigte ihm einen großen See und sagte: „In dieser Höhle verberge Dich und warte,

bis es gerade Mittag sein wird. Dann kommen hieher drei Seejungfrauen, die hier zu baden pflegen, und diese werden auf den Köpfen schöne Kronen haben. Ehe sie aber in's Wasser gehen, legen sie die Kronen am Ufer nieder; Du jedoch lausche auf den rechten Augenblick, und wenn sie bereits im Wasser sein werden, schleiche behutsam hinzu, ergreife die erste Krone und laufe nach Hause. Merke Dir aber, daß Du Dich nicht umschauen darfst, mag vor sich gehen, was nur will.“

Und es geschah nach des Greises Worten. Glücklich erfaßte Janeček die goldene Krone und ergriff die Flucht. Aber ihm folgte auf der Ferse die Seejungfrau nach, der die Krone gehörte, und begann ihm nachzurufen: „O warte, anmuthiger Jüngling und blicke auf meine Gestalt. Mein Körper ist weiß wie Schnee, mein Antlitz roth wie Blut und mein Haar schwarz wie das Rabengefieder!“ — Und die Stimme klang so mild, daß der unerfahrene Jüngling nicht widerstehen konnte. Er vergaß auf die Worte des Greises, blieb stehen und sah sich um. In diesem Augenblicke jedoch holte ihn die Seejungfrau ein, entriß ihm die Krone und verschwand.

Traurig kehrte der getäuschte Janeček heim und klagte dem Greise, was ihm widerfahren. Da machte der Greis eine finstere Miene und sagte: „Deine Schuld! Warum gehorchst Du nicht besser? habe ich Dir nicht gesagt, daß Du Dich nicht umsehen sollst?“ — Als aber Janeček sehr traurig wurde, daß er eine Jungfrau nach dem Wunsche seines Herzens nicht haben könne, sagte abermals der Greis: „Faße Muth und gehe noch einmal zu dem See hin. Du kannst die

die zweite Jungfrau bekommen." Und Janeček ging zum zweiten Male zu dem See hin. Dort versteckte er sich, und als die Jungfrauen in's Wasser stiegen, ergriff er die zweite Krone und lief davon. Aber die Jungfrau, der die Krone gehörte, folgte ihm auf der Ferse nach und rief ihm dasselbe nach, was die frühere, und ihre Stimme glich dem Klingen von Silbersaiten. Und der Jüngling konnte nicht widerstehen, hielt inne und sah sich um, und in diesem Augenblicke holte ihn die Jungfrau ein, entriß ihm die Krone und verschwand.

Allein innige Liebe läßt sich nicht abschrecken. Liebe ersinnt und versucht. Liebe ermüdet nicht. Am dritten Tage ging Janeček abermals zu dem See hin, und nahm der dritten Jungfrau die Krone weg, und als auch diese mit süßen Worten ihm nacheilte, da erhärtete er sein Herz, sah sich nicht um, und kam glücklich nach Hause. Die Jungfrau trat hinter ihm ein, er aber übergab die Krone dem greisen Väterlein zur Aufbewahrung, und selbst nahm er die schlau gewonnene Jungfrau zur Gattin.

Guten Leuten fließt das Leben in Gemeinschaft schnell dahin. Mehre Jahre lebte Janeček mit seiner Gattin in Ruhe und Frieden, und sie gebar ihm zwei Söhne. Eines Tages waren beide Gatten zu einer Hochzeit geladen, wo es gar viel Kurzweil und Tanz gab. Am schönsten von allen tanzte die einstige Seejungfrau, denn ihre Füßchen berührten kaum den Fußboden, und sie glich mehr einem gaukelnden Schmetterlinge, als einem Menschenwesen. Und die Hochzeitgäste konnten sie nicht genug betrachten und konnten sie nicht genug loben.

Als sie dies hörte, sagte sie zu ihrem Gatten: „Liebes Männlein, borge mir nochmals meine Krone! Da werden erst die Leute sehen, wie schön sich mein Tanz ausnehme!“ Und Janeček ließ sich dies sagen, sprang nach Hause und brachte die Krone; denn er hatte eine große Freude, daß die Leute seine Gattin lobten. Doch kaum hatte sie die Krone auf's Haupt gesetzt, da fühlte sie sich schon von ihr in die Höhe gehoben, und da erst fiel es ihr ein, daß sie davon fliegen müsse, wie sie die Krone anrühre. Und sie erschrack darüber sehr, denn sie liebte ihren Gatten und ihre Kinder und erfaßte die letztern, als wollte sie sich mittelst ihrer auf der Erde erhalten; aber dies fruchtete nichts. In jeder Hand ein Kindlein haltend, stieg sie von der Erde auf, und kaum blieb ihr noch die Zeit, zu rufen: „Wenn Du, lieber Gatte, mich noch einmal sehen will'st, so findest Du mich sammt den Kindern hinter dem Feuerbache.“

Nach diesem Ereignisse war Janeček äußerst betrübt, und die letzten Worte der geliebten Gattin lagen ihm tief im Herzen und Sinne, so daß er es zu Hause nicht länger aushalten konnte; deßhalb nahm er Abschied vom greisen Väterlein, und zog in die Welt hinaus, um den Feuerbach, und hinter ihm die liebe Gattin mit den beiden Kindern zu suchen.

Und er wanderte lange über Berge und Thäler, über weite Felder, bis er in einen öden Wald gelangte. Da war ein Kreuzweg und auf ihm zankten und rauften drei Felsengeister mit einander. Aber Janeček erschrack vor ihnen nicht, sondern schritt beherzt zu ihnen hin, da

er hoffte, von ihnen vielleicht eine Nachricht über seine Theuere zu erhalten.

„He, — Ihr Herren — wartet doch!" rief er ihnen zu. „Warum prügelt Ihr Euch so gewaltig?" — Und kaum hatten diese seine Stimme vernommen, ließen sie sogleich von dem Zanke ab und umringten ihn.

„Der Vater ist uns gestorben," riefen sie wie aus einer Kehle, „und hat uns nichts hinterlassen, als diesen Hut, Mantel und Stock. Nun jedoch können wir in der Theilung um diese Sachen nicht in's Reine kommen; denn jeder von uns besäße am liebsten Alles."

„Aber," fragte Janeček weiter, „sind denn die Sachen so viel werth, daß Brüder sich ihretwegen raufen?"

„Ei das glaub' ich!" antwortete einer von den Felsengeistern, „denn wer diesen Stock in der Hand hält, kann einen Zweiten in eine Salzsäule verwandeln."

„Und wer sich diesen Hut aufsetzt," sagte der Zweite, „kann sogar mit dem Kaiser aus einer Schüssel essen, und Niemand wird seiner gewahr."

„Und wer sich Abends in diesen Mantel hüllt," fügte der Dritte hinzu, „und spricht: Morgen will ich da und dort sein! — er gelangt bestimmt dahin!"

Als dies Janeček vernahm, verwunderte er sich sehr, und die Liebe hauchte ihm einen guten Gedanken ein. „Das sind allerdings recht hübsche Sachen," meinte er, „und ich wundere mich nicht, daß ihr darum hadert. Aber Zwist unter Brüdern führt zu keinem guten Ende, und deßhalb will ich, wenn es Euch recht ist, unter Euch entscheiden, wer die Sachen bekommen soll." Und

die Geister waren darüber erfreut und willigten ein, seinem Ausspruche sich zu fügen.

„Begebet Euch also auf den Hügel dort und wartet, bis ich Euch das Zeichen gebe. Dann fanget an zu laufen; und wer von Euch am frühesten zu mir gelangt, dem sollen alle drei Sachen zu. Mantel, Hut und Stock lasset aber inzwischen unter meiner Obhut."

Habsucht führt zum Schaden und Geiz bringt keinen Segen; beide verblenden den Klugen. Selbst die Geister verfielen in Schaden; denn als sie thaten, wie Janeček gerathen hatte, und auf das Zeichen warteten, verwandelte er alle drei in Salzsäulen. Hierauf nahm er die drei Sachen zu sich und setzte den Weg fort.

Er ging, bis er endlich zu einer Hütte gelangte. Dort saß ein Bauer und sein Weib bei einer vollen Schüssel und aßen. Wie dies Janeček erblickte, setzte er den Hut auf und aß mit ihnen. Als aber die Schüssel leer war, sagte der Bauer zu seinem Weibe: „Der Herr Gott soll uns helfen! Heute hatten wir eine hübsche Schüssel voll, und sind nicht satt." Deßwegen brachte das Weib noch eine Schüssel, und der unsichtbare Gast half ihnen abermals recht fleißig. „Ei Donnerwetter!" ärgerte sich dann wieder der Bauer, „da muß ja der böse Geist mit uns essen, weil wir immerfort hungrig sind!"

Da ließ sich Janeček ihnen sehen, und versprach, ihnen Alles vergüten zu wollen; aber ehe sich diese noch

von ihrem Erstaunen erholten, verschwand er wieder und war bereits am Wege.

Gegen Abend stand er im freien Felde. Da suchte er sich ein bequemes Plätzchen aus, hüllte sich in den Mantel, und legte sich auf die Erde mit dem Gedanken: „Morgen früh will ich vor der Wohnung meines lieben Weibchens sein.“ Und wie er sich's dachte, so geschah es. Kaum hatte er in der Früh die Augen geöffnet, als er wahrnahm, daß er vor einer Hütte liege, die er zeitlebens nicht gesehen, und hinter sich vernahm er ein gewaltiges Rauschen. Er sah sich um, und erkannte, daß hier der Feuerbach tose. Voll guter Hoffnung trat er also zu der Hütte und klopfte an die Thür. Diese ging auf und ein schönes Knäblein steckte den Kopf heraus, und begann, kaum daß es den Janeček erblickt hatte, zu schreien und zu rufen: „Das Väterlein! das Väterlein — Mütterlein!“

Nach diesen Worten trat aus der Hütte eine schöne Frau mit einem zweiten Knäblein am Arme, und das war seine verlorene Gattin. Und sie fielen einander um den Hals, denn sie liebten sich gegenseitig sehr. Den ganzen Tag ging es in der Hütte fröhlich zu; denn wo sich die Menschen lieben, dort ist es nie traurig. Und als die Nacht kam, breitete Janeček seinen Mantel auf der Erde aus, legte sich darauf mit seiner Gattin und den Kindern und sprach: „Morgen bei Tagesanbruch wollen wir in der Behausung meines alten Väterleins sein!“ Und wie er sagte, so geschah es.

Morgens, ehe noch das Schwälbchen zu zwitschern anfing, erwachte Janeček, und da stand vor ihm der

große Alte, sein Väterlein, reichte ihm die Hand, und freute sich über die glückliche Heimkehr seines Lieblings. Und hernach lebten Alle beisammen noch lange Jahre hindurch; denn das Leben guter Menschen verlängert sich von selbst, der Neid saugt ihnen nicht das Blut aus, und der Zorn gräbt ihnen nicht das Grab.

Die goldenen Schlösser.

Nach Božena Němcová.

Slavomil und Soběslav waren Brüder und Königssöhne. Als Slavomil das zwanzigste Jahr erreicht hatte, sagte er zu seinem Vater: „Vater, lasse mir ein Schloß mit einem goldenen Dache erbauen, daß ich dort wohne, und eine schöne Prinzessin einführe."

Der Vater hatte seine Kinder gern, darum leerte er seine Schatzkammer und ließ seinem Sohne einen Palast mit goldenem Dache erbauen. Slavomil hatte eine große Freude, dankte dem Vater und übersiedelte sogleich in sein Schloß. Aber seine Freude dauerte nicht lange. Als er am Morgen aufstand, war das Dach verschwunden, und das Schloß stand kahl da. Ein Mensch konnte das Dach nicht forttragen, das war offenbar, deßhalb forschte Slavomil auch nicht darnach, konnte es aber nicht vergessen und trauerte beständig darum.

Als Soběslav zwanzig Jahre alt war, ging er zu seinem Vater und sagte: „Vater, laß mir für meinen Antheil ein Schloß mit einem goldenen Dache erbauen, wie du es meinem Bruder gethan hast.“

„Aber, lieber Sohn, woher nehme ich so viel Gold?“

„Was Dir noch fehlen wird, das nimm im Tempel, oder laß die Hausgötter einschmelzen, ein Schloß mit goldenem Dache muß ich haben.“

Der König nahm also alles Gold, was er nur nehmen konnte, und ließ dem Soběslav einen Palast mit goldenem Dache erbauen. „Daß Du es aber besser bewachst, als Slavomil,“ sagte er zu dem Sohne, als alles fertig war.

Dies hatte Slavomil sich längst vorgenommen. In der ersten Nacht legte er sich gar nicht zu Bette; er nahm die Waffe, ließ sich Disteln pflücken und ging Wache halten. In einiger Entfernung von dem Schloße verbarg er sich, legte das Gewehr zurecht, und wand sich die Disteln um den Hals, damit sie ihn stechen, falls er einschlummern wollte. Die Nacht war dunkel und bis Mitternacht war Alles ruhig. Plötzlich geht beim Schloße ein gewaltiges Getöse los, Soběslav springt hastig auf, und schießt nach dieser Richtung seine Waffe los; das Getöse verstummte nun, da es aber finster war, so wußte er nicht, was eigentlich vorgefallen und ob das Dach fortgetragen sei oder nicht. Er lief in das väterliche Schloß und schlug Lärm, die Leute liefen mit Kerzen herbei, und da sahen sie beim Schloße eine Blutlache und darin die furchtbar große Zehe eines Riesen; das Dach war fort. „Ei das macht nichts,“ sagte

Sobĕslav zu seinem Bruder, „wir werden schon diesen Dieb bekommen; wie es tagen wird, wollen wir seine blutige Fährte verfolgen, und machen gewiß sein Nest ausfindig.“

Kaum begann der Morgenschein zu dämmern, gingen die Brüder mit der Dienerschaft der Fährte nach, bis sie zu einem großen Erdloche kamen. „Bringet ein recht großes Seil herbei, und Einer von uns läßt sich darauf herab,“ sagte Sobĕslav. Die Diener liefen um das Seil; als sie es brachten, nahm Slavomil ein Glöckchen in die Tasche, um, unten angelangt, damit ein Zeichen zu geben, und ließ sich in die dunkle Tiefe herab. Aber nach einem Weilchen läutete er, und man zog ihn hinauf. „Was hast Du gesehen?“ fragte ihn Sobĕslav hastig.

„Ei ich war Gott weiß wie tief unten, allein von einem Lichtschein fand ich nicht die geringste Spur. Ich gehe nimmermehr hin.“

„So steige ich hin,“ äußerte Sobĕslav, nahm das Glöckchen und ließ sich herab. Das hundert Klafter lange Seil war beinahe schon ganz hinabgelassen, als er auf festen Grund kam. Da sah er rings um sich eine wunderschöne Gegend. Und am allerwunderbarsten erschienen ihm zwei Sonnen, die in seiner Nähe sich beständig drehten, und weithin ihre Strahlen warfen. Verwundert lehnt er sich an einen Baum und schaut in den prächtigen Lichtglanz; da flattern zwei Tauben herbei und setzen sich auf den Baum. „Sage mir, liebes Schwesterchen,“ fragt die eine von ihnen, „was dieser flammende Schein zu bedeuten habe?“

„Ei, weißt du denn nicht, daß es goldene Schlösser sind?"

„Ich weiß es nicht, meine Liebe; erinnere dich nur, daß es schon lange her ist, wo ich nicht hier war."

„Der König dieses unterirdischen Reiches hatte seinem Riesen aufgetragen, er möge zwei goldene Schlösser für dessen Töchter erbauen. Der Riese erbaute sie, hatte jedoch keine Dächer; da erfuhr er, ein König in der Oberwelt habe seinem Sohne ein Schloß mit goldenem Dache decken lassen, und so säumte er nicht, trug in der Nacht das Dach fort, und gab es auf eines von diesen Schlössern. Das zweite Schloß blieb dachlos bis zur heutigen Nacht, wo jedoch der Riese während des Stehlens verwundet wurde, so daß er nun die Wunde am Meere heilen lassen muß. Der Prinz, welchem eines dieser Dächer gehört, steht unter diesem Baume, und weiß nicht, was es sei; würde er aber vor das Schloß treten und ausrufen: ‚Stehe still, du Schloß, wie Deinem Herrn!' so möchte das Schloß stehen bleiben, und er käme zu den Prinzessinnen." So erzählte das Täubchen, Soběslav dankte ihm im Geiste und eilte zu den sich drehenden Schlössern.

Als er zu dem ersten kam, rief er: „Stehe still, du Schloß, wie deinem Herrn!" Das Schloß stand augenblicklich still, und Soběslav erschrack über dessen Herrlichkeit. Alles war von purem Golde, und die Fenster- und Thürrahmen waren mit Edelsteinen aller Farben besetzt; das Dach war aber das des Bruders. Und Soběslav ging über prächtige Fußteppiche in's Innere, wo alles ganz blank war. Im letzten Gemache

stand ein schwarzlockiges Fräulein im silberweißen Gewande und fütterte den Vogel Goldköpfchen.

„Wie kommst Du hieher, schöner Jüngling?" fragte sie mit lieblicher Stimme den Soběslav, der in seinem Entzücken erst nach einer geraumen Weile sein Abenteuer erzählen konnte.

„So säume nicht, und komme gleich zu meiner Schwester," sagte die schwarzäugige Prinzessin, nahm den Soběslav bei der Hand und führte ihn zu dem zweiten Schlosse, das ebenfalls auf den bekannten Ruf still stehen blieb. War das erste Schloß schön, so war das zweite noch schöner, denn es war ganz mit Diamanten und Perlen besetzt und glänzte wie die Sonne. Allein dies Alles war nichts gegen die Schönheit des Fräuleins, das Soběslav in dem letzten Gemache erblickte. Ueber das blaue Gewand ringelten sich goldene Locken, die sie eben mit einem silbernen Kamme kämmte. Ihr Auge, blau wie die Kornblume, blickte auf Soběslav, und dieser einzige Anblick machte sein Herz zu einer Flamme.

„Wen führst Du mir her, liebe Judita?" fragte sie, und ihre Stimme klang wie eine Silberglocke durch das goldene Gemach. Da erzählte Schwester Judita Alles, was ihr Soběslav anvertraut hatte.

„Du bist ein kühner Jüngling und hättest Dein Wagstück leicht mit dem Tode bezahlen können," sagte die Prinzessin Helena. „Aber ich gebe Dir einen guten Rath! Unser böser Vater ist in andere Länder gereist, und ließ uns durch den furchtbaren Riesen bewachen, der Dir und Deinem Bruder die goldenen Dächer fort-

getragen hatte. Weil er heute seine Zehe verloren, muß er nun am Strande des rothen Meeres liegen und den Fuß solange im Wasser halten, bis die Wunde vollständig geheilt ist. In der linken Tasche hat er schwächendes, in der rechten stärkendes Wasser. Du mußt also den Versuch machen, ihm die Fläschchen zu verwechseln, und selber dann das stärkende Wasser auszutrinken. Wie er aufwacht, wird er nach seiner Gewohnheit aus dem rechten Fläschchen einen Schluck thun, dadurch aber wird er entkräftigt werden und Du kannst ihn hernach leicht tödten. Hast Du dies vollbracht, wirf ihn in's Meer und kehre schleunig zu uns zurück."

„Wie denn aber, wenn der Riese schon gesund ist, ehe ich zum Meere komme?"

„Da hast Du eine goldene Pfeife," sagte Helena und reichte sie dem Soběslav, „etwa eine Wegstunde von hier weidet auf grüner Wiese eine Pferdeheerde; wie Du hinkommst, lasse das Pfeifchen ertönen, und welches von den Pferden zu Dir geeilt kommt, das besteige, und schnell wirst Du am Meere sein."

Soběslav bedankte sich bei den schönen Schwestern, und schlug die Richtung gegen das rothe Meer ein. Etwa eine Wegstunde von den goldenen Schlössern sah er auf einer Wiese eine Pferdeheerde. Da ließ er die goldene Pfeife ertönen, und das schönste Pferd kam ihm entgegenlaufen; Soběslav bestieg es und galoppirte zum Meere. Schon aus der Ferne sah er den gewaltigen Riesen am Strande ausgestreckt liegen, sprang also vom Pferde, und ging zu Fuß dem Strande zu: der Riese schlief fest, denn schon in der Weite war

sein Schnarchen zu hören, das einem fernen Donner glich. Sachte schlich Sobĕslav an seine rechte Seite heran und zog ihm behutsam das Fläschchen aus der Tasche. Da began sich der Riese zu regen und Sobĕslav that schnell einen tüchtigen Schluck aus der Tasche, um Kraft zum Kampfe zu besitzen, falls der Riese aufstehen sollte. Aber dieser blieb liegen und schnarchte wie zuvor, so daß Sobĕslav glücklich die Fläschchen' verwechseln konnte. Hierauf ging er abseits und wartete am Strande auf das Erwachen des Riesen; dies erfolgte ziemlich bald. Der Riese rieb sich die Augen, griff in die rechte Tasche und that einen tüchtigen Schluck aus dem Fläschchen; im nämlichen Augenblicke sank ihm der mächtige Arm. Und er begann entsetzlich zu fluchen, zog, als er den Sobĕslav herankommen sah, den Fuß aus dem Wasser und fuhr jenen zornig an. Aber diesmal kam er an den Unrechten; Sobĕslav gab ihm einen Stoß und er fiel um wie ein morscher Stamm. Mit leichter Mühe durchbohrte ihn der Sieger und warf ihn in's Meer. Nachdem Sobĕslav dies gethan, kehrte er auf dem hurtigen Pferde zu den goldenen Schlössern zurück.

Sehnsuchtsvoll erwarteten ihn die Schwestern. Kaum erblickten sie ihn, so liefen beide ihm entgegen und dankten ihm herzlich für die Befreiung aus ihrer Haft. Sogleich führten sie den Gast in's Zimmer, und setzten ihm gute Speisen und schmackhaftes Obst vor.

„Nun führe uns von da fort," sagte Helena, nachdem sie sich erfrischt hatten, „und zur Belohnung nimm Dir diese goldenen Schlösser mit. Hier hast Du

zwei Aepfel, einen goldenen, einen diamantenen; mit dem ersteren stelle Dich vor das erste Schloß hin und sage: ‚Schlößchen flink in den Apfel spring,‘ und das Schloß wird gleich darin sein. Das zweite Schloß schließe in den diamantenen Apfel ein. Wirst Du sie wieder draußen haben wollen, so sage: ‚Schlößchen flink aus dem Apfel spring‘‘ und das Schloß wird sich aufstellen, wo es Dir belieben wird.“

Dankend empfing der Prinz das kostbare Geschenk, nahm die Schwestern bei der Hand und schritt mit ihnen zu der Oeffnung, durch die er zu ihnen gelangt war.

Zuerst blieben sie bei dem ersten Schloße stehen. Soběslav zog den goldenen Apfel hervor und sagte: „Schlößchen flink in den Apfel spring‘!“ und das Schloß war augenblicklich im Apfel d'rin. Ein Gleiches that er mit dem zweiten; hernach steckte er sie in die Tasche und Alle schritten zu dem Seile hin.

„Zuerst gehst Du, Schwester,“ sagte Helena, „dann ich, und zuletzt Soběslav. Zuvor mußt Du aber, Soběslav, noch etwas versuchen. Wenn ich oben bin, werden an Dir zwei Widder vorbeilaufen, ein weißer und ein schwarzer. Trachte den wießen zu fangen; wenn Du dich aber verirrst und den schwarzen fängst, bringt er Dich zur Hölle, und Du siehst uns vielleicht nimmer wieder.“

„Da wollte ich lieber augenblicklich sterben als dies erleben,“ sagte Soběslav und blickte die goldhaarige Helena an. Indessen hatten die Diener das Glöckchen gehört und zogen das Seil hinauf.

Begierig zu wissen, was wohl der Bruder erforscht habe, stand Slavomil am Rande des Abgrundes. Plötzlich rauschte ein Silbergewand, und ein schwarzlockiges Haupt, mit Perlen geziert, kam zum Vorschein. Die Diener sprangen vor Schrecken zurück, und hätte Slavomil die Judita nicht aufgefangen, sie wäre heruntergefallen. Das Blut übergoß seine bräunliche Wangen, als Judita das dunkle Auge zu ihm erhob und des Bruders Abenteuer ihm erzählte. Ohne Zögern befahl er, man möge das Seil niederlassen, um die zweite Prinzessin heraufzuholen; einige Diener mußten Wägen aus dem Schloße herbeischaffen, und dort für die seltenen Gäste Alles auf das prächtigste vorbereiten. Während man aber die Helena emporzieht, wollen wir mittlerweile nachsehen, wie es wohl mit den Widdern ausgefallen sein mochte. Voll Entzücken stand Soběslav da und würde beinahe auf die Widder vergessen haben, hätte er nicht ein leichtes Hüpfen hinter sich gehört. Schnell sieht er sich um und paßt auf, da aber schießt schon der weiße vorüber, und der schwarze folgt ihm auf der Ferse nach. Hurtig will Soběslav den weißen erhaschen, aber da greift er fehl, und erfaßt zum Unglück den schwarzen. Wie er ihn bei den Hörnern anfaßt, nimmt ihn der Widder auf den Rücken, erhebt sich in die Lüfte und fliegt mit ihm zur Hölle. Bei einem schwarzen Thore setzt er den Reiter ab, verwandelt sich in den Teufel und pocht an das Thor. Die Diener öffnen, und ein schwarzer Kämmerer führt den Soběslav zu seinem Gebieter. Auf einem prächtigen Throne saß in einer großen Halle der Teufelsfürst und an seiner Seite die

Fürstin Luziferin. In der Hölle sah es nicht so übel aus. Soběslav hatte sich's viel ärger vorgestellt, dennoch war ihm angst und bange, als Luzifer den höllischen Blick gegen ihn wandte und seinem gehörnten Gefolge zuschrie: „Oeffnet die Kammer und zeiget dem Gaste sein Lager.“

Da ging eine Thür auf, und dem Soběslav lief es eiskalt über den Rücken, als er alle die Schrecken in der Kammer erblickte. Auf der einen Seite warfen Teufel die der Hölle verfallenen Seelen in siedendes Oel, auf der andern brieten sie solche auf Bratspießen, hier wieder rißen sie andere in Stücke, dort trieben sie noch andere Grausamkeiten mit ihnen. In der Mitte der Kammer stand ein glühendes Bett für Soběslav. Ein kalter Schweiß stieg an ihm empor, als er gedachte, daß er dort liegen solle. Und er sprach zu dem Fürsten: „Wodurch bin ich der Hölle verfallen, Herr Luzifer, daß Du ein solches Bett für mich rüstest?“

„Hast Du nicht dem unterirdischen Könige seine Töchter gestohlen? Dafür wirst Du auf dem Bette schmorren!“

Da öffnete sich die Thür auf der andern Seite, und eine schwarze Jungfrau trat ein. Als sie den Soběslav erblickte, fragte sie sogleich den Fürsten, wer das sei? Nachdem ihr der Höllenfürst dies gesagt hatte, begann sie ihn zu bitten, er möge dieses Vergehen nicht so streng strafen. Auch Frau Luziferin, die Mutter der schwarzen Prinzessin, legte eine Fürbitte für den armen Soběslav ein. Daher erhob sich der Höllenfürst von seinem Throne, nahm die Tochter bei der Hand, trat zum

Soběslav und sagte: „Wenn Du willst, daß ich Dir das Leben schenke, so mußt Du Dir meine Tochter zur Gattin nehmen.“

Das war ein Schlag für den verliebten Soběslav! Vor Kurzem schwur er Liebe der schönen goldhaarigen Helena, und nun sollte er die Tochter des Herrn Teufel heirathen, eine häßliche Person mit giftigen Augen und zerzausten Haaren. Aber er dachte: „Was schadet's, ich sage zu, und dabei bleibe ich meinem Liebchen doch treu; wer weiß, ob es mir nicht glücken wird, aus der Hölle zu entrinnen!“ Und er sagte, er wolle sie heirathen. Luzifer übergab ihm die Tochter und sie war sein. In der Hölle geht eine Vermählung schnell vor sich. Die Kammer wurde geschlossen, man brachte Tische, Speisen und Getränke, und Alles war lustig. Nur der arme Bräutigam saß da wie verholzt, und hatte eine furchtbare Angst, wie die Sache ausfallen werde. Nach der Hochzeit führte der Höllenfürst das junge Ehepaar in den Garten, in dessen Mitte ein schönes Schloß stand, und sagte: „Hier werdet Ihr beide wohnen, und Du, Soběslav, kannst überall befehlen, wie ich, nur diesen Baum rühre nicht an, sonst wird es Dir schlecht ergehen.“

Alles war hübsch und hätte auch dem Soběslav gefallen, nur diese höllische Frau wollte ihm nicht behagen. Aber man sagt, der Mensch gewöhnt alles. Soběslav gewöhnte mit der Zeit ebenfalls, obzwar er nicht aufhörte, sich nach seiner Helena zu sehnen, und nicht aufhörte, nachzudenken, wie er entrinnen könnte. Häufig sann er nach, warum ihm wohl Luzifer untersagt

habe, sich jenem Baume zu nähern. Und er beschloß, dies Geheimniß seinem Weibe entlocken zu wollen.

Die junge Luziferin hatte ihren Gatten sehr lieb, aber das Geheimniß wollte sie ihm nicht anvertrauen, indem sie vorschützte, es nicht zu wissen; als aber Soběslav sie recht sehr bat, sagte sie, er möge sich gar nicht wünschen, es zu wissen, es wäre sein Unglück. Endlich entlockte er es ihr dennoch.

„Im Wipfel dieses Baumes," sagte das Weib, „befindet sich ein goldener Apfel, wer ihn abpflückt, und rückwärts wirft, der gelangt, wohin er will."

Soběslav gab sich bei diesen Worten den Schein, als wäre ihm daran nicht das Geringste gelegen, inzwischen hätte er gern über diese Mittheilung aufgejauchzt. Nun trachtete er eine gute Gelegenheit zu benützen. Eines Tages brachte der Teufel einen großen Herrn in die Hölle, Alles lief zusammen, um sich ihn anzuschauen, der Höllenfürst hatte mit dem Verhöre vollauf zu thun, und Soběslav blieb im Garten allein. Das war ihm willkommen. Wie ein Eichhörnchen kletterte er auf den Baum, schwang sich von einem Ast zum andern, und ehe man hundert hätte zählen können, war er im Wipfel und hielt den goldenen Apfel in der Faust. Nun warf er ihn rückwärts und rief: „Im väterlichen Schloße will ich sein!" Kaum hatte er dies Wort ausgesprochen, da brauste es rings um ihn wie ein böser Sturmwind, Alles verschwand, und er stand im Hofe seines väterlichen Palastes

Prinzessin Helena stand sehr traurig beim Fenster, und neben ihr Hand in Hand Slavomil und

Judita. Auf einmal erbebt sie, eilt zur Thür hinaus, erreicht im Fluge den Hof und sinkt in Soběslav's Arme. Sogleich umringten ihn Alle und hießen ihn freudig willkommen. Nächst Helena empfand Slavomil die größte Freude, denn schon längst wollte er die Hochzeit mit der schönen Judita feiern, aber sie wollte nicht einwilligen, bevor nicht auch ihre Schwester glücklich sein könnte. Nun war Alles gut.

Am anderen Tage wurde die Hochzeit der beiden Brüder und Schwestern gefeiert. Gegen Abend verschwand Soběslav aus der Festhalle, begab sich auf den Hügel, der dem väterlichen Palaste gegenüberlag, zog den goldenen Apfel aus der Tasche und rief: „Schlößchen flink aus dem Apfel spring'!“ und das Schloß stand am Hügel. Dann ging er nach dem zweiten Hügel, zog den diamantenen Apfel hervor, sprach die nämlichen Worte, und das diamandbesetzte Schloß strahlte im Glanze der untergehenden Sonne, so daß die Leute zusammenliefen und schrieen: „Es brennt!“ Aber wie versteinert blieben sie stehen, als sie das Wunder sahen. Soběslav kehrte zurück und führte die Gäste auf die Beschau aus; hernach gab er dem Bruder das goldene Schloß, in das diamantene aber begab er sich selbst mit seiner Helena.

Indessen gab es in der Hölle einen argen Tumult! Wie die junge Luziferin ihren Gatten vermißte, lief sie zu dem Höllenfürsten und beschwor ihn, er möge ihr den Mann wieder zurückführen. Aber dies stand nicht mehr in der Macht des Teufels. Alle Liebe in ihrem Herzen verwandelte sich in Haß und ihr einziger

Gedanke war, an dem Ungetreuen Rache zu nehmen. Dies sagte ihr der Vater zu und sandte sogleich einen pfiffigen Teufel auf die Oberwelt.

Eben waren die jungen Ehepaare im väterlichen Schloße versammelt, als ein Diener erschien und dem Soběslav vermeldete, es sei in den diamantenen Palast ein Herr gekommen, der sich für einen großen Künstler ausgebe. „Bewirthet ihn indeßen, ich komme sogleich," befahl der Fürst und blieb sitzen. Ehe noch der Diener zurückkam, führten die andern Diener den Gast in die Gemächer und ließen ihn dort allein; er aber verwandelte sich in einen Käfer, kroch durch das Schlußelloch in die versperrten Zimmer, bis er in das Gemach kam, wo alle Kostbarkeiten aufbewahrt waren. Unter diesen fand er bald den diamantenen Apfel heraus. Er nahm ihn, nahm den Weg zum Fenster hinaus, und stellte sich dann, als wäre er aus dem Gemache getreten, zur Thür. Da trat ein Diener heran und bat den Herrn, er möge ein Weilchen noch verbleiben.

„Mit Freuden," antwortete der Teufel, „damit ich mir aber die Zeit vertreibe, will ich Euch vor dem Schloße einige Kunststücke ausführen, über die Ihr staunen werdet. Saget Allen, sie mögen zusehen kommen."

Der Diener war darob sehr erfreut, lief gleich fort und rief Jeden, den er traf, herbei. Alles stellte sich vor dem Schloße auf, und sah zu, was der Fremde machen werde. Dieser nahm den diamantenen Apfel in die Hand und sagte: „Schlößchen flink in den Apfel spring'!" Das Schloß sprang in den Apfel, und der

Teufel erhob sich damit in die Lüfte. Alle standen noch offenen Mundes da, als Soběslav herbeikam, und als er das Schloß nicht erblickte, voll Schrecken fragte, was geschehen sei? Da erzählten sie es ihm. Betrübt über diesen unermeßlichen Verlust kehrte er zu seiner Gattin zurück, und das jammernde Gefolge ging nach.

„Ach, ich habe mir es stets gedacht, daß dieses Höllenweib sich rächen und unser Glück zerstören wird," wehklagte die Fürstin.

„Deßwegen könnt Ihr doch glücklich sein," sagte Slavomil, „geht nur in mein Schloß."

„Das nützt nichts, lieber Schwager; nur in dem Schloße, das ich von meinen Eltern habe, können wir Glück finden," sagte Helena.

„Du hast Recht; ich muß mein schönes Schloß wieder finden, und sollte ich eine Reise um die Welt machen. Aber wo soll ich suchen?" sprach Soběslav entschlossen.

„Geh, lieber Soběslav, zur Mutter Sonne," meinte Judita, „diese weiß von Allem."

„Du hast Recht, Schwesterchen; zu ihr soll er nur gehen, die wird es ihm sagen."

Mit schwerem Herzen nahm Soběslav Abschied von der geliebten Gattin, vom Bruder, von Judita, und den alten Eltern, und wanderte zur Sonne. Lange und lange wanderte er, und erkundigte sich bei vielen Leuten nach dem Wege zur Sonne, aber Niemand konnte ihm Kunde davon geben. Einstmal kam er tief in's Gebirge, in ein schönes Thal, und begegnete daselbst einen

Hirten. „Sage mir, Freund," sprach er zu ihm, „ob Dir der Weg zur Sonne bekannt ist?"

„Wie sollte er mir nicht bekannt sein, sehe ich sie doch jeden Tag lustwandeln. Abends ruht sie dort auf jenem Berge. Ersteige diesen, und wenn sie kommt, kannst Du mit ihr sprechen."

Soběslav bedankte sich bei dem guten Hirten und kletterte langsam den Berg hinan. Am Gipfel setzte er sich nieder und wartete. Plötzlich rauschte es in den Blättern, und ein rosiger Schein ergoß sich über die ganze Gegend. Soběslav sah auf und erblickte die Mutter Sonne.

„Schöne Mutter, der Alles bekannt ist, sage mir, wo finde ich mein diamantenes Schloß?"

„Dein diamantenes Schloß hängt über dem rothen Meere, und ist mit einer goldenen Kette an die Himmelswölbung angeheftet," erklang die Stimme der Sonne.

„O wehe! Wie soll ich dahin gelangen?"

„Ich gebe Dir einen Rath, mein Sohn. Nun wohnt in jenem Schloße der Teufel, der Dir es gestohlen. Pilgere also immerfort dahin, bis Du zum rothen Meere kommst; in der Nähe erblickst Du eine Hütte, wo ein altes Mütterchen wohnt Trete bei ihr ein und sage, wohin Du gehst, sie wird Dir das Weitere sagen."

Soběslav bedankte sich bei der Mutter Sonne und stieg den Berg herab. Nach längerem Gange erreichte er das rothe Meer. Er erblickte die Hütte, wo das alte Mütterchen wohnte. Soběslav trat ein; das Mütterchen hieß ihn willkommen und

fragte gleich, was er wünsche? Nachdem er ihr Alles vom Anfang bis zum Ende erzählt hatte, sagte sie zu ihm: „Es ist wahr, daß das Schloß über dem rothen Meere hängt, und mit einer goldenen Kette an die Himmelswölbung angeheftet ist. Dein höllisches Weib hat es dort aufhängen lassen, und der Teufel wohnt darin. Ein Mensch kann nicht hineingelangen; nur einmal im Tage senkt sich auf einer Seite ein Wassereimer herab. Aber Mutter Sonne will, ich solle Dir behilflich sein, und ich muß Dir also mit Rath beistehen. Hier hast Du eine Katze, geh' an den Strand und gib Acht, bis sich der Eimer niedersenkt; wie Du ihn erblickst, laß die Katze los, und warte so lange, bis sie Dir den Apfel bringt."

Soběslav nahm die Katze von der Alten, dankte ihr herzlich und ging mit der Katze dem Strande zu. Erst gegen Abend sah er den goldenen Eimer sich aus der Höhe niedersenken; das Schloß war nicht zu sehen. Schleunig ließ er die Katze los, aber statt ihr flog ein schwarzes Vöglein über das Meer, gerade auf den Eimer zu. Als man oben das Fenster öffnete und den Eimer hinaufzog, flog das Vöglein in's Zimmer, ohne von dem Teufel gesehen zu werden, nahm den diamantenen Apfel schnell vom Tische, flog hinaus und kehrte geraden Weges zu Soběslav zurück. Schon wollte Soběslav von ihm den Apfel in Empfang nehmen, da verwandelte sich das Vöglein wieder in die Katze, und diese sprang beständig um ihn herum, aber den Apfel wollte sie ihm nicht geben. Wohl wissend, daß dies keine gewöhnliche Katze sei, meinte Soběslav, sie

verlange vielleicht etwas, und rief daher: „Komm' Kätzchen, komm', ich gebe dir, was du willst, wenn du mir nur den Apfel zurück gibst." Aber die Katze wollte den Apfel nicht zurückgeben. Als dies dem Fürsten schon zu lange dauerte, ward er böse, zog das Schwert, stürzte auf die liebe Katze los und hieb sie mitten entzwei. Da ward es Licht um ihn herum, die Vögel begannen zu singen, und statt der Katze stand vor ihm ein schöner Jüngling und reichte ihm den goldenen Apfel. Soběslav erschrack nun über alles dies so sehr, daß er gar nicht wußte, was er sagen solle, als ihm der Jüngling zuredete, er solle das Schloß einstecken. Nach einem Weilchen nahm er den Apfel und ihn hoch emporhaltend sagte er: „Schlößchen flink in den Apfel spring'!" Eben schaute der Teufel zum Fenster hinaus, der Apfel klappte rasch über dem Schloße zu, und dem Teufel fiel der Kopf in's Meer, während der Leib ganz zu Brei gedrückt wurde. Hierauf nahm der Jüngling den Soběslav bei der Hand und führte ihn zu der Hütte; aber das war keine Hütte mehr, das war ein schönes Schloß aus Elfenbein. An der Schwelle kniete das alte Mütterchen und harrte traurig auf ihre Rückkehr. Da naht hastig der Jüngling, fällt dem alten Mütterchen um den Hals, küßt es innig, und in demselben Augenblicke verwandelt sich das alte Mütterchen in eine reizende junge Frau, und ihre armselige Kleidung in ein kostbares fürstliches Gewand. Beide faßten nun den Soběslav bei den Händen, und dankten ihm thränend für ihre Erlösung.

„Wie lange dulden wir da bereits, und Niemand, Niemand ist hieher gekommen," sagte der junge Mann; „wir waren von einem bösen Schwarzkünstler verzaubert, ich in einen Kater, meine junge Gattin in ein altes Weib, weil ich seine Tochter nicht zur Frau haben mochte. Wir sollten so lange auf die Erlösung harren, bis wir Jemanden zum Glücke geholfen hätten, der durch die Liebe in's Unglück gerathen war. Niemals wäre dies geschehen, hätte Dich die gütige Sonne nicht zu uns geschickt, denn weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Welche Annehmlichkeit sollen wir Dir noch auf Deinen Wunsch bereiten?"

„Was ich mir gewünscht habe, dazu habet Ihr mir verholfen; nun ist es mein einziger Wunsch, so schnell als möglich zu meiner theueren Gattin zu gelangen."

Aber das fürstliche Paar gab ihm keine Ruhe und er mußte im Schloße tafeln. Nach der Tafel befahl der Fürst den Dienern — denn mit der Herrschaft war auch die Dienerschaft neu aufgelebt — sie mögen das schnellste Pferd satteln und vorführen. Als hernach Soběslav von dem freundlichen Paar Abschied nahm, gab ihm dies das Geleite, und er mußte das Pferd zum Geschenke annehmen.

Und recht bald gelangte er in die Heimath. Von den Mauern des goldenen Schloßes hallte der Donner der Geschütze und im Innern tönte Jubel und Musik, und als Soběslav fragte, was das zu bedeuten habe, vernahm er zu seiner nicht geringen Freude, die Prinzessinnen hätten schöne Knäblein geboren. Im Augen-

blicke war er zu Hause und küßte die schöne Mutter und das Kind. Das Tauffest der beiden Prinzen wurde im diamantenen Schlosse gefeiert.

Weder der Höllenfürst noch die junge Luziferin hatten mehr eine Macht zu ihnen; Alle lebten einträchtig und zufrieden bis zu ihrem Tode.

Die drei Goldhaare des Děd-Vševěd.

Nach K. J. Erben.

War es oder war es nicht? Einst lebte ein König, der gern in den Wäldern dem Wilde nachjagte. Einmal verfolgte er gar zu weit einen Hirschen und verirrte sich. Er war mutterseelenallein, es ward Nacht, und der König war froh, als er in einem Verhau eine Chaluppe fand. Dort wohnte ein Köhler. Der König erkundigte sich, ob er ihn aus dem Walde hinaus auf die Straße leiten wolle, er wolle ihn gut bezahlen. — „Ei, gern möchte ich mit Euch gehen," sagte der Köhler, „aber da seht Ihr, mein Weib erwartet eben seine Stunde, ich kann mich nicht entfernen. Und wohin wolltet Ihr auch in der Nacht gehen? Leget Euch am Boden in's Heu, und in der Frühe geb' ich Euch das Geleite." — Bald darauf ward dem Köhler ein Söhnlein geboren. Der König lag am Dachboden und konnte nicht einschlafen. Um Mitternacht bemerkte er unten in der Stube einen Lichtschein. Er blickt durch

eine Spalte in der Decke und da sieht er: der Köhler schlief, sein Weib lag wie in Ohnmacht und dem Kinde zur Seite standen drei Altmütterchen, ganz weiß, und jede hatte in der Hand eine brennende Kerze. Die Erste spricht: „Ich bestimme diesem Knaben, er möge in mannigfache Gefahren kommen." — Die Zweite spricht: „Und ich bestimme ihm, er möge sämmtliche glücklich überstehen und lange leben." — Und die Dritte spricht: „Und ich bestimme ihm zur Frau das Töchterlein, das heute jenem Könige geboren wurde, der da oben am Heu liegt." Alsdann löschten die Altmütterchen die Lichter aus und wieder ward es still. Das waren die Sudičky, die Schicksals-Frauen.

Dem Könige war, als hätte man ihm ein Schwert in die Brust gestoßen. Bis zum Tagesanbruch schlief er nicht; er sann nach, wie er es anzufangen hätte, damit nicht in Erfüllung ginge, was er da gehört. Als es tagte, begann das Kind zu weinen. Der Köhler stand auf und sah, sein Weib sei ihm in die Ewigkeit hinübergeschlummert. „Ach meine arme Waise!" wehklagte er; „was fange ich nun mit dir an?" — „Gib mir das Kindlein," sagte der König, „ich will Sorge tragen, daß es ihm gut gehe; und Dir gebe ich so viel Geld, daß Du zeitlebens keine Kohlen mehr wirst brennen müssen." — Der Köhler war darob erfreut und der König versprach, er werde um das Kind schicken. Als er in seinen Palast kam, erzählte man ihm mit großer Freude, daß ihm in der und der Nacht ein schönes Töchterlein geboren worden sei. Es war dies dieselbe Nacht, wo er die drei Schicksalsfrauen gesehen.

Der König verfinsterte das Antlitz, rief einen seiner Diener herbei und sagte: „Du gehst da und dorthin in den Wald, in einer Chalupe daselbst wohnt ein Köhler; Du gibst ihm dieses Geld und er gibt Dir ein kleines Kind. Dies Kind nimmst Du und am Wege ertränkst Du es. Wenn Du es nicht ertränkst, wirst Du selber Wasser trinken!" — Der Diener ging, nahm das Kindlein in einen Korb, und als er auf einen Brückensteg kam, unter dem ein tiefer und breiter Fluß dahinströmte, warf er es sammt dem Korbe in's Wasser. — „Gute Nacht, ungebetener Eidam!" sagte hernach der König, als ihm dies der Diener berichtet hatte.

Der König meinte, das Kind sei ertrunken, aber es ertrank nicht: in dem Korbe schwamm es den Strom hinab, als läge es in einer Wiege, und schlummerte, als wäre es in dem Schlaf gesungen worden, bis es zu der Chalupe eines Fischers geschwommen kam. Der Fischer saß am Ufer und besserte die Netze aus. Da sah er etwas am Strome schwimmen, sprang in den Kahn, ruderte auf das Ding zu und zog aus dem Wasser den Korb mit dem Kindlein heraus.

Und er brachte es zu seinem Weibe und sagte: „Immer hast Du Dir ein Söhnlein gewünscht, und da hast Du es: das Wasser hat es uns gebracht." Das Weib des Fischers war froh darüber und erzog das Kind als ihr eigenes. Sie gaben ihm den Namen Plaváček, weil es ihnen am Wasser zugeschwommen war.

Der Fluß strömt und die Jahre eilen, und aus dem Knaben ward ein schöner Jüngling, wie weit und breit

keines Gleichen war. Einmal im Sommer geschah es, daß dort der König vorbeiritt, mutterseelenallein. Es war heiß, er lechzte nach einer Erfrischung und bog seitwärts zur Fischerhütte, damit man ihm dort einen Trunk frischen Wassers gebe. Als ihm Plaváček dieses reichte, da erschrack der König, wie er ihn ansah. „Du hast da einen hübschen Burschen, Fischer!" sagte er. „ist es Dein Sohn?" — „Er ist es und ist es nicht," entgegnete der Fischer; „eben sind es zwanzig Jahre, wo er als kleines Knäblein in einem Korbe stromabwärts geschwommen kam und wir haben uns ihn auferzogen." — Dem Könige tanzten Nebelringe vor den Augen und er ward bleich wie eine Wand; er sah ja, es sei derselbe, den er habe ertränken lassen. Aber schnell faßte er sich, sprang vom Pferde und sagte: „Ich brauche einen Boten, der in mein Königsschloß ginge, und habe Niemanden mit mir; kann mir dieser Jüngling hingeben?" — „Eure königliche Majestät befiehlt und der Bursche wird gehen," sprach der Fischer. Der König setzte sich und schrieb an seine Frau Königin diesen Brief: „Den Jüngling, den ich Dir hier schicke, laß' ohne Säumen mit dem Schwerte durchbohren: er ist mein böser Feind. Bevor ich zurückkehre, sei dies vollbracht. So ist mein Wille." — Hierauf falzte er das Schreiben und siegelte es mit seinem Ringe zu.

Plaváček begab sich sogleich mit dem Briefe auf den Weg. Er mußte durch einen großen Wald gehen, und ehe er dessen inne ward, verfehlte er den Weg und ging irre. Aus einem Gebüsche kam er in's andere, bis es schon zu dunkeln begann. Da begegnet

er ein altes Mütterchen: „Wohin, Plaváček, wohin?“ — „Ich gehe mit einem Briefe in das Königsschloß und habe mich verirrt. Könntet Ihr mir, Mütterchen, nicht sagen, wie ich wieder den rechten Weg finde?“ — „Heute kommst Du ohnehin nicht mehr an's Ziel, es ist finster,“ sagte das Altmütterchen, „bleib' bei mir über die Nacht; Du wirst ja nicht fremd bei mir sein, ich bin Deine Gevatterin.“ — Der Jüngling ließ es sich sagen und kaum hatten sie einige Schritte vorwärts gethan, hatten sie ein hübsches Häuschen vor sich, das plötzlich aus der Erde hervorgewachsen zu sein schien. Als in der Nacht der Jüngling einschlief, zog ihm das Altmütterchen den Brief aus der Tasche und steckte ihm einen andern hinein, worin also geschrieben stand: „Den Jüngling, den ich Dir hier schicke, laß' ohne Säumen mit unserer Tochter trauen: er ist mein vom Geschick bestimmter Eidam. Bevor ich zurückkehre, sei dies vollbracht. So ist mein Wille.“

Nachdem die Frau Königin diesen Brief gelesen hatte, ließ sie sogleich die Hochzeit feiern, und beide, die Frau Königin sowohl als die junge Königin, konnten sich an dem Bräutigam nicht genug satt sehen, so sehr gefiel er ihnen, und Plaváček war mit seiner königlichen Braut ebenfalls zufrieden. Nach einigen Tagen kam der König nach Hause gefahren, und als er sah, was geschehen, ward er gewaltig böse auf seine Frau, was sie da gethan. — „Du hast es mir ja selbst befohlen, ich solle ihn mit unserer Tochter trauen lassen, bevor Du zurückgekehrt bist!“ antwortete die Königin und reichte ihm den Brief. Der König nahm den Brief,

betrachtet die Schrift, das Siegel, das Papier — alles war sein eigen. Da ließ er seinen Schwiegersohn rufen und forschte, wie und was? und wo er gegangen sei?

Plaváček berichtete, wie er gegangen sei und im Walde den Weg verfehlt, und dann bei seiner alten Pathin übernachtet habe. — „Und wie sah diese aus?“ „So und so.“

Und der König erkannte aus dessen Rede, daß dies dieselbe Person gewesen sei, die vor zwanzig Jahren seine Tochter dem Sohne des Köhlers zugesprochen hatte. Er sann nach — sann nach — und dann sprach er: „Was geschehen ist, das läßt sich nicht ändern; aber umsonst kannst Du doch nicht mein Schwiegersohn sein! Willst Du meine Tochter haben, so mußt Du ihr zur Morgengabe drei Goldhaare vom Děd-Vševěd d. h. dem Greis-Allwisser bringen.“ Er dachte, sich auf diese Art seines unwillkommenen Schwiegersohnes am sichersten zu entledigen.

Plaváček nahm Abschied von seiner Gattin und ging — wo und wohin? ich weiß das nicht; aber weil die Sudička seine Pathin war, war es ihm leicht, den rechten Weg zu finden. Er ging lange und weit, über Berge und Thäler, über Gewässer und Furthen, bis er zum schwarzen Meer kam. Da sieht er einen Kahn und darin einen Fährmann. — „Grüß' Dich der Herrgott, alter Fährmann!“ — „Vergelt' es der Herrgott, junger Pilger! Wohin geht die Reise?“ — „Zum Děd-Vševěd um drei Goldhaare.“ — „Hoho! einen solchen Boten erwarte ich schon lange! Zwanzig Jahre schon bin ich hier Fährmann, und Niemand

kommt, um mich abzulösen. Wenn Du mir versprichst, den Děd-Vševěd zu fragen, wann mein Frohndienst zu Ende sein wird, so will ich Dich hinüberfahren." Plaváček versprach dies, und der Fährmann ruderte mit ihm nach der andern Seite.

Hernach gelangte er zu irgend einer großen Stadt, aber sie war verkommen und traurig. Vor der Stadt begegnete er einen Greis, der einen Stab in der Hand hielt und sich kaum dahinschleppte. — „Grüß' Dich der Herrgott, weißhaariges Alterchen!" — „Vergelt' es der Herrgott, schöner Jüngling! Wohin geht die Reise?" — „Zum Děd-Vševěd um die drei Goldhaare." — „Ei, Ei! einen solchen Boten erwarten wir da schon lange; da muß ich Dich sogleich zu unserem Herrn König führen." — Als sie dort angelangt waren, sagte der König: „Wie ich höre, gehst Du mit einer Botschaft zum Děd-Vševěd? Wir hatten da einen Apfelbaum, der verjüngende Aepfel trug: wenn Jemand einen aß, mochte er auch schon am Grabesrande stehen, er ward wieder jung, und war wie ein Jüngling. Aber seit zwanzig Jahren trägt der Apfelbaum keine Früchte mehr. Wenn Du mir versprichst, den Děd-Vševěd zu fragen, ob uns geholfen werden könne, so will ich Dich königlich belohnen." — Plaváček versprach dies und der König entließ ihn in Gnaden.

Hernach kam er wieder zu einer andern großen Stadt, aber diese lag zur Hälfte in Trümmern. Unweit von der Stadt begrub ein Sohn seinen verstorbenen Vater, und erbsengroße Thränen rannen über seine Wangen. — „Grüß' Dich der Herrgott, trauriger Tod-

tengräber!" sprach Plaváček. — „Vergelt' es der Herrgott, guter Wanderer! Wohin geht die Reise?" — „Ich gehe zum Děd-Vševěd um drei Goldhaare." — „Zum Děd-Vševěd? Schade, daß Du nicht früher gekommen bist! Aber unser Herr König wartet schon lange auf einen solchen Boten; ich muß Dich zu ihm führen." — Als sie dort angelangt waren, sagte der König: „Wie ich höre, gehst Du mit eine Botschaft zum Děd-Vševěd? Wir hatten da einen Brunnen, aus dem Lebenswasser hervorquoll: wenn Jemand davon trank, und wäre er schon im Sterben begriffen, er wurde sogleich wieder gesund; und wäre er schon todt, und hätte man ihn mit diesem Wasser besprengt, er stand wieder auf und ging umher. Aber seit zwanzig Jahren ist der Brunnen versiegt. Wenn Du mir versprichst, den Děd-Vševěd zu fragen, ob uns geholfen werden könne, so will ich Dir eine königliche Belohnung zukommen lassen." — Plaváček versprach dies und der König entließ ihn in Gnaden.

Hernach ging er lange und weit durch einen schwarzen Wald, und in der Mitte dieses Waldes erblickte er eine große grüne Wiese, voll von schönen Blumen, und auf ihr einen goldenen Palast: das war der Palast des Děd-Vševěd und glänzte wie Feuer. Plaváček trat in den Palast ein, fand aber Niemanden dort, nur in einem Winkel ein Altmütterchen, das saß und spann. „Sei willkommen, Plaváček!" sagte sie, „ich bin erfreut, Dich wiederzusehen." Seine Pathin war es, bei der er im Walde übernachtet hatte, als er den Brief trug. „Was hat Dich denn hiehergeführt?"

— „Der König will nicht, daß ich umsonst sein Schwiegersohn sei; und so hat er mich um drei Goldhaare des Děd-Vševěd geschickt.“ — Das Altmütterchen lächelte und sagte: „Děd-Vševěd ist mein Sohn, die helle Sonne: am Morgen ist er ein Knäblein, zu Mittag ein Mann und Abends ein Greis. Ich werde Dir die drei Goldhaare von seinem goldenen Haupte verschaffen, um nicht umsonst Deine Pathin zu sein. Aber, Söhnlein, so wie Du da stehest, kannst Du nicht hier bleiben. Mein Sohn ist wohl eine gute Seele; allein wenn er Abends nach Hause kommt, da könnte es leicht geschehen, daß er Dich briete und zum Nachtmal verspeiste. Hier ist eine leere Tonne, ich will Dich mit ihr bedecken.“ — Plaváček bat, sie möge den Děd-Vševěd auch noch über die drei Dinge befragen, deren Beantwortung zu bringen, er auf der Reise versprochen hatte. — „Ich werde nachfragen,“ sagte das Altmütterchen, „und gib Acht, was er sagt.“

Plötzlich erhob sich draußen ein Gebrause und durch das Fenster flog in die Stube die Sonne, ein altes Männlein mit goldenem Haupte. „Ich rieche, rieche Menschenfleisch!“ sagte er, „hast Du Mutter Jemanden da?“ — „Du Tagesgestirn, wen könnte ich da haben, ohne daß Du ihn sähest? Aber so geht es: den ganzen Tag fliegst Du durch die liebe Gotteswelt, und da riechst Du so viel Menschenfleisch, daß es kein Wunder ist, Du riechest es noch immer, wenn Du Abends nach Hause kommst!“ — Der Greis erwiederte nichts darauf und setzte sich zum Nachtmal.

Nach dem Nachtmal legte er sein goldenes Haupt dem Altmütterchen auf den Schoß und begann zu schlummern. Als das Altmütterchen sah, daß er schon eingeschlummert sei, riß sie ihm ein Goldhaar aus und ließ es auf den Boden fallen — es klang wie eine Saite. „Was willst Du von mir, Mutter?" sagte der Greis. — „Nichts, Söhnlein, nichts! Ich schlummerte und da hatte ich einen wunderbaren Traum." — „Und was hat Dir geträumt? — „Mir hat von einer Stadt geträumt, wo man einen Brunnen mit lebendigem Wasser hatte: wenn Jemand krank war, und daraus trank, der wurde gesund: war aber Einer todt und besprengte man ihn mit dem Wasser, so ward er wieder lebendig. Aber seit zwanzig Jahren ist der Brunnen versiegt: gibt es wohl eine Abhilfe, damit das Wasser wieder fließe?" — „Da ist leicht geholfen! In dem Brunnen sitzt über dem Quell ein Frosch, und läßt das Wasser nicht emporsprudeln: man schlage den Frosch todt und reinige den Brunnen, und das Wasser wird fließen, wie ehedem." — Als der Greis hernach wieder eingeschlafen war, riß ihm das Altmütterchen das zweite Goldhaar aus, und ließ es zu Boden fallen. „Was hast Du denn wieder, Mutter?" — „Nichts, Söhnlein, nichts! Ich schlummerte, und da hatte ich abermals einen wunderbaren Traum. Ich träumte von einer Stadt, wo man einen Apfelbaum hatte, der verjüngende Aepfel trug: wenn Jemand alt war und einen aß, der wurde wieder jung. Allein seit zwanzig Jahren trägt der Apfelbaum keine Früchte mehr: ist eine Abhilfe möglich?" — „Da ist leicht geholfen: unter dem Apfelbaum liegt eine Schlange

und diese frißt ihm seine Kraft ab: man tödte die Schlange, und setze den Apfelbaum über, so wird er Früchte tragen wie ehedem." — Hierauf schlummerte der Greis bald wieder ein und das Altmütterchen riß ihm das dritte Goldhaar aus. „Warum laßest Du mich nicht schlafen, Mutter?" sagte der Greis verdrießlich und wollte aufstehen. „Schlaf', Söhulein, schlaf'! Sei nicht böse, ich habe Dich ungern aufgeweckt. Aber es kam der Schlaf über mich, und da hatte ich wieder einen sonderbaren Traum. Ich träumte von einem Fährmann am schwarzen Meere: zwanzig Jahre schon rudert er dort hin und her, und Niemand kommt, um ihn zu erlösen. Wann wird sein Frohudienst enden?" — „Einer dummen Mutter Sohn ist er! Er gebe einem Andern das Ruder in die Hand und springe selber an's Gestade, dann wird der Andere Fährmann sein. Aber jetzt gibt mir schon Ruh': ich muß zeitlich früh aufstehen und die Thränen trocknen geben, die eine Königstochter jede Nacht um ihren Gatten weint, den Köhlerssohn, den der König um drei meiner Goldhaare geschickt hatte."

Gegen Morgen erhob sich wieder draußen ein Wind und auf dem Schooße des Altmütterchens erwachte, anstatt eines Greises, ein schönes goldgelocktes Kind, die liebe göttliche Sonne, gab der Mutter ein „Mitgott" und flog zum östlichen Fenster hinaus. Das Altmütterchen hob die Tonne empor und sagte zum Plaváček: „Da hast Du die drei Goldhaare, und was der Děd-Vševěd auf die drei Dinge geantwortet, weißt Du bereits auch. Geh' mit Gott! Mich

wirst Du nicht mehr sehen, es ist schon nicht vonnöthen." — Plaváček dankte dem Altmütterchen recht schön und ging.

Als er in die erste Stadt kam, fragte ihn der König, welche Kunde er ihnen bringe? — „Eine gute!" sagte Plaváček, „laßet den Brunnen reinigen und den Frosch, der über dem Quell sitzt, tödten, dann wird Euch das Wasser wieder fließen, wie ehedem." — Der König ließ dies sogleich thun, und als er das Wasser wieder aus vollem Quell rieseln sah, schenkte er dem Plaváček zwölf Pferde, weiß wie Schwäne, und ließ diese mit so viel Gold, Silber und Edelgestein bepacken, als sie nur tragen konnten.

Als er in die zweite Stadt kam, fragte ihn wieder der König, welche Kunde er ihnen bringe? — „Eine gute," sagte Plaváček; „laßet den Apfelbaum ausgraben, Ihr findet dann unter den Wurzeln eine Schlange, und diese bringet um; hernach pflanzet den Apfelbaum wieder in die Erde und er wird Euch Früchte tragen wie ehedem." — Der König ließ dies sogleich thun, und der Apfelbaum schmückte sich über die Nacht mit Blüten, als wäre er mit Rosen bestreut. Der König hatte eine große Freude, und schenkte dem Plaváček zwölf Pferde, schwarz wie Raben, und ließ sie mit so viel Kostbarkeiten bepacken, als sie nur tragen konnten.

Plaváček reiste hierauf weiter, und als er beim schwarzen Meere war, fragte ihn der Fährmann, ob er erfahren habe, wann dessen Erlösung kommen werde? „Ich habe es erfahren," sagte Plaváček, „aber früher schaffe mich hinüber, dann erst sage ich es Dir."

— Der Fährmann weigerte sich wohl; als er jedoch sah, daß nicht anders zu helfen sei, schiffte er ihn sammt dessen vierundzwanzig Pferden hinüber. „Wenn Du wieder Jemanden herüberfährst," sagte darauf Plaváček zu ihm, „so gib ihm das Ruder in die Hand und springe selbst an's Gestade, jener wird dann an Deiner Statt Fährmann sein."

Der König traute seinen Augen gar nicht, als ihm Plaváček die drei Goldhaare des Děd-Vševěd brachte, und seine Tochter weinte, aber nicht vor Leid, sondern vor Freude über dessen Rückkehr. „Und woher hast Du diese schönen Pferde und diesen großen Reichthum genommen?" fragte der König. — „Ich habe mir dies verdient," meinte Plaváček, und erzählte, wie er einem Könige zu dessen verjüngenden Aepfeln, die aus alten Leuten junge machen, und dem andern Könige zu dessen Lebenswasser, das aus Kranken Gesunde und aus Todten Lebende mache, verholfen habe. — „Verjüngende Aepfel! Lebenswasser!" wiederholte leise der König; „wenn ich einen genöße, würde ich jung werden; und wäre ich auch schon todt, mittelst jenes Wassers würde ich wieder lebendig!" Ohne zu säumen, begab er sich auf den Weg um die verjüngenden Aepfel und um das Lebenswasser — und ist bisher noch nicht zurückgekehrt.

Und so wurde des Köhlers Sohn der Schwiegersohn des Königs, wie es die Schicksalsfrau bestimmt hatte, und der König — der ist vielleicht noch immer Fährmann am schwarzen Meere!

Mariška.

Nach Božena Němcová.

Junkeš war ein bemittelter Bauer, aber er schwelgte gern. Deßhalb war es kein Wunder, daß ihm in einigen Jahren von dem ganzen Vermögen nichts übrig blieb als eine baufällige Hütte. Da erst kam er zum Verstand. Nun hätte er gewirthschaftet, wenn er nur womit gehabt hätte. So lange er in guten Umständen war, wünschte er sich oft nur ein einziges Kind, und Gott erhörte ihn nicht; als er es sich jedoch nicht wünschte, als er selbst nichts zu essen hatte, gebar ihm sein Weib ein Mädchen. Da kratzte er sich allerdings der unwillkommenen Bescherung halber hinter den Ohren, aber was war zu thun? Er ging also zu einer guten Bekannten und bat sie, sie möge dem Kinde Pathenschaft leisten; aber die wollte umsonst mit keinem Finger rühren. Unwillig über diesen menschlichen Eigennutz kam er zu seiner Frau zurück und erzählte es ihr.

„Siehst Du, Lukeš," sprach diese, „wie es ist, wenn der Mensch nicht wirthschaftet; so lange wir reich waren, hat uns selbst der Schulze alles zu Willen gethan und jetzt will mir nicht einmal die erbärmlichste Taglöhnerin dienen. Armes Kind, wie es zittert — ich habe nicht einmal schlechte Windel, um es einzuwickeln; — es muß blos auf Stroh liegen! O Gott erbarme Dich unser!"

So wehklagte das arme Weib, und benetzte das nackte Kind mit Thränen. Doch plötzlich trocknete sie die Thränen, und schaute den Mann, der in Gedanken vertieft, mit verschränkten Armen neben ihr stand, freudig an, wobei sie zu ihm sagte: Ich bitte Dich, Lukeš, geh' zur unserer ehemaligen Nachbarin, sie ist reich und ich war die Pathin ihrer Kinder; geh' also und bitte sie, daß sie jetzt meinem Kinde denselben Dienst erweise."

„Ich weiß nicht, liebes Weib, ich weiß nicht, ob Du Dich nicht irrst, mir scheint es, daß ich nichts ausrichten werde."

Mit schwerem Herzen schritt Lukeš an seiner ehemaligen Besitzung vorbei zur alten Nachbarin.

„Grüß' Gott, liebe Pathin!" sprach er beim Eintritte in die Stube. „Meine Frau läßt Euch grüßen, und da uns Gott mit einem Töchterchen beschenkt hat, so bittet sie Euch, Ihr möget bei der heiligen Taufe, als Pathin erscheinen."

„Lieber Lukeš," sagte die Nachbarin spöttisch, „ich würde gern kommen, aber die Zeiten sind schlimm, man braucht jeden Kreuzer, und solchen Bettlern, wie Ihr seid,

muß man viel einlegen; warum geht Ihr nicht zu jemand andern, warum gerade zu mir?"

„Weil Euch mein Weib auch gedient hat."

„Ah so! es handelt sich also gleichsam um eine Wiedererbezahlung und ich soll Euch soviel geben, wie Ihr damals mir? Wenn ich so freigebig wäre, wie ihr es waret, möchte ich auch so weit kommen. Geht, geht, ich thue keinen Schritt."

Lukeš entgegnete dem hartherzigen Weibe kein Wort und ging weinend nach Hause. „Siehst Du, liebe Alte," sprach er, daheim angelangt, „ich wußte es voraus, was ich ausrichte. Aber mache Dir nichts daraus, Gott verläßt Niemanden ganz. Gib mir das Kind, ich werde es selbst zur Taufe tragen, und wen ich zuerst antreffe, den nehme ich zum Pathen."

Die Frau wickelte das Mädchen in ein altes Tuch und legte es weinend dem Manne in die Arme. Nun mußte Lukeš feldüber, denn die Kapelle stand ein hübsches Stück Weges hinter dem Dorfe. Etwa nach hundert Schritten begegnete am Kreuzwege Lukeš ein altes Mütterchen; wie er es erblickte, beschloß er gleich, zu bitten, es möge dem Kinde Gevatterin sein.

„Liebes Mütterchen, ich möchte Euch um einen kleinen Dienst bitten. Ich bin ein armer Häusler aus diesem Dorfe; heute gebar mir mein Weib ein Mädchen, ich ging also die Nachbarinnen bitten, eine von ihnen möge uns Gevatterschaft leisten, da wir aber arm sind, wollte keine geben; ich nahm also selbst das Kind und beschloß, wem ich zuerst begegne, diesen als Pathen zu nehmen. Euch bin ich nun zuerst begegnet, bitte

Euch somit, bei dem Kinde die Pathenstelle zu vertreten."

„Ei das kann ich Euch thun, gebt das Kindlein her, und kommt."

Lukeš gab ihr das Kind, und sie ging zur Kapelle. Gerade wollte sich der Geistliche entfernen; da kommt der Kirchendiener und meldete ihm, es komme eine Taufe.

„Wer ist es?" fragte er verdrießlich.

„Ei das ist der Taugenichts Lukeš; der hat ja selbst nichts in den Mund zu stecken."

Da trat Lukeš mit der Pathin ein. Die Altmutter warf einen Blick auf den Kirchendiener und bemerkte, wie er sie finster anschaue und keine glänzenden Vorbereitungen zur Taufe treffe; das verdroß sie, sie griff in die Tasche, zog einen glänzenden, großen Dukaten heraus, trat zu dem Geistlichen und drückte ihm denselben in die Hand. Mit Verwunderung schaute der Geistliche das armselig gekleidete Mütterlein, und dann den Dukaten an, steckte ihn ein, und taufte dann das Kind des armen Lukeš mit derselben Feierlichkeit, wie das des reichsten Bürgers. Das Mädchen bekam den Namen Mariška. Nach der Taufe begleitete der Geistliche die Pathin bis zur Thür und der Kirchendiener bis vor die Thür, wo er auch ein Trinkgeld bekam.

Als die Altmutter mit Lukeš auf den Kreuzweg, wo er sie begegnet hatte, kam, reichte sie ihm das Kind, griff in die Tasche, und zog wieder einen Dukaten hervor, den sie in die Windel mit den Worten steckte: „An diesem Dukaten, den ich dem Kinde zum Angebinde

gebe, wirst Du genug haben, um es gut erziehen zu lassen; bis das Mädchen zwölf Jahre alt sein wird, führe es auf diesen Ort, und ich werde es auf einige Jahre zu mir nehmen, das heißt wenn es, Du und Dein Weib damit einverstanden seid. Daß Du aber den Ort wieder erkennst, denn in zwölf Jahren verändert sich vieles, und nur hier kannst Du mich finden, so mache ich Dir hier ein Zeichen." Sie zog ein grünes Zweiglein hervor, und berührte damit die Erde; sogleich wuchs ein schöner Rosenstrauch empor, das alte Mütterchen war aber verschwunden. Lukes wußte wahrlich nicht, wie ihm geschah, und er würde vielleicht noch heute verwundert dort stehen, wenn Mariöka nicht zu weinen angefangen, und ihn an seine Rückkehr erinnert hätte.

Indeß wartete das Weib mit Ungeduld. Hunger, Durst und Schmerz quälten sie; im Hause war weder ein Bissen Brod, noch ein Kreuzer Geld. Da trat Lukes in die Stube.

„Weib, weine, wehklage nicht; ein Engel Gottes hat uns geholfen. Hier hast Du Deine Mariöka; früher jedoch ehe Du das Kind küßest, nimm das Taufgeschenk heraus, damit Du siehst, was für eine ansehnliche Pathin es gehabt hat."

Das Weib griff in die Windel und zog voll Staunen nicht einen — sondern eine Handvoll Dukaten heraus. „Mein Gott!" rief sie aus und ließ vor Schrecken die Dukaten aus der Hand fallen, daß sie auf der schlechten Kotze und dem faulen Stroh herumkollerten. „Mann, wer hat Dir so viel Gold gegeben? Schau' nur her!

„Ich schaute schon früher als Du, und verwunderte mich mehr als Du. Aber jetzt höre nur zu, ich werde Dir erzählen, von wem ich es habe." Darauf erzählte er dem Weibe, wie es ihm bei der Taufe ergangen sei, und setzte endlich hinzu: „Jetzt aber, Alterchen, laß das Staunen, danke dem Herrgott für die Bescherung, und hilf mir die Goldfüchse auffammeln."

Sie fingen zu sammeln an, aber ein neues Wunder! Wo ein Dukaten lag, dort fanden sie zehn Stück; als sie alle eingesammelt hatten, gab's einen hübschen Haufen.

„Herr Gott!" sprach das Weib, besorgt auf den Haufen Goldes blickend, „ob uns aber das Geld gesegnet sein wird? Wer weiß, ob das alte Mütterchen nicht ein böser Geist gewesen, der mit dem Gelde unsere Seelen erkaufen will?"

„Aber sage mir, Weib, wie kannst Du so thöricht sein?" Denkst Du denn, daß ein böser Geist mit mir in die Kirche ginge, sich mit Weihwasser besprengen ließe, ja sogar ein Kreuz machen würde? Das erwäge Dir nur. Daß es ein gewöhnliches Weib wäre, das sag' ich nicht; aber es war ein guter Geist, welchen uns Gott als Befreier geschickt, und ich denke, wir können das Geld mit gutem Gewissen behalten. Nun handelt sich's am meisten darum, wo wir es verbergen, daß uns Niemand darüber käme. Indessen gebe ich es in den Kasten, aber morgen in der Nacht vergrabe ich es unter dem Birnbaum, und das sag' ich Dir, daß Du Niemanden ein Wort davon erwähnest. Einen Dukaten werde ich nehmen, zur Schulzin tragen und ihn wech-

sein; dann kaufe ich Milch, Eier, Brod, Mehl, und morgen kaufe ich in der Stadt Kleider und Betten, und dann kaufe ich unsere einstige Wirthschaft zurück, und werde verständiger wirthschaften, als früher, denn die Noth ist eine gute Lehrerin."

Nachdem Lukeš das Geld im Kasten verschlossen hatte, nahm er einen Dukaten, und ging einkaufen. Nach einem kurzen Stündchen öffnet sich die Thür, und herein tritt eine vollwangige Magd, in beiden Händen einen großen Topf mit dem ganzen Gemelke tragend, hinter ihr ging Lukeš, in einer Hand einen Korb voll Eier, auf welchen zwei Ziegelbuchten lagen, und in der andern ein großes Bündel mit Betten.

„Gesegne Gott!" sagte die Magd, indem sie den Topf auf die Bank stellte. „Die Hausfrau läßt Euch grüßen, und schickt Euch ein wenig Milch zum Brei; und solltet Ihr was brauchen, so möget Ihr nur sagen lassen, da sie Euch in Allem behilflich sein will." Darauf entfernte sie sich, ohne auf den Dank des verwunderten Weibes zu warten.

„Siehst Du, was ein Dukaten vermag; wenn sie wüßten, wie viel wir ihrer haben, sie würden uns auf den Händen tragen. Die Schulzin hat uns mit Allem versorgt, sogar Betten borgt sie uns bis morgen und schickt uns die alte Spinnerin zur Bedienung. Ich sagte ihr, unser Kind habe eine Handvoll Dukaten als Pathengeschenk bekommen. Daß Du also weißt, wie Dich zu benehmen, wenn sie herkommt."

Nach dieser Rede machte Lukeš ein Feuer an, und als die alte Veruna kam, war in kurzer Zeit eine

gute Suppe gekocht. Gewiß hat die köstlichste Speise aus einer herrschaftlichen Küche einem vornehmen Magen nicht so gut geschmeckt, wie die von der alten Veruna bereitete Milchsuppe, dem ausgehungerten Lukeš und seinem Weibe.

Den andern Tag nach dem Frühstück machte sich Lukeš auf den Weg nach der Stadt. Die Schulzin benützte den Augenblick und eilte auf Besuch zum Weibe des Lukeš, besonders darum, um zu erfahren, wie es mit dem Gelde aussähe. „Liebe Nachbarin," begann sie, nachdem sie sich nach ihrer Gesundheit erkundigt, „in Euer Haus kam mit dem Mädchen Gottes Segen herein!"

„Es ist ja nicht so bedeutend, eine Handvoll Dukaten zerstreut sich bald! Gott möge es der guten Pathin vergelten! Jetzt können wir uns das Gut sammt dem Zugehör wieder kaufen, und ein gutes Leben führen."

„Da werdet Ihr am besten thun."

Darauf ging die Schulzin fort, aber ehe sie nach Hause kam, sprach sie noch bei einigen Gevatterinnen und Muhmen ein, um ihnen eine genaue Nachricht von dem Reichthum des Lukeš zu geben. Ehe der Mittag da war, wußte jeder Bube im Dorfe, daß sie bei Lukeš ein Viertelstrich Dukaten bekommen hätten. Abends kehrte der glückliche Lukeš aus der Stadt zurück und brachte einen Wagen voll Hausgeräthschaften, Kleider, Betten und Gemüse mit. Am anderen Tage kaufte er seine einstige Wirthschaft, sammt Feldern und Vieh zu-

rück. Jetzt hatte die Noth ein Ende; Lukeš fing zu wirthschaften an, und wurde ein ordentlicher Mensch.

Ihre größte Freude aber war die kleine Mariška, ein Mädchen so lieb und schön, daß es ein Jeder gern haben mußte. „Ach, liebe Gevatterin," sagten die alten Mütterchen, „das Mädchen wird Euch nicht groß werden, es ist auf sein Alter zu klug." Aber trotz der Weissagung wuchs Mariška wie eine Tanne. Als sie zehn Jahre alt war, sagte der Herr Lehrer, die Eltern müßten sie nicht mehr in die Schule schicken, sie wisse schon so viel, wie er selbst. Sie schickten also die Mariška auf zwei Jahre in die Stadt, wo sie auch weibliche Handarbeiten lernte. Als das zweite Jahr zu Ende ging, fuhr Lukeš wieder um die Mariška weil die Zeit nahte, wo sie dem Altmütterlein übergeben werden sollte. Mit Freude und Stolz umarmte die Mutter die Tochter, denn es kamen viele Bekannte und alle bewunderten die Schönheit des Mädchens, was den Eltern nicht wenig schmeichelte. Mütter, denen Söhne heranwuchsen, glaubten, es wäre nicht so schlecht, sich in eine solche Wirthschaft einzuheirathen. Das größte Recht auf Mariška nahm sich des Richters Jirka heraus, und zählte es sich schon auf den Fingern ab, in wie vielen Jahren sie wohl heirathen könnte. Aber Mariška's Glück blühte anderswo!

In einigen Tagen sollten es zwölf Jahre sein, wo sie getauft wurde. Als auch diese verflossen waren, nahm die Mutter unter Thränen von Mariška Abschied und der Vater führte sie zu dem Rosenstrauche in der Hoffnung, daß dort auch ihr Glück erblühen werde. Der zauberische Strauch stand noch in voller

Blüte, wie wenn ihn erst in diesem Augenblick das Altmütterlein aus der Erde hervorgezaubert hätte. Niemand hatte es während der zwölf Jahre gewagt, ihn auch nur zu berühren, denn es erzählten sich die alten Nachbarinnen, daß es ein neuer Tummelplatz der wilden Weiber sei, und wer eine Rose von dem Strauche pflücke, verfalle ihrer Gewalt. Der einzige Lukeš hätte dies genau widerlegen können, aber er wollte das Geheimniß Niemandem anvertrauen. Als sie zur Stelle gekommen waren, berührte Lukeš eine Knospe, und alsogleich stand statt des Strauches die Frau Gevatterin vor ihm. Im ersten Augenblicke erschrack Marióška über die unerwartete Veränderung, als sie aber ins Gesicht der alten Frau blickte, entschlug sie sich aller Furcht.

„Willst Du mit mir gehen, Marióška?" fragte die Gevatterin das Mädchen.

„Das Mädchen wird gerne gehen, Frau Gevatterin," antwortete Lukeš an ihrer Statt.

„Das freut mich; gehet also nach Hause, Gevatter, und sorget nicht mehr um Eure Tochter: ihr wird es wohl ergehen, und ich werde sie Euch bald schöner und glücklicher zurückbringen. Damit Euch aber nach dem Mädchen nicht bange werde, nehmet diesen Spiegel; sobald Ihr hineinschaut, werdet Ihr die Marióška wie lebend vor Euch erblicken. Jetzt gehet nach Hause, blicket jedoch weder links, noch rechts, noch rückwärts, es könnte Euch sonst Arges widerfahren."

Lukeš nahm von dem Töchterlein Abschied, empfing von der Gevatterin den Spiegel, und begab sich gera-

heimwegs zum Dorfe zurück. Das Altmütterlein zog ein grünes Reis hervor, und sprach, indem es Mariška bei der Hand nahm: „Komm, mein Töchterlein, wir wollen auch gehen.“ Dabei berührte es mit dem Reise die Erde, diese öffnete sich, und schon befanden sie sich in der Mitte eines schönen runden Gartens unweit eines prachtvollen runden Schloßes. Rundherum erheben sich Säulen aus weißem Marmor, umwunden mit Rosen, Kresse und Epheu. Aus der kleinen Flur konnte man in sechs Thüren eintreten; fünf waren aus weißem Elfenbein, mit goldenen Schlößern versehen, die sechste war aus schwarzem Ebenholz; die Säulen vor der schwarzen Thüre waren ebenfalls schwarz und mit Cypressen und Rosmarin umwunden.

„In diesem Schloße,“ sagte das Altmütterlein zu der ganz erstaunten Mariška, „wirst Du wohnen. Allerorten kannst Du eintreten, überall hinsehen, nur in das sechste Zimmer gehe nicht, sonst wird es Dir schlimm ergehen. Hier hast Du sechs goldene Schlüssel von allen Thüren, gehe und schaue hinein.“

Mariška ließ sich dies nicht lange heißen; sie nahm die Schlüssel und öffnete die erste Thür. Es war das Schlafzimmer. Am Boden lagen Teppiche von Hermelin. Das Bett war von Elfenbein, und mit Silber und Gold beschlagen. Die Wandtapeten waren von weißer Seide, und mit silbernen Sternen besetzt.

„Und in diesem schönen Zimmer und auf diesen weichen Kissen soll ich schlafen?“ fragte Mariška das Altmütterchen.

„Ich habe es Dir ja schon gesagt, daß dies alles für Dich ist, wenn Du befolgst, was ich Dir befehlen werde.“

„Alles werde ich Euch thun, theures Mütterchen, und an das sechste Zimmer werde ich gar nicht denken.“

In dem zweiten Zimmer befand sich das Bad. In den glänzenden Estrich war eine Kristallwanne eingesetzt, in die man durch ein silbernes Rohr Wasser einlassen konnte. Das dritte war das Ankleidegemach, wo Lehnsessel standen, mit rothen Damast überzogen und kunstvoll mit Perlen besetzt. In der Mitte stand ein silberner Tisch und darauf Kleinodien, wie sie die Welt noch nicht sah. „Davon kannst Du Dir jeden Tag nehmen, was Dir gefällt,“ sprach das Altmütterlein, indem es das Mädchen dem Tische näher führte.

„Ach Gott, das ist ein Glanz, das ist eine Pracht, und ich soll das tragen? Ach könnte ich es der Mutter und dem Vater zeigen.“

„Wenn Du brav sein wirst, werden sie Dich auch einmal in einem solchen Anzug sehen.“ Darauf ging sie, hob den Vorhang und öffnete der erstaunten Maríška den Kleiderschrank, gefüllt mit kostbarer Wäsche und Kleidung. Wenn sie auch hundert Jahre leben würde, das Alles könnte sie nicht abtragen! Aus diesem Zimmer gingen sie in das Speisegemach, und von da in's fünfte Zimmer, welches zum Arbeiten eingerichtet war. An einem schönen Tischlein lagen angefangene weibliche Arbeiten, und etwas weiter stand eine mit Edelsteinen besetzte Harfe.

„Wie gefällt es Dir denn da?“ fragte das Mütterchen.

„Eines mehr als das andere; aber saget mir doch, wer wird diese prachtvolle Harfe spielen?“

„Wer sonst, als Du, bis Du spielen gelernt hast?“

Als Mariška aus dem Bade stieg, kleidete das Altmütterchen sie in schöne Kleider, und führte sie zum Mittagmale. Unsichtbare Hände trugen eine Menge von Speisen auf den Tisch. „Und warum esset Ihr nicht mit mir?“ fragte Mariška das Altmütterlein, als sie sah, daß dieses sich weiter vom Tische setze.

„Iß nur, mein Töchterlein, iß; ich esse gewöhnlich allein, und schlafe auch allein.“

Nach dem Mittagmal, das der Mariška recht sehr mundete, ging sie mit dem Altmütterlein in den Garten. Das Altmütterlein zeigte und nannte der Mariška die schönsten Blumen, dann fingen sie an, diese zu pflücken, und als sie müde waren, pflückten sie schmackhaftes Obst ab, setzten sich in eine schattige Laube und aßen. So verging's ihnen der Tag; nach dem Nachtmale führte das Altmütterlein die Mariška in das Schlafgemach, wünschte ihr „gute Nacht“ und entfernte sich. Als sich Mariška entkleidet und ihr Gebet gesprochen hatte, legte sie sich auf die feinen Polster, deckte sich mit einer seidenen Decke zu, und schlief ein, wie wenn man sie ins Wasser geworfen hätte.

Die Sonne war bereits hübsch hoch, als sie erwachte. Das Altmütterlein stand schon bei ihr; Mariška sprang schnell aus dem Bette und kleidete sich an. Als dies geschehen war, wand ihr noch das Alt-

mütterlein zwei Schnüre erbsengroßer Perlen, um Hals und Hände, und kehrte sie dann dem Spiegel zu.

„Mein Goldmütterlein, wie mir das gut steht!" rief Mariška mit freudigem Antlitz, als sie sich einigemal vor dem Spiegel gedreht hatte. „Wenn mich doch jetzt mein Mütterchen sehen könnte, oder meine Gespielinnen, die würden Augen machen!"

„Gib Dich nur zufrieden, das wird auch einmal geschehen."

Im Speisezimmer stand das Frühstück bereit: duftende Erdbeeren auf einer Kristalltasse und süße Milch in einem Kristallbecher. Nachdem Mariška sich das gute Frühstück hatte schmecken lassen, führte das Altmütterlein sie in das Arbeitszimmer. Zuerst lehrte es sie nähen, dann lesen und Buchstaben auf Pergament malen. Indessen wurde es Mittag. Mariška setzte sich zum Male, und das Altmütterlein entfernte sich. Nach dem Speisen kam es wieder, führte sie in den Garten, und nannte ihr wieder die hübschen Vögel, Bäume und verschiedene Pflanzen. Hernach mußte Mariška wieder an die Arbeit gehen. Nachmittags stickte sie verschiedene kostbare Sachen, und dann lernte sie die Harfe spielen. Nach dem Unterricht nahm das Altmütterlein selbst die Harfe zur Hand, setzte sich zum Fenster, und hieß der Mariška, sich zu ihr zu setzen, sie werde ihr etwas vorsingen. Mariška dachte bei sich: „Na, das wird ein schöner Gesang werden; mein Mütterchen ist noch nicht so alt, und ihr Singen war nichts werth; was denn erst der Sang dieses alten Großmütterchens!" Bald jedoch sollte sie staunen. Nachdem

das Altmütterlein einigemal mit den welken Fingern in die Saiten gegriffen hatte, fing es zu singen an. Nie noch floß eine lieblichere, hellere Stimme aus einer menschlichen Kehle, als bei der alten Sängerin. Wie sie zu singen begann, verstummten die Vögel, hörte das Rauschen in den Hainen auf und Alles war stille. Mariska, das blaue Auge auf das Großmütterchen gerichtet, die Hände gefaltet, wagte nicht zu athmen; erst als dieses zu singen aufgehört, ergriff sie es bei der Hand, und aus vollem Herzen seufzend sprach sie: „Ach Großmütterchen, Ihr könnt schön singen."

„Das ist auch mein einziges Vergnügen, solange Du mir kein größeres bereitest."

„Womit kann ich Euch ein Vergnügen bereiten?"

„Nur durch Folgsamkeit."

„Ich werde Euch gewiß das erfüllen, was ich versprochen habe, und will Euch nie betrüben."

„Du bist ein gutes Kind," sagte die Alte und küßte Mariska's weiße Stirn.

So verfloß ein Tag nach dem anderen, und aus Mariska ward eine kluge, verständige und sehr schöne Jungfrau. Zum fünftenmale blühte schon der Apfelbaum vor dem Fenster, seitdem das Großmütterlein sie vom Hause weggeführt hatte. Da trat eines Morgens das Altmütterchen in das Schlafgemach, und sprach zu Mariska:

„Liebe Mariska, ich muß Dich auf einige Tage verlassen; ungern gehe ich fort, aber ich kann nicht anders. Vergiß also meine Worte nicht, und laß Dir

nicht bange werden; ich komme sobald als möglich wieder zurück.“ Hierauf entfernte sie sich.

Jetzt war Mariška allein; der Vormittag verstrich wie gewöhnlich, jedoch Nachmittags war ihr schon bange. Sinnend ging sie auf den goldkiesbestreuten Pfaden im Garten herum, bis sie von Ungefähr bei der schwarzen Thür stehen blieb. Während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts bei dem Altmütterlein gedachte sie nicht des sechsten Zimmers; erst in diesem Augenblick begann die Neugierde sie zu plagen. „Warum hat mir wohl das Großmütterchen untersagt, in dieses Zimmer zu schauen?“ dachte jetzt Mariška. „Was kann darin sein, das für sie und mich so schlimme Folgen hätte, wenn ich hinein ginge?“ Schon wollte sie um den Schlüßel eilen; da fiel ihr die strenge Mahnung ein, und sie begab sich wieder in das Schloß, nahm die Harfe, und spielte und sang. Dann ging sie schlafen; aber die ganze Nacht hindurch träumte sie von dem sechsten Zimmer, in welchem sie allerhand Wunder sah. Ihr erster Gedanke war der nächtliche Traum, der bis Mittag nicht von ihr wich. Nichts freute sie, nichts mundete ihr, nirgends hatte sie Ruhe, bis sie endlich Nachmittags der lockenden Macht nicht wiederstehen konnte, den Schlüßel vom Nagel nahm, und beherzt dem sechsten Gemache zuging. Sie blieb aber vor Entsetzen wie versteinert auf der Schwelle stehen, als sie die Thüre öffnete, und in dem mit schwarzen Sammt überzogenen Zimmer eine schwarze Todtenbahre erblickte, in welcher ein Gerippe saß, das beständig mit dem Schädel nickte. Da schlug sie die Thüre zu, und eilte angstvoll zurück. Jetzt bereute

ſie ſehr, daß ſie ſich von der Neugierde habe verleiten laſſen; damit ſie aber dem Großmütterchen kein ſchweres Herz mache, verſchwor ſie ſich beim lebendigen Gotte, ihres Fehltritts mit keinem Sterbenswörtlein zu erwähnen.

Am dritten Tage kehrte das Großmütterlein zurück. Eben kämmte Mariška ihr langes kaſtanienbraunes Haar mit einem goldenen Kamme, als es zu ihr trat.

„Was fehlt Dir, daß Du ſo blaß biſt?" fragte es nach Mariška's Grußworten.

„Nichts, Großmütterchen, nichts, mir war nur bange nach Euch," antwortete Mariška, und das Blut ſtieg ihr in die Wangen, weil ſie zum erſtenmal in ihrem Leben gelogen hatte.

„Mädchen, ſage mir was Dir fehlt?"

„Wahrlich Großmütterlein, es fehlt mir nichts."

„Mariška, Du warſt im ſechſten Zimmer, und jetzt fürchteſt Du Dich vor mir, bekenne es! Sagſt Du, was Du d'rin geſehen, wird es Dein und mein Vortheil ſein; ſagſt Du es nicht, dann ergeht es mir ſchlimm und Dir."

„Wahrlich, Großmütterchen, ich war nicht dort."

„Nun gut, ich gäbe Dir Zeit zum Ueberlegen, denke aber gut auf meine Worte."

„Nein, nein," ſprach Mariška zu ſich ſelbſt, als das Großmütterchen ſich entfernt hatte, „ich werde es nicht bekennen, es geſchehe, was da wolle; vielleicht will mich Großmütterchen nur prüfen, und wenn ich nicht bekenne, wird ſie mir endlich glauben, daß ich nicht d'rin war, und wird wieder gut werden."

Die Alte kam wieder zurück und blieb bei ihr den ganzen Tag, machte jedoch keine Erwähnung von dem sechsten Zimmer. Des andern Tages früh kam sie zur Mariška, nahm sie bei der Hand, und führte sie in den Garten.

„Jetzt sage mir," fragte sie, in der Mitte angelangt, „was sahest Du in dem sechsten Zimmer?"

„Ich war nicht dort."

„Bekenne es, es wird gut sein für mich und Dich."

„Ich war nicht im sechsten Zimmer."

Da schwang das Großmütterchen eine schwarze Ruthe um den Kopf, und der schöne Garten verwandelte sich in eine Wildniß, über die sich ein fürchterliches Gebrüll der wilden Thiere verbreitete. Hier wies ein hungriger Wolf die Zähne, dort zwängte sich der Kopf eines wilden Ebers durch ein Gesteg, da lauerte wieder ein fürchterlicher Tieger, hinter jedem Baum war ein Unthier, und im Grase krochen Schlangen. Entsetzt bedeckte Mariška ihr Antlitz und schmiegte sich an das Großmütterchen an „Sage, Mariška, was hast Du in dem sechsten Zimmer gesehen? Wenn Du es nicht sagst, laße ich Dich hier."

„Ach thut es nicht Großmütterchen, ich war nicht im sechsten Zimmer."

„Nun gut, überlege Dir es bis morgen früh." Dann schwang sie von Neuem die Ruthe, und die Wüste verwandelte sich wieder in den Garten.

Des andern Tages früh kam das Großmütterchen zur Mariška und fragte sie liebreich: „Wie hast Du Dir's überlegt, mein Mädchen?"

„Ich kann Euch nicht anders antworten.“

„Schau', Mariska, wenn Du mir es nicht sagst, müssen wir uns trennen, und Dir wird es sehr schlimm gehen. Ich führe Dich in einen finstern Wald, aus dem Du Dir selbst heraushelfen mußt. Du wirst stumm sein, und nie glücklich werden; der, den Du am meisten lieben wirst, der wird Dich tödten. Bekennst Du aber, dann bleibst Du noch länger bei mir, kehrst später zurück zu Deinen Aeltern, und wirst glücklich sein bis an das Ende. Jetzt wähle.“

„Machet mit mir was Ihr wollt, ich war nicht im siebenten Zimmer.“

„So befinde Dich dann im schwarzen Walde und sei stumm!“ rief die Alte und berührte mit der Ruthe die blaße Mariska, die nun als Verwunschene zur Erde sank. Lassen wir sie indessen liegen, und schauen anderswohin.

Der schwarze Wald gehörte einem mächtigen Könige, der einen einzigen Sohn hatte, Namens Milboj. Als der Knabe geboren wurde, berief der König einen Wahrsager an den Hof und befragte ihn nach der Zukunft des Kindes. Und da erfuhr er: daß Milboj, ausgewachsen als schöner Prinz, in Künsten geübt, ein großer Liebhaber von Krieg und Jagd sein werde. Will jedoch der Vater an ihm keine große Pein erleben, so möge er ihn bis zu seiner Volljährigkeit nicht auf die Jagd ausgehen lassen. — Was Wunder also, daß der von den Eltern überaus geliebte Prinz allseitig bewacht wurde. Als er zu seinen Jahren kam, war es seine liebste Unterhaltung, zu fechten und sich in den Waffen zu üben;

mit nichts konnte man ein größeres Vergnügen bereiten als wenn man ihm von Krieg und Jagd erzählte. Da entbrannte er. Aber trotz seiner Bitten wollten ihn die Eltern nicht auf die Jagd gehen lassen. Er war schon fast zwanzig Jahre alt, und hatte noch nichts anderes geschossen, als einige Vögel im Garten, und mit Niemanden hatte er noch gekämpft, außer mit den Haushunden.

Eines Morgens früh trat er eilig zu der Mutter ins Zimmer ein, und bat sie mit aufgehobenen Händen um ihre Fürbitte beim Vater, daß er auf die Jagd gehen dürfe. „Liebes Mütterchen, ich träumte heute Nachts, daß ich eine schöne Hindin geschossen habe. Ich kann mir nicht helfen, wohin ich sehe und was ich auch thue, überall habe ich die Hindin vor mir."

„Verbanne solche Gedanken, mein Söhnchen; ein böser Geist foppt Dich. Wenn Du heute auf die Jagd gingest, glaube mir, Dir würde ein Unglück zustoßen."

Milboj befolgte den Rath der Mutter, aber den ganzen Tag ging er traurig und gedankenvoll umher, ohne daß ihn jemand trösten konnte. Andern Tags war er noch zeitlicher bei der Mutter und sagte, er hätte denselben Traum wie in der vorigen Nacht gehabt, und werde aus dem Schloße entweichen, wenn ihn der Vater nicht auf die Jagd gehen ließe.

„Sei vernünftig, Milboj," sprach die Mutter, „ich werde mit dem Vater reden, glaube aber, es werde vergeblich sein."

„Thu's, Mütterchen, der Vater macht Dir ja Alles zu Liebe. Mit dem Weissagen ist es eine rechte

Dummheit. Ich kann mit den Jagdwaffen gut umgeben, zu Pferde sitze ich wie angegossen. Wozu also die Furcht?"

„Du eilst gewiß einem Unglücke entgegen," sagte die Königin, und dem Liebling mit dem Finger drohend, begab sie sich zu dem Könige.

Nach einer Zeit kam sie wieder, und mit ihr der König. Er drohte dem Sohne mit seinem Zorne, wenn er nicht von seinem Vorsatz nicht ablasse. Milboj war folgsam, und handelte nie dem Vater entgegen, aber in seinem Leben kam es ihm nicht so schwer vor, als diesmal. Noch trauriger als Tags zuvor schritt er in der Burg herum, und Niemand konnte ihn trösten.

Am dritten Tage, die Königin lag noch im Bette, kam Milboj wieder zu ihr und bat sie auf den Knien abermals um die Fürsprache beim Vater. „Mütterchen, ich muß auf die Jagd, ich muß die schöne Hindin bekommen sonst vergehe ich selbst vor Sehnsucht."

„Sohn, ich bitte Dich, laß diesen thörichten Wahn fahren; wenn Dir ein Unfall zustoßen sollte, würde des Vaters Groll mein Haupt treffen."

„Wenn Du das fürchtest, Mutter, so gehe ich allein zum Vater." Das sagte er und eilte hastig zum König. Lange redete es ihm der Vater im Guten und Bösen aus, aber es nützte nichts, Milboj ließ von seinen Bitten nicht ab. Als endlich die Königin sich auf die Seite des Lieblings schlug, ließ sich der König durch deren Flehen erweichen und erlaubte dem Sohne, auf die Jagd zu gehen. Zwanzig verständige und erfahrene Jäger

mußten mit dem Prinzen gehen, denen der König bei Todesstrafe anbefahl, über dem Sohne zu wachen.

Wie ein muthiges Roß, wenn man ihm die Zügel schießen läßt, flog Milboj mit seinem Gefolge aus dem Schloße. Der Abend senkte sich schon hernieder, viel Wild war erlegt, aber die weiße Hindin hatte Milboj noch nicht gesehen, von der er drei Nächte hindurch geträumt hatte. Er ritt kreuz und quer, und nahm es in seinem Eifer gar nicht wahr, daß er von seinem Gefolge sich getrennt habe. Da gelangte er in einen kleinen Verhau, in dessen Mitte einige Sträucher standen. Da schien es ihm, als schimmere darin etwas, und schnell griff er nach dem Bogen und dachte: „Warte, das ist gewiß die Hindin, die muß ich erschießen." Schon zielte er, da springt aus dem Gesträuche eine wunderschöne Jungfrau, fällt vor Milboj auf die Knie und erhebt zu ihm die gefalteten Hände. Es war Mariška. Als sie nämlich aus der Ohnmacht, in welche sie die Zauberruthe des Altmütterleins versetzt hatte, erwacht war, fand sie sich im Walde im Grase liegen. In diesem Augenblicke hörte sie Trompetenschall und Pferdegetrapp, verbarg sich hinter das Gesträuch, woraus sie jedoch bald die Furcht vor dem gespannten Bogen trieb.

„Wie hast Du Dich denn hieher verirrt, schöne Jungfrau?" fragte Milboj und hob die Mariška vom Boden auf. Statt aller Antwort legte sie einen Finger auf die Lippe, und schüttelte traurig mit dem Kopfe, zum Beweis, daß sie nicht sprechen könne.

„Stumm bist Du? Oh Schade, Schade!" rief Milboj und sah ihr mitleidig in die schönen Augen,

dahn stieß er ins Horn, um die Jäger zu versammeln. Dieselben kamen nach einer Weile von allen Seiten hergeritten. „Mir scheint es, daß unser Prinz statt einer Hindin ein Waldfräulein erjagt habe," flüsterte ein alter Jäger dem andern zu. Da Milboj sah, daß alle neugierig die Mariška betrachteten, sagte er zu ihnen: „Diese Jungfrau ist eine königliche Prinzessin, von einem Zauberer entführt. Durch einen wunderbaren Zufall ist sie ihm entwichen, und bis auf die Erde gekommen, wo er keine Macht mehr zu ihr hat. Gewiß hat mich eine höhere Macht zu der Jagd angeeifert, denn die Unglückliche wäre hier Hungers gestorben." Milboj wußte recht gut, welchen Eindruck dies ersonnene Märchen bei der Dienerschaft hervorbringen würde; kaum hatte er es ausgesprochen, stiegen Alle von den Pferden, und bezeugten der Jungfrau ihre Ehrfurcht. Mit einem liebreichen Lächeln und Kopfnicken dankte sie, und damit hatte sie alle Herzen sich geneigt gemacht. Auf dem Heimwege befahl Milboj Allen streng, des Mädchens mit keinem Worte zu erwähnen, so lange er es ihnen nicht gestatten würde.

Mit Furcht erwarteten der König und die Königin des Prinzen Rückkehr. Es ging schon spät in die Nacht, als die Diener die Nachricht brachten, daß der Prinz heim reite. In dem Lärmen und Rennen bemerkte es Niemand, wie Milboj die Mariška in sein Zimmer führte und dort einschloß. Gesund übernahm der König seinen Sohn von den Jägern; daß dieser im Herzen eine tiefe Wunde habe, das ahnte Niemand.

„Nun, hast Du die Hindin, nach der Du Dich so gesehnt, auch richtig erjagt?“ fragte der König den Milboj.

„Freilich, Vater, nach dem Nachtmale werde ich sie Euch zeigen.“

Als sie speisten, nahm Milboj einiges von den schmackhaftesten Speisen auf einen goldenen Teller und trug es zur Mariška. Als ihn die Mutter fragte, wohin er dies trage, antwortete er, das sei für die Hindin.

„Das muß eine merkwürdige Hindin sein,“ sprach die Königin. „Die möchte ich gern sehen.“

„Gleich führe ich sie her,“ antwortete der Prinz, und eilte in sein Zimmer, wo er die so seltene Jagdbeute verborgen hielt. Als er in die Thüre trat, sah er, daß Mariška ein Buch in der Hand halte; da frug er sie, ob sie lesen könne? Mariška bejahte.

„Und vielleicht auch schreiben?“

Sie bejahte wieder.

„Das heißt ja gewonnen; da kannst Du mir ja aufschreiben wer Du seiest, wie Du heißest und was mit Dir geschehen sei?“

Da schrieb Mariška auf, wie sie heiße; sie sei aus dem und dem Dorfe, die Tochter eines Bauers und schon seit fünf Jahren von den Eltern entfernt; wo sie diese ganze Zeit gewesen, daß dürfe sie bis zu ihrem Tode Niemandem sagen. Wollte ihr also der Prinz eine Wohlthat erweisen, so möge er sie zu ihren Eltern führen.

„Nein, nein," sprach Milboj und nahm das Mädchen bei der Hand, „Du darfst nicht fort, ich habe Dich liebgewonnen und will Dich zur Gattin nehmen."

Mariška schüttelte den Kopf, nahm das Blatt und schrieb: „Du wirst unglücklich werden!"

„Wie könnte ich mit Dir unglücklich sein? Sage nur, daß Du mich liebst, und wir gehen zu den Eltern, daß sie uns segnen, um das Uebrige kümmere Dich nicht."

Da er es nicht anders wollte, reichte sie dem Milboj die Hand, und beide gingen zu den Eltern. Erstaunt blickten diese auf den Sohn, als er statt einer Hindin eine wunderschöne Jungfrau in's Gemach führte, und noch mehr erstaunten sie, als er ihnen sagte, daß die Jungfrau seine Gattin werden solle.

Anfangs wollte der König von der Verbindung nichts hören; als aber die Königin für den Sohn bat, und dieser selbst mit der Geliebten vor dem König auf die Knien fiel, ließ der König sich durch diese Bitten und noch mehr durch Mariška's Schönheit besänftigen. Die volle Bewilligung aber gab er erst den dritten Tag, denn es war doch nicht ganz nach seinem Sinn, daß sein einziger Sohn, der Erbe eines großen Königreiches, ein stummes Mädchen heirathen solle, von dem eigentlich Niemand wußte, wer und woher sie sei. Die Hochzeit wurde prächtig und kostbar gefeiert, wie es sich für einen königlichen Sohn gehört. Aber so viel Gäste auch da waren, Alle überstrahlte die junge Königin wie eine Sonne.

In Liebe und Freude lebten die jungen Ehegatten, und bis jetzt dachte Mariška nicht auf den Fluch des Großmütterchens. Sie erwartete schon bald ihre Niederkunft, da meldeten eines Tages Boten, ein feindliches Heer ziehe gegen den König heran. Es entstand nun ein großes Jammern. Milboj nahm Abschied von den Eltern, küßte noch zum letzten Male die bethränten Wangen seiner Gattin, und dann schwang er sich auf seinen muthigen Rappen, und ritt an der Spitze seiner Krieger aus dem Palaste.

Jetzt begannen für Mariška traurige Tage. Obzwar sich der König und die Königin alle mögliche Mühe gaben, sie zu erheitern, sie ließ sich doch durch Nichts trösten, und verbrachte die Zeit am liebsten in der Einsamkeit. Endlich empfing sie die Nachricht, daß das Glück dem Milboj günstig sei. Als ihre Zeit gekommen war, gebar Mariška einen schönen Knaben. Da herrschte große Freude am ganzen Hofe, die größte Freude aber hatte der König und die Königin. Gleich am andern Tage sollte ein Bote zum Prinzen abgesandt werden, um ihm die freudige Nachricht zu bringen. In derselben Nacht überkam die Weiber, welche bei der Wöchnerin wachten, ein solcher Schlaf, daß sich keine dessen erwehren konnte. Da werden plötzlich die Bettvorhänge auseinander gezogen, und vor Mariška zeigt sich das freundliche Antlitz des Altmütterleins.

„Ach mein goldenes Großmütterchen," rief Mariška, die in dem Augenblick ihre Sprache wieder erhielt, hochentzückt aus. „Wie kann ich es Euch vergelten,

daß Ihr mir ein solches Glück bereitet habt. Sehet auf den Neugeborenen!"

„Wenn Du glücklich bleiben willst, sage, was Du im sechsten Zimmer gesehn?"

„Großmütterchen, ich war nicht darin."

„Sage, sonst geht es Dir schlimm."

„Ich war nicht darin."

Da ergriff das Großmütterchen das Kind, und ehe ihr die Mutter wehren konnte, riß sie es mitten entzwei, daß das Blut die schneeweißen Betten und das Antlitz der Mutter bespritzte. Die unglückliche Mutter stieß einen Schrei aus, und sank dann halbtodt zurück. Als die Wärterinnen aufwachten, sahen sie nach, was wohl die Herrin mache, und da sahen sie die Wiege leer, das Bett und alles ringsum voll Blut und die Mutter halbtodt. Da erhoben Alle ein großes Geschrei und eilten zur Königin. Diese raufte sich das Haar aus, als sie das fürchterliche Schauspiel erblickte. Die Mariska konnte sie nicht fragen, erstens war sie wieder stumm, zweitens fiel sie aus einer Ohnmacht in die andere.

„Oh, daß ich es doch zugelassen habe," wehklagte der arme König, „das Milboj sie heirathe, immer habe ich es mir gedacht, es werde kein Heil daraus ersprießen. Jetzt ist es klar, daß es ein Waldfräulein ist. Die essen, wie man sagt, ihre Kinder auf. O unglückseliges Geschick!" So klagte unaufhörlich der alte König.

Am zweiten Tag sandte man zum Prinzen, und ließ ihn von der unglückseligen Begebenheit benachrich-

tigen, wobei man ihm auch bedeuten ließ, es wäre am besten, die berüchtigte Mutter zu verbrennen. Man wußte nicht, wie sehr Milboj sie liebe. Seine Antwort lautete, man möge alles lassen, wie es war, und mit Mariska so umgeben, wie früher. Es geschah nach seinem Willen. Nach einigen Wochen kehrte er als Sieger aus dem Kriege zurück. Die blaße, abgehärmte Mariska ging ihm entgegen, und fiel ihm weinend um den Hals. Er drückte die geliebte Gattin an's Herz, und tröstete sie mit liebenden Worten, um ihren Schmerz einigermaßen zu besänftigen. Wie ihm dafür Mariska im Herzen dankte, wird Jedermann leicht begreifen; denn sie glaubte nicht anders, als daß sie der Gatte werde tödten lassen. Als sie allein waren, tadelte der König den Milboj, daß er mit seiner Gattin nicht strenger verfahre. Milboj aber war verständig und antwortete: „Betrübe mich nicht, Vater, ich weiß, daß es Mariska nicht gethan habe; sie untersteht jedoch einer bösen Macht, und diese rächt sich an ihr. Sollte sie zum zweiten Male Mutter werden, so will ich allein wachen, und gewiß wird nichts geschehen."

Aber leider! Mariska ward zum zweitenmal Mutter, und kurz vorher mußte Milboj abermals in den Krieg. Mit schwerem Herzen nahm er Abschied von ihr. Vor seiner Abreise bat er noch die Eltern und trug Allen auf, nichts der Mariska zur leide zu thun, es möge geschehen, was wolle. Sie gebar wieder einen liebenswürdigen Knaben. Wie es dunkel wurde, überkam die Wärterinnen eine Müdigkeit, daß alle in einem Augenblicke einschliefen. Da rauscht der Vorhang aus einan-

der und bei dem Bette steht das Großmütterchen. „Wie gehst es Dir, Mariška?“ frägt sie die erschrockene Mutter.

„Schlimm und gut; warum habt Ihr mir das Herz so schwer gemacht, Großmütterchen?“

„Sage was du im sechsten Zimmer gesehen, und es wird alles wieder gut werden.“

„Ich war nicht dort.“

„Gestehe es, sonst wird es Dir schlimm ergehn.“

„Ich war nicht dort.“

Schon griff die Mutter mit Angst nach ihrem theuren Kleinode, da aber entriß ihr es das Altmütterchen, und schneller, als sie rufen konnte, war das Bett mit Blut gefärbt. Als die Wärterinnen erwachten, schlugen sie Lärm, Alles lief zusammen, und als man das schreckliche Schauspiel wahrnahm, wandte man sich mit Abscheu von der grausamen Mutter ab. Nur der strenge Befehl des Prinzen schützte die Mariška vor dem Tode am Scheiterhaufen. Aber die Aermste litt selbst am meisten. Dennoch nahm sie sich vor, ihr Gelübde nicht zu verletzten und sollte sich auch das Unglück noch einmal wiederholen.

Milboj kam nach Hause und obzwar ihn der Verlust des Kindes sehr betrübte, so ließ er doch vor Mariška seinen Schmerz nicht sehen, und tröstete sie nur und vertheidigte sie gegen die erzürnten Eltern. Zum dritten Male ward Mariška Mutter. Diesmal blieb Milboj zu Hause, um die Wöchnerin selbst zu bewachen. Sie hatte wieder einen Knaben; wie er geboren wurde, rührte sich Milboj nicht mehr von der

Wiege. Die Nacht kam; eine unüberwindliche Mattigkeit begann ihm die Augenlider zu schließen, er wehrte sich, aber endlich erlag er doch und schlief ein. In diesem Augenblicke kam das Großmütterchen zum Vorschein. „Wie geht es Dir, Mariška?" fragte sie die Mutter, welche ängstlich das Kind in die Arme schloß.

„Genug schlimm ist es mir ergangen, jetzt geht es wieder besser; aber habet Erbarmen, Großmütterchen, nehmet mir mein Kind nicht!"

„Sage, was Du im sechsten Zimmer gesehen hast?"

„Ich war nicht darin; ach, habet Erbarmen, das wird mein Tod sein."

„Ja, ja, und auch der Tod Deines Kindes, wenn du nicht sagst, was du im sechsten Zimmer gesehen hast."

„Ich war nicht darin."

Da riß ihr das Großmütterchen das Kind aus den Armen, und ein Strahl heißen Blutes bespritzte das kalte Antlitz der Mutter. Milboj erwachte, und als er sah, daß das Kind verschwunden sei, daß Mariška das Antlitz voll Blut habe, und daß er selbst mit Blut bespritzt sei, da wehklagte er und riß sich verzweifelnd die Haare aus dem Kopfe. Es kamen die Eltern herbei, das Volk lief zusammen, und einstimmig riefen Alle: „Verbrenne, König, verbrenne die Hexe, wenn Du nicht noch ein Unglück auf das ganze Land wälzen willst." Der Vater und auch die Mutter bestürmten den armen Sohn, er möge die Mariška verbrennen lassen, sonst würde sich das Volk empören. Lange konnte sich Milboj zu einer solchen Grausamkeit nicht

entschließen, als er aber sah, daß sich das Vok wirklich erhebe, lieferte er sie den Blutschergen aus.

Als die unglückliche M a r i s k a hörte, daß sie am andern Tag verbrannt werden solle, da hätte sie gern von ihrem Gatten Abschied genommen, aber er kam nicht zu ihr. Mit Ergebung erwartete sie den Tod, denn es freute sie nichts mehr auf der Welt, da der Gemal ihr böse war. Eine ungeheuere Menschenmenge stand andern Tages zeitlich früh am Richtplatz, und harrte, bis man die M a r i s k a herausführen würde. Gegen Mittag fuhr ein vierspänniger schwarzer Wagen heran, und darin saß die M a r i s k a, ganz schwarz angezogen. Der ganze Hof, der König und die Königin kamen herbei, um der Hinrichtung beizuwohnen. In der Nähe des Scheiterhaufens hob man sie vom Wagen, und wollte sie auf den Scheiterhaufen legen, da klopft ihr jemand auf die Achsel, und als sie sich umwandte, sah sie das Großmütterchen vor sich stehen. „Wie geht es Dir, M a r i s k a?“ fragte dieses mit lieblicher Stimme.

„Und wie könnt Ihr mich noch fragen?“

„Sage, was hast Du im sechsten Zimmer gesehen?“

„Ich war nicht dort.“

„Sprich, es wird alles gut, Du hilfst Dir und mir.“

„Ich war nicht dort.“

Großmütterchen verschwand, ohne daß Jemand sie gesehen hatte. Die Henker sprangen herbei, ergriffen die M a r i s k a und schleppten sie auf den Scheiterhaufen. Viele murrten, aber der größte Theil bedauerte die

junge und schöne Frau. Schon wollte man den Scheiterhaufen anzünden, da brach ein Freudengeschrei los: „Zündet nicht an, zündet nicht an, sie ist unschuldig!" Das Volk trat auseinander, und da sah der König vier weiße Pferde, mit goldenem Geschirr geschmückt, von Weitem herbeirennen. Ueber ihnen wehte eine weiße Fahne.

Mit Staunen sah Jedermann zu, wer da wohl komme. Die Pferde blieben stehen, die Fahne sank, und von dem goldenen mit Edelsteinen bekleideten Wagen steigt eine wunderschöne große Frau, auf den Händen ein Knäblein tragend, gehüllt in seidene Windel. Hinter ihr hüpften zwei kleine Knaben, ebenfalls prächtig gekleidet. „Mariska, Mariska, steige herab!" rief die Frau, als sie bis zum Scheiterhaufen kam. Kaum vernahm die verurtheilte Mariska des Großmütterchens Stimme, da sprang sie empor und fühlte keinen Schmerz, keine Schwäche mehr. Als sie vom Scheiterhaufen herunterkam und statt des Großmütterchens eine schöne Frau mit drei Kindern erblickte, da drehte sich ihr vor Freuden der Kopf und die Füße sanken unter ihr.

„Mariska," sprach die Frau, „hier hast Du Deine Kinder! Ich bin das Altmütterchen, ich bin das Gerippe, welches Du in dem sechsten Zimmer gesehen. Hättest Du dies eingestanden, so würdest Du mich nie erlöst haben und selber ewig unglücklich geblieben sein. Weil Du aber Dein Gelübde gehalten, so hast Du mich erlöst und Dich und Deine Kinder bis zum Tode glücklich gemacht. Ich bin die einzige Tochter eines mächtigen Königs. Ein häßlicher Zauberer verliebte sich

in mich und als reicher Prinz verkleidet bat er um meine Hand. Ich habe ihn jedoch bald durchschaut, und verweigerte ihm meine Hand. Dafür hat er mich in ein häßliches altes Weib verwunschen, und jede zwölfte Stunde mich in ein Gerippe verwandelt. Was mich erlösen konnte, das Alles hast Du vollbracht. Ich danke Dir nochmals; sei glücklich und vergiß das Altmütterlein nicht!" Also sagte sie, küßte die Mariška und die Kinder auf die Stirn, und schon war sie unsichtbar. Aber vom Palaste her ritt Milboj, dem das Altmütterlein einen Wink gegeben hatte, auf schweißbedecktem Renner heran. Er sprang vom Pferde, kniete vor der Mariška nieder und bat sie um Verzeihung.

„Allen verzeihe ich recht gern," sprach Mariška, indem sie dem Milboj die Hand reichte; „Ihr konntet nicht wissen, daß ich unschuldig bin."

Da küßte Milboj die Mutter und die liebenswürdigen Kinder, welche sich an die Eltern schmiegten. Auch der König und die Königin baten die Mariška um Verzeihung, und sie verzieh Allen. Von dem freudig jubelnden Volke begleitet kehrten sie in den Palast zurück. Dort gab es eine neue Ueberraschung. Alle Zimmer der Mariška waren so geschmückt wie in dem Sommerpalaste, wo Mariška mit dem Großmütterchen gewohnt hatte: das sechste aber war ganz mit Gold ausgetäfelt, und statt der Bahre mit dem Gerippe, stand dort ein Kasten voll Edelgestein, wofür sich Mariška fünf Königreiche hätte kaufen können. Am zweiten Tage schickte Milboj um den alten Lukeš und sein Weib. Da theilten die entzückten Eltern all

ihr Hab und Gut an die Armen aus, und begaben sich zu ihrer glücklichen Tochter, wo sie nun in Glückseligkeit lebten und oft des Altmütterleins gedachten.

Budulinek.

Nach Josef St. Menšik.

Es war einmal ein Großväterlein und ein Großmütterlein, und diese hatten den Budulinek. Sie kochten ihm eine Suppe und sagten: „Budulinek, mach' Niemandem die Thür auf!" Hernach gingen sie in den Wald. — Nachdem sie sich entfernt hatten, kam der Fuchs, klopfte an die Thür und rief: „Budulinek, mach' auf!" — Budulinek antwortete: „Ich mache nicht auf!" — Und der Fuchs rief: „Mach' auf, ich werde Dich auf meinem Schweife reiten lassen!" — Budulinek wäre gern an dem Fuchsschweife geritten, vergaß das Verbot des Großväterleins und schloß die Thür auf. — Der Fuchs trat in das Zimmerlein und aß ihm das Süppchen auf. Als das Großväterlein mit dem Großmütterlein nach Hause kam, fragten sie: „Budulinek, wer war da?" Budulinek sagte: „Der Fuchs war da und aß mir das Süppchen auf!" — Da sprachen sie zu ihm: „Siehst es,

wir haben Dir es gesagt: Mach' Niemandem die Thür auf!"

Das zweite Mal kochten sie ihm einen Hirsebrei und sagten zu ihm: „Mach' Niemandem die Thür auf!" — Nachdem sie hernach in den Wald gegangen waren, kam der Fuchs wieder, klopfte an, und rief: „Budulinek, mach' auf!" — Budulinek antwortete: „Ich mache nicht auf!" — Und der Fuchs rief: „Mach' auf, ich werde Dich auf meinem Schweife reiten lassen!" — Und Budulinek schloß die Thür wieder auf, der Fuchs trat ein, verspeiste ihm den Hirsebrei und lief davon. — Als das Großväterlein mit dem Großmütterlein aus dem Walde zurückgekehrt war, fragte sie: „Wer war hier?" — Budulinek gab zur Antwort: „Der Fuchs war hier, und aß mir den Hirsebrei auf." — Sie sagten ihm darauf: „Siehst es, haben wir Dir nicht gesagt: Mach' Niemandem die Thür auf?"

Das drittemal kochten sie ihm Birnen und gingen in den Wald. Als sie fort waren, kam abermals der Fuchs und rief: „Budulinek, mach' auf, ich werde Dich auf meinem Schweife reiten lassen!" — Budulinek antwortete: „Du wirst mich nicht reiten lassen!" — Der Fuchs versprach ihm jedoch, er werde ihn gewiß reiten lassen, und er machte ihm die Thür auf. — Der Fuchs trat ein, und verspeiste ihm die Birnen. Budulinek setzte sich dann auf den Schweif, und der Fuchs trabte mit ihm hin und her; nach einer Weile aber ließ er sich in's Rennen ein, und führte ihn in die Fuchshöhle.

Als später das Großväterlein und das Großmütterlein nach Hause gekommen waren, und den Bubulinek nicht sahen, da wußten sie sogleich, wo Bubulinek sei. Sie nahmen eine Axt, einen Kübel und eine Geige, und begaben sich vor die Fuchshöhle. Als sie vor die Fuchshöhle kamen, begannen sie zu geigen und zu singen:

„Vier Füchslein sind dort und lassen
Den Bubulinek nicht aus; —
Wir haben da eine neue Geige,
Und eine Trommel zu Haus!"

Und es sprach der alte Fuchs zu dem jungen Fuchse: „Geh' und schau' nach, was es dort gibt?" Der junge Fuchs lief hinaus und kaum war er aus der Höhle getreten, hieb ihm das Großmütterlein den Kopf ab, und warf diesen unter den Kübel. Hernach geigte das Großväterlein weiter und sang abermals:

„Drei Füchslein sind dort und lassen
Den Bubulinek nicht aus; —
Wir haben da eine neue Geige,
Und eine Trommel zu Haus!"

Wieder trug der alte Fuchs dem jungen Fuchse auf: „Geh' du und schau nach, was es dort gibt!" — Der zweite Fuchs ging hinaus, aber kaum war er draußen, hieb ihm das Großmütterlein den Kopf ab, und warf diesen unter den Kübel. — Das Großväterlein geigte und sang von Neuem:

„Zwei Füchslein sind dort und lassen
Den Bubulinek nicht aus; —

Wir haben da eine neue Geige,
Und eine Trommel zu Haus!"

Abermals sprach der alte Fuchs zu seinem jungen Fuchse: „Die Racker tanzen dort vielleicht; ei geh' doch nachschauen, was es dort gibt?" — Dieser ging und kaum war er aus der Höhle gekrochen, hieb ihm das Großmütterchen den Kopf ab, und warf diesen unter den Kübel. — Das Großväterlein spielte von Neuem und sang:

„Ein Füchslein ist dort noch und läßt
Den Budulinek nicht aus;
Wir haben da eine neue Geige,
Und eine Trommel zu Haus." —

Da sprach der alte Fuchs: „Ich muß doch selber hingehen." — Aber kaum war er herausgetreten, da hieb das Großmütterlein auch ihm den Kopf ab und warf diesen unter den Kübel. Hernach krochen das Großmütterlein und das Großväterlein in die Fuchshöhle und fanden den Budulinek. Er saß daselbst in einem Winkel und weinte, weil er dem Großväterlein und dem Großmütterlein nicht gehorsam gewesen war. Sie aber führten ihn heraus und brachten ihn nach Hause, und von dieser Zeit an war Budulinek hübsch folgsam und es ging ihm gut.

Die drei Schwestern.

Nach Božena Němcova.

In einer Stadt lebte ein Ehepaar und hatte drei Töchter. Die älteste hieß Baruška, die zweite Dorotka und die dritte Anuška. Die beiden älteren waren eitle Dirnen; den ganzen Tag putzten sie sich und tändelten, und Anuška mußte für sie arbeiten. Sie hatte wohl nicht so weiße Wangen, so zarte Händchen, wie ihre Schwestern, war aber dennoch viel schöner und angenehmer als sie. Die Mutter, anstatt die Anuška lieber zu haben, schmeichelte den älteren, und hätte nicht der Vater sich der armen Anuška angenommen, sie hätte mehr ausstehen müssen, als ein Hund. Wo nur irgend eine neue Mode aufkam, da mußte schon das ungerechte Mütterlein sie den beiden älteren Töchtern anschaffen, daß sie ja recht glänzen mögen; an Anuška aber dachte Niemand, das Hausgesinde und einige alte Bettler ausgenommen, denen sie reichliches Almosen zu spenden pflegte. Einmal war in der nahen Hauptstadt

Markt. Der Vater begab sich gleichfalls dahin. Vor seinem Abgang fragte er die Töchter, was er ihnen kaufen solle? Baruška und Dorotka schafften sich eine schreckliche Menge an; die eine ein Brokattuch, die zweite ein Friestuch, diese Bänder, jene Perlen.

„Und was soll ich Dir bringen?“ fragte der Vater die Anuška, welche eben das Frühstück auftrug.

„Ich verlange nicht viel, Väterlein; was Euch am Wege den Hut abstreift, das bringet mir.“

„Das wird wohl nicht viel sein.“

„Sie braucht gar nichts zu haben, diese Schmutzfüßlerin,“ ließen sich die Schwestern vernehmen, „für sie ist ein grober Kittel gut genug.“

„Sie ist ja ein Mädchen wie Ihr, und putzt sich so gern wie Ihr,“ antwortete der Vater mit einem tadelnden Blicke.

„Ei, wer schaut sie denn an,“ sagte die Mutter und schob die Anuška zur Thür hinaus. Der Vater ging auf den lieben Markt, kaufte dort allerhand kostbare Sachen ein und kehrte nach Hause zurück. Als er an einem Wäldchen vorbeiging, streifte er mit dem Hute an einen Nußstrauch an; da erinnerte er sich der Anuška, pflückte drei Nüsse ab und verbarg sie in der Tasche. Als er nach Hause kam, gab er den Töchtern die kostbaren Sachen, dann nahm er die Nüsse und ging zur Anuška.

„Da hast mein Kind, was du gewünscht, das brachte ich Dir.“

Freudig dankte Anuška dem Vater für die kleine Gabe und verbarg sie am Busen. Als sie aber Abends

beim Brunnen Wasser in Eimer schöpfte, da beugte sie sich zu sehr und die Nüsse fielen in's Wasser.

„Ach ich Unglückliche, was habe ich da gethan; nun sind die schönen Nüsse dahin!" so wehklagte die Anuška und beugte sich über das Brunnengeländer, bemüht die Nüsse am Grunde wahrzunehmen. Aber der Brunen war tief und die Nüße waren weit. Da springt auf das Brunnengeländer ein grünes Fröschlein und fragt: „Was ist Dir geschehen, Anuška, daß Du weinst und wehklagst?"

„Wie soll ich nicht weinen und wehklagen, da mir die Nüsse, die ich heute vom Väterlein bekommen habe, in den Brunnen gefallen sind."

„Höre auf zu weinen, ich bringe Dir sie." Und das Fröschlein sprang in den Brunnen, und augenblicklich war es wieder oben und legte an das Brunnengeländer die drei Nüsse.

„Hundertmal danke ich dir, gutes Fröschlein," sagte Anuška und ergriff schnell die Nüsse.

„Weißt Du aber, was in den Nüssen stecke?" fragte das Fröschlein.

„Was anders sollte d'rin sein, als ein Kern?"

„O keineswegs; in jeglicher befindet sich ein kostbares, Dir genau passendes Kleid; wenn es Dir belieben wird, brich eine davon auf und ziehe das Kleid an." So sagte das Fröschlein und sprang herunter.

„Aber dies Fröschlein glaubt, ich sei so thöricht, dies zu glauben. Wie hätte denn ein ganzes Kleid Platz in einer solchen Nuß? Ich werde mir sie aufbewahren, und keine einzige aufknacken." Sie verbarg die Nüsse

wieder am Busen, nahm die Wassereimer und ging ihrer Arbeit nach. Ehe sie sich schlafen legte, wickelte sie die Nüße in eine Leinwand und legte sie in die Truhe. Der Sonntag kam, die Schwestern zogen neue Kleider an und gingen in die Kirche wie zwei Pfauenweibchen. Mutter und Vater und das ganze Hausgesinde begaben sich ebenfalls zur Kirche, und nur Anuška mußte daheim bleiben, um das Mittagmal zu kochen, und das Haus zu bewachen. Nachdem sie alles gesäubert und das Mittagsessen zum Feuer gestellt hatte, setzte sie sich auf die Truhe und weinte. „Ach Gott, könnte doch auch ich einmal in die liebe Kirche gehen, es ist ja dort wie im Himmel. Aber wenn ich auch dürfte, wie träte ich dort ein in diesen alten Kanafasröcken? Die Leute möchten mich ja auslachen. Wenn es wahr wäre, was das Fröschlein gesagt hatte? Nun, sei es so oder so, ich zerbreche wenigstens eine, zwei bleiben mir ja noch." Zuerst wischte sie sich mit der groblinnenen Schürze die Thränen aus den Augen, dann holte sie aus der Truhe eine Nuß hervor, zog aus der Tasche ein Schnappmesserchen, und spaltete die Nuß mitten entzwei.

„Himmlisches Väterlein! Vielleicht ist es doch wahr!" so schrie sie auf, als sie die Nuß spaltete, und etwas darin blitzte. Sie setzte sich auf die Truhe und breitete es behutsam aus. Zuerst zog sie ein rosenfarbnes, silbergesticktes Kleid hervor, dann einen Silbergürtel, einen weißen Schleier, zart wie ein Spinnengewebe, ein Perlendiadem, und weiße silbergestickte Schuhe.

„Gott, lieber Gott! das soll für mich sein? Wie werde ich es nur anziehen? Aber es wird irgend wie

geben; das Mittagsessen kocht, die Unsern kommen vor zwei Stunden nicht nach Hause, ich zieh' mich also an und gehe in die Kirche." Und sie ging schnell, wusch sich sauber ab, und begann sich anzukleiden. Alles paßte ihr wie angegossen. Zuletzt flocht sie sich in die Haare das Perlendiadem, zog den Schleier vor das Antlitz und rauschte fort. Bei der Hausthür besprengte sie sich mit dem Weihwasser, und sagte: „Nebel sei vor mir, Nebel sei hinter mir, der Herrgott selbst über mir! Engelchen mein, Schutzengelein, bewache indessen das Haus allein."

In der Kirche traten die Leute auseinander und machten der Anuška im Vorgehen Platz, denn Jedermann glaubte, es sei dies irgend eine erlauchte Fürstin. Sie setzte sich gerade den Schwestern gegenüber. Von ihrem Eintritte an dachten die Schwestern auf kein Vaterunser mehr, sondern blickten beständig nur auf die Perlen und das schöne Kleid dieser unbekannten Dame. Daß dies Anuška sei, hätten sie in ihrem Leben nicht gedacht. Aber in der Kirche befand sich noch Jemand, dem Anuška in die Augen fiel. Der junge Beherrscher des Landes war auf seiner Durchreise durch die Stadt in die Kirche gegangen, und erblickte dort die Anuška. Obzwar er des Schleiers wegen ihr Antlitz nicht genau wahrnehmen konnte, so schloß er doch aus ihrer ganzen Erscheinung, daß sie schön sei. Er fragte Den, er fragte Jenen, aber keiner konnte ihm Auskunft geben. Er wartete, bis sie aus der Kirche ginge; aber Anuška betete ein Vaterunser, warf einige Blicke über die ganze Kirche und eilte nach Hause. Ehe der Fürst sich durch

die Menge hindurchwand, war sie nicht mehr zu sehen.

Daheim zog sie die Kleider rasch aus, legte sie behutsam in die Nuß, versperrte die Truhe und eilte in die Küche, in der Furcht das Feuer ausgelöscht und die Töpfe leer zu finden. Aber die Flamme knisterte und das Mittagsessen kochte.

„Ei, bezahl' es der Herrgott, daß es so gelungen ist.“ Nun begann sie sich zu tummeln, und in einem Weilchen war Alles fertig. Die Eltern und die Schwestern kamen nach Hause, und Anuška ging ihnen entgegen.

„Heute hättest Du in der Kirche sein sollen, da war dort eine hübsche Frau,“ sprachen die Schwestern, um nur die Schwester zu ärgern.

„Hm, ich habe sie auch gesehen.“

„Wo hast Du sie gesehen?“

„Ich saß auf unserm Birnbaum, als sie vorbeiging.“

Augenblicklich befahlen die schlimmen Schwestern dem Knechte, er solle den Birnbaum umhauen. Die ganze Woche hindurch sprachen sie von nichts anderm, als von der schönen Frau und von dem jungen Fürsten, wie er ihr nachgeeilt sei und sie überall gesucht habe.

Am zweiten Sonntag begab sich alles wieder in die Kirche. Da schickte sich auch Anuška alles zu, wusch sich sauber ab, und ging sich anzukleiden. Sie öffnete die zweite Nuß, und zog hervor ein Kleid von wolkenblauer Farbe, besetzt mit Perlen und Diamanten, ein

Diamantenstirnband, einen weißen Schleier, und weiße Schuhe.

„Möchten mich die Schwestern in diesen Kleidern erkennen, sie würden mich kreuzigen. Aber ich muß mir diesen Fürsten auch anschauen, in meinem Leben habe ich noch keinen solchen Herrn gesehen." Bei der Thür besprengte sie sich abermals mit dem Weihwasser, indem sie sagte: „Nebel sei vor mir, Nebel sei hinter mir, der Herrgott selbst über mir. Engelchen mein, Schutzengelein, bewache indessen das Haus allein!" Hernach eilte sie zur Kirche. Die Leute gaben schon eine Weile Acht, ob sie wieder kommen werde, und kaum hatten sie sie wahrgenommen, da verneigte sich Jedermann ehrfurchtsvoll, und machte ihr Platz. Nachdem Anuška das Kreuz gemacht, warf sie das Aeuglein nach rechts, wo der junge Fürst stand, aber erröthend wandte sie sich schnell um, denn ihr Aeuglein war seinem feurigen Blicke begegnet. Das Herz begann ihr zu klopfen und eine solche Bangigkeit erfaßte sie, daß sie sich lieber in der Küche gesehen hätte.

Nach der Wandlung erhob sie sich schnell, schlüpfte durch die Menge und eilte nach Hause. Der Fürst drang sich ihr auf der Ferse nach, erblickte sie jedoch nicht mehr.

„Nun hast Du heute auch die Fürstin gesehen?" fragten die Schwestern, als sie aus der Kirche nach Hause kamen.

„Freilich habe ich sie gesehen, ich saß oben am Pförtchen," entgegnete Anuška.

Sogleich ließen die Schwestern das Pförtchen niederreißen. Wieder ward die ganze Woche nur von dem Fürsten und der fremden Fürstin gesprochen. Anuška freute sich auf den Sonntag, und gedachte zuweilen auch des schönen Fürsten. Zeitlicher als sonst begaben sich Alle am dritten Sonntag in die Kirche. Kaum waren sie aus dem Thore getreten, eilte Anuška, um sich anzukleiden. In der dritten Nuß gab es Kleider von Perlenfarbe, reich mit Gold gestickt, einen goldgeränderten Schleier, ein Stirnband von Rubinen, und goldgestickte Schuhe. Nachdem sie sich geschmückt, und das Antlitz mit dem kostbaren Schleier verhüllt hatte, tauchte sie Finger in die Weihwasserschale und sprach dabei: „Nebel sei vor mir, Nebel sei hinter mir, der Herrgott selbst über mir! Engelchen mein, Schutzengelein, bewache indessen das Haus allein!" Alsdann eilte sie wie ein Reh in den Tempel des Herrn.

Lange schon schaute der Fürst gegen die Thür, wann die Fürstin eintreten werde. „Diesmal entrinnt sie mir nicht; ich muß sie sehen, ich muß wissen, wer sie ist." Er hatte es pfiffig angestiftet. Zwei mit Kieferstämmen beladene Wägen standen unweit der Kirche, und die Knechte hatten den Auftrag, sobald die Frau in die Kirche eingetreten sei, die Straße mit den Kieferstämmen zu versperren. Der Fürst dachte, sie einholen zu können, ehe sie die Kieferstämme überstiegen hätte.

Nachdem Anuška in die Kirche gekommen war, kniete sie nieder und begann andächtig zu beten. Sie betete für Alle, für den guten Vater, auch für die schlimme Mutter, und für die schlimmen Schwestern, dann auch

für den jungen Fürsten, der so sehnsüchtig sie anblickte. Nach dem Gebete machte sie das Kreuz, schaute noch mit einem Aeuglein nach dem Fürsten, und eilte nach Hause. Da sieht sie vor der Kirche eine solche Menge Kiefernholz. Aber was machte sich die Anuška daraus, war sie ja doch gewohnt, über Baumstämme zu springen. Sie schürzte das Perlenkleid auf und war wie eine Fliege schon auf der andern Seite. Aber ein Schuh blieb in dem Kiefernholze zurück.

Der Fürst kam aus der Kirche heraus, und als er den kleinen goldgestickten Schuh erblickte, hob er ihn traurig auf, und steckte ihn zu sich.

Da schlich eine alte Bettlerin heran und flüsterte: „Gnädiger Fürst, jene Frau ist die Tochter aus jenem Hause, ich kenne sie.“ Dabei wies sie mit dem Finger nach dem Hause von Anuška's Vater.

Ehe sich der Fürst umsah, war die Bettlerin fort. „Die Alte hält mich wohl für einen Narren? Aber es ist wohl immerhin möglich, daß sich jene Frau dahin versteckt habe, und daß man sie dort kenne.“ Nach diesen Worten ging er auf das Häuschen zu.

Mittlerweile legte Anuška das Kleid in die Nuß, und eine Thräne nach der andern rann ihr über die Wangen. „Das Väterlein hat recht, wenn es sagt: jeder kleide sich nach seinem Stande! O warum habe ich diese Nüße aufgebrochen und mich von jenen Kostbarkeiten verleiten lassen: was hab ich davon? Daß mich nichts mehr auf der Welt freuen wird. Das unglückselige Fröschlein, was hat es mir angerathen! Dazu habe ich noch einen Schuh verloren. Was wird

wohl der schöne Herr damit anfangen? Ach Gott! Gott! es ist thöricht, an ihn zu denken!" Also seufzend und klagend entäußerte sich die arme Maid des kostbaren Schmuckes und ging in die Küche. Die Schwestern kamen nach Hause, aber sie stellte weder eine Frage, noch gab sie eine Antwort.

Eben schickte man sich zum Mittagsessen an, da fährt in den Hof ein schöner Wagen mit vier Pferden, und d'rin sitzt der Herr Fürst selber; der Vater läuft hinaus, aber da tritt schon der Fürst in die Stube.

„Ist es wahr, daß Ihr eine Tochter habet?" fragte er, nachdem er gegrüßt hatte.

„Ja wir haben, gnädiger Fürst!" antwortete die Frau und gab dem Manne einen Wink, daß er schweige.

„Als ich heute aus der Kirche ging, fand ich einen Schuh und beschloß bei mir, daß diejenige, welche im Stande ist, diesen Schuh anzuziehen, meine Gattin sein solle. Wo ist Euere Tochter?"

„Verzeiht, gnädiger Herr! Sie ist sehr schüchtern und würde kaum in Eurer Gegenwart den Schuh anziehen wollen; gebt mir ihn in die Hand, und ich gehe zu ihr in's Kämmerlein."

Der Fürst reichte ihr ihn, und glaubte schon gewonnen zu haben.

Die schlaue Mutter nahm den Schuh und ging in die Kammer, wo die Töchter schon neugierig warteten, bis sie sie rufen werde. „Mädchen," sagte die Mutter, „nehmet Eueren Verstand zusammen, Eine von Euch wird Fürstin sein." Da erzählte sie ihnen Alles und hielt den Schuh empor. Baruška ergriff ihn, um

ihn die erste anzuziehen; aber der Fuß war beinahe um die halbe Ferse größer.

„Keine Hilfe, wenn Du Fürstin sein willst, laß' Dir ein Stück der Ferse abschneiden," rieth die Mutter.

„Das laß' ich thun," antwortete entschlossen Baruška, die Mutter schnitt ihr ein Stück der Ferse ab, und sie zog den Schuh an. Dann putzte sie sich heraus und ging zu dem Fürsten. Nachdem sich der Fürst überzeugt hatte, daß sie den Schuh angezogen habe, konnte er nichts sagen, wiewohl es ihm schien, daß sie ein wenig klein und nicht so schön sei, als er sich die fremde Frau vorgestellt hatte. Mit Freuden gaben ihr die Eltern ihren Segen, und der Fürst setzte sich mit der Braut und ihrer Mutter in den Wagen. Er hatte aber ein kleines Hündchen, das ihn überallhin begleitete. Nachdem sie ein Stück Weges gefahren waren, begann das Hündchen an zu bellen: „Haff, haff, haff, unser Herr führt eine fersenlose Frau!"

„Was sagst Du da, Hündchen?" fragte der Fürst und rief es zu sich.

„Haff, haff, haff, unser Herr führt eine fersenlose Frau!" bellte das Hündchen zum zweitenmale.

Da wandte sich der Fürst zur Baruška und befahl ihr den Schuh auszuziehen. Ganz blaß that die Braut nach des Fürsten Befehl, und zeigte eine verbundene Ferse.

„Du Betrügerin, so wolltest Du mich hintergehen? Augenblicklich gehe mir aus den Augen. Und Du," wandte er sich zu der Mutter, „sage, wo ist die Frau,

der dieser Schuh gehört? Sie soll in Deinem Hause verborgen sein?"

„Ach verzeihet, gnädiger Fürst! Ich kann nicht dafür, sie wollte nicht gehen und schickte die Schwester; wenn diese schüchtern ist, so ist jene noch schüchterner. Aber wenn Ihr befehlet, so muß sie Euch zu Willen stehen."

Sie nahm den Schuh und ging zur Dorotka, in der Meinung, zum zweitenmale werde es ihr besser glücken. Dorotka konnte der Zehe wegen den Schuh nicht anziehen.

„Ei was liegt denn an einer Zehe, wir schneiden sie ab," sagte die Mutter.

„Gern lasse ich mir dies machen, wenn ich nur Fürsten sein werde," sprach Dorotka, ließ sich die Zehe abschneiden, und die Mutter führte sie zu dem Fürsten. Obzwar sie von gleicher Höhe mit der Unbekannten zu sein schien, und schöner von Antlitz war, als Baruška, gefiel sie doch noch nicht dem Fürsten, trotzdem nahm er sie mit sich.

Da beginnt wieder das unselige Hündchen: „Haff, haff, haff, unser Herr führt eine zeheloſe Frau."

„Was hat denn dies Hündchen wieder zu bellen?" sagte der Herr und rief es zu sich.

„Haff, haff, haff, unser Herr führt eine zeheloſe Frau."

Da fuhr abermals der Fürst die Braut an, und der Schuh mußte vom Fuße. Und er sah, daß ihr in der That die Zehe fehle.

„Ihr schändlichen Weiber, so betrügt ihr mich? Nun ist das Maß voll und Ihr entgeht der Strafe nicht. Wen habet Ihr da versteckt?“

„O gnädiger Fürst! Außer einigen dienenden Mägden ist Niemand hier.“

„Und wo sind sie, führt sie her.“

Der Mann lief, am ganzen Leibe zitternd, um das Hausgesinde, und hätte gern auch die Anuška vorgeführt, allein er fürchtete sich vor seinem Weibe.

Als der Fürst die bausbackigen, untersetzten Dienstmägde sah, schüttelte er den Kopf, daß keine die rechte sei. „Und ein anderes Frauenzimmer habet Ihr nicht im Hause?“ fragte der Fürst, ganz verdrießlich darüber, daß ihn die Bettlerin irre geführt habe.

„Wir haben noch eine Tochter, gnädiger Fürst!“ ließ sich der Vater mit furchtsamer Stimme vernehmen, „aber sie ist immer so schmutzig und so einfältig, daß sie gar nicht unter die Leute geht.“

„Wo ist sie, führt sie her zu mir.“

„Vielleicht hat sie sich irgendwo versteckt, ich werde sie holen.“

Die Schwestern wurden vor Zorn roth wie Pfingstrosen, und die Alte sagte mit heiserer Stimme: „Unser Alter hat nicht ein Stückchen Vernunft und macht uns nur Schande, wie diese schmutzige Gans; ich will mich gar nicht zu ihr melden als Mutter.“

Anuška befand sich weder in der Küche noch im Hofe, sondern saß am Dachboden auf der Truhe, und weinte, daß ihr das Herzlein schier brechen wollte. Warum, das wußte sie selber nicht. Da erschien das Väterlein.

„Anuška, Du sollst herunter gehen, der Fürst will auch Dich sehen."

„Der Fürst, sagt Ihr, will mich sehen? Ist er denn nicht mit der Baruška fortgefahren?"

„Freilich nicht; Gott weiß, wer ihn da angelogen hat, daß sich in unserem Hause die Frau aufhalte, die er in der Kirche gesehen. Die Mutter war so thöricht, und gab ein Mädel nach dem andern für sie aus, aber er kam dahinter; nun ist er böse, und will alle Frauenzimmer sehen. Komm' nur und schäme Dich nicht."

„Nun, so wartet unten, Väterlein, ich werde ein wenig meinen Anzug ordnen."

Der Vater ging, und Anuška begann das goldgestickte Perlenkleid anzuziehen. Das Herz klopfte ihr heftig, Angst und Hoffnung spiegelte sich auf ihrem Engelsantlitz ab. „Was wird er mir sagen? Wird er mich bestrafen, daß ich arme Magd ein solches Kleid angezogen und ihn getäuscht habe?" Unter solchem Erwägen schritt sie herunter.

„Um aller Heiligen willen!" sprach der Vater, als er sie erblickte; „woher hast Du diese Kleider, Anuška?"

„Kommt nur, ich werde es Euch sagen!" Sie verhüllte das Antlitz mit dem Schleier, und ging mit dem Vater in den Hof, wo der Fürst wie auf Dornen stand.

„Wie ist diese schöne Frau hergekommen?" fragten die Schwestern, und verwundert sah eine die andere an. Aber der Fürst war mit Einem Sprunge bei der Anuška.

„Weßhalb verbirgst Du, Jungfrau, Dein anmuthiges Antlitz und fliehst vor mir? Ich sehne mich ja nach

Deinem Anblick, wie sich der Pilger, der durch die Finsterniß irrt, nach dem Sonnenglanze sehnt."

„Ach, gnädiger Fürst, redet nicht also zu mir, Ihr irret Euch. Dies ist mein Vater, und ich bin nur ein armes Mädchen." Dabei lüftete Anuška den Schleier, und in diesem unschuldigen lieblichen Antlitz erglänzte ein dunkelbraunes Auge, dessen Blitz wie ein Pfeil die Seele des Fürsten durchfuhr.

„Ich glaube nicht, was Du sagst, ein armes Mädchen kann nicht ein so kostbares Gewand tragen."

„Daß es unsere Tochter sei, das ist die göttliche Wahrheit," sprang die Mutter dem Fürsten in die Rede, denn es kochte in ihr Alles vor Zorn, daß die gehaßte Tochter vielleicht Fürstin werden sollte; „aber woher sie diese Kleidung genommen, weiß ich nicht. Nun sprich, Du ungerathenes Geschöpf, wer gab Dir diese Kleidung?"

„Herr, mein Vater brachte mir vom Jahrmarkte drei Nüsse und darin waren die Kleider. Ich zog sie beim Kirchgange an, da ich glaubte, Niemand würde mich erkennen. Daß daraus solch ein Aergerniß erwachsen werde, daran habe ich mir nicht gedacht."

„Fürchte Dich nicht, Theure, fürchte Dich nicht, es wird Dir nichts Arges widerfahren. Hier hast Du meine Hand, und wenn ich Dir gefalle, so komme mit mir."

Anuška war bei diesen Worten wie mit Scharlach begossen, und Thränen benetzten ihr schweres Gewand; als ihr aber der Fürst die Hand reichte, legte sie gern die ihrige ein.

Als die Schwestern sahen, daß die mißachtete Anuska Fürstin geworden, begannen sie zu weinen und fielen ihr um den Hals, als möchten sie diese, Gott weiß wie ungern verlieren, indessen weinten sie vor lauter Wuth. Nur der Vater gab ihr mit Freuden seinen Segen, und wünschte ihr aus aufrichtigem Herzen Glück. Als Anuska in den Wagen stieg, kam das Hündchen herbei, und begann zu schmeicheln und zu bellen: „Haff, haff, haff, unser Herr führt uns eine schöne Frau nach Hause!"

„Das Thier war klüger als ich," sagte der Fürst und streichelte das gescheidte Hündchen. Hierauf setzte er sich zu seiner schönen Anuska, der Kutscher peitschte die Pferde, und diese flogen dahin.

Als Anuska den Hausleuten aus den Augen geschwunden war, wandte sich der Groll der Schwestern und der Mutter gegen den armen Vater, und wie ein Gießbach strömten die Giftworte von ihren Lippen.

„Das ist schön," brauste die Alte auf, und stemmte die Hände in die Seiten, „mit mir hast Du gezankt, daß ich die zwei da verhätschle und hast Du etwas Besseres gethan? Solch einen kostbaren Anzug kauft er dieser plumpen Schmutzfüßlerin, die uns nur Schande gemacht hat, und vergißt auf die, zu denen Jedermann aufschaut, von denen Jedermann spricht? Du bist Vater?"

„Aber sei nur ruhig, Du weißt ja nicht, wie das geschehen ist," besänftigte sie der Mann. „Was wußte ich denn, daß sich in den Nüssen ein Putz befinden werde? Gott hat ihr das beschert für ihre Tugend und Güte.

Ihr habet sie genug gequält, und sie hat alles geduldig ertragen. Nun ist sie glücklich!"

„O nimm Dich ihrer nur an, Du wirst es schon ohnehin bald genug erleben, daß der Fürst sie zurückbringt. Das wäre eine saubere Fürstin! Nun aber mußt Du der Baruška und der Dorotka einen ganz ähnlichen Anzug verschaffen, wenn Du von dem Gesträuche weißt, wo so theure Nüsse wachsen."

„Aber mein Gott, was verlangt Ihr denn von mir? Ich habe Euch gesagt, daß —"

„Keine Ausreden," unterbrach die Alte seine Rede, „wir sind nicht so dumm, daß Du uns Elstern auf dem Weidenbusche zeigen könntest. Wenn Du uns die Anzüge nicht bringst, so ziehe zu Deinem Liebling und bei uns laße Dich nimmermehr sehen."

Um das Gebell nicht länger anhören zu müssen, ging der arme Vater lieber aus dem Hause, und nahm sich vor, ihnen die Nüsse zu bringen, mögen sie wie immer beschaffen sein. Er begab sich also wieder zu jenem Gesträuche, an das er ehedem angestreift war, und pflückte drei Nüsse ab. Dabei aber faßte er gleich den Entschluß, zur Anuška zu wandern, sobald er den Töchtern die Nüsse übergeben haben würde. Als diese den Vater ankommen sahen, liefen sie ihm entgegen, denn sie dachten, daß er gewiß die Kleider bringe. Hastig rißen sie ihm die Nüsse aus der Hand, und jede machte eine auf. Aber siehe da! Aus jeder Nuß sprang eine drei Ellen lange Schlange heraus, wand sich einer Jeden um den Hals und erwürgte sie. Ganz blau fielen sie zur Erde, diese öffnete sich, und nicht die geringste Spur

blieb von ihnen zurück. Niemand vergoß eine Thräne um sie!

Der Fürst liebte die Anuška mehr und mehr, und bereute es zeitlebens nicht, sie zur Gemalin erwählt zu haben.

Käthe und der Teufel.

Nach Božena Němcová.

In einem Dorfe war eine alte Jungfer, Namens Käthe. Sie besaß ein Häuschen, ein Gärtlein und dazu noch ein paar Gulden, aber wenn sie auch ganz im Golde gesessen wäre, hätte sie auch nicht einmal der ärmste Gesell geheirathet, denn sie war schlimm wie der Teufel, und wenn sie zankte, so hörte man es zehnmal hundertfünfundzwanzig Schritte weit. Aber wenn im Dorfe am Sonntag Musik war, da war Käthe die Allererste dabei: die Burschen winkten den Mädchen, und diese ließen sich in das Rad führen, doch der Käthe wurde solches Glück noch kein einzig Mal in ihrem Leben zu Theil, obzwar sie schon vierzig Jahre alt war, Niemand wollte mit ihr tanzen, und wenn sie auch den Dudelsackpfeifer selbst bezahlt hätte. Trotzdem ließ sie keinen einzigen Sonntag aus. Einmal geht sie auch und denkt sich am Wege: „Bin schon so alt, und habe noch nie mit einem Bur-

schen getanzt, ist das nicht zum Aergern? Wahrlich, heute möchte ich selbst mit dem Teufel tanzen!"

Zornig kommt sie in das Wirthshaus, setzt sich zum Ofen und schaut zu, wer zum Tanzen gehe und wen er nehme. Plötzlich tritt in die Thür ein Herr in Jägertracht, setzte sich unweit der Käthe nieder und läßt sich einschenken. Die Magd bringt das Bier, der Herr nimmt und trägt es zur Käthe, daß sie ihm zutrinke. Käthe wunderte sich im Geiste eine Weile lang, daß der Herr ihr eine solche Ehre bezeige, eine Weile lang zierte sie sich spröde, aber endlich that sie recht gern einen Trunk. Der Herr stellte den Krug nieder, zog aus der Tasche einen Dukaten, warf ihn dem Dudelsackpfeifer hin und rief: „Ein Solo, Ihr Burschen!" Die Burschen traten aus einander und der Herr führte die Käthe zum Tanze.

„Ei zum Geier, wer mag das sein?" fragten die Alten und steckten die Köpfe zusammen; die Burschen schnitten Gesichter, und von den Dirnen versteckte sich eine hinter die andere und bedeckte das Gesicht mit der Schürze, daß Käthe ihr Lachen nicht sehe. Aber Käthe sah Niemanden, sie war froh, daß sie tanze, und würde auch die ganze Welt gelacht haben, sie hätte sich nichts daraus gemacht. Den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend tanzte der Herr nur mit der Käthe, kaufte ihr Marzipan und Zuckerwasser, und als die Zeit zum Nachhausegehen gekommen war, gab er ihr das Geleite durch das Dorf.

„Könnte ich all mein Lebtag so mit Euch tanzen, wie heute," sagte Käthe beim Abschiede.

„Ei das kann geschehen, komm mit mir."

„Und wo wohnet Ihr?“

„Hänge Dich mir um den Hals, ich werde Dir es sagen.“

Käthe that es, aber in diesem Augenblicke verwandelte sich der Herr in den Teufel und flog mit ihr geradenwegs zur Hölle. Bei der Pforte hielt er an und pochte, die Kameraden kamen, machten auf, und als sie den Genossen so ganz abgemüdet sahen, wollten sie ihm die Käthe abnehmen. Allein diese hielt fest wie eine Zange und wollte sich um keinen Preis herunternehmen lassen; so mußte sich der Teufel mit der Käthe am Halse zum Herrn Oberteufel verfügen.

„Wen bringst Du da?“ fragte ihn der Gebieter.

Und da erzählte der Teufel, wie er auf seiner Wanderung durch die Oberwelt Käthe's Sehnsuchtsruf nach einem Tänzer vernommen, und sie zu trösten versucht habe, indem er sich mit ihr in den Tanz eingelassen, zum Schluße habe er ihr auch einmal die Hölle zeigen wollen. „Ich wußte nicht,“ schloß er, „daß sie mich nicht werde loslassen wollen.“

„Weil Du ein Dummkopf bist und meine Lehre Dir nicht merkst,“ fuhr ihn der alte Herr an. „Ehe Du mit Jemandem etwas anfängst, sollst Du zuvor seine Sinnesart kennen; hättest Du bei Käthe's Begleitung daran gedacht, würdest Du sie nicht mit Dir genommen haben. Nun aber geh' mir aus den Augen, und schau zu, wie Du ihrer los wirst.“

Voll Verdruß trabte der Teufel mit Jungfer Käthe nach der Oberwelt zurück. Er versprach ihr Berge und Thäler, wenn sie ihn loslassen wollte, er schimpfte, aber

Alles war umsonst. Erschöpft, zornig kommt er mit seiner Bürde auf eine Wiese, wo ein junger Schäfer, in einen gewaltigen Pelz gehüllt, Schafe weidete. Der Teufel war in gewöhnlicher Menschengestalt, und deßhalb erkannte der Schäfer ihn nicht. „Wen tragt Ihr da, Freundchen?“ fragte er zutraulich den Teufel.

„Ach, lieber Mensch, ich athme kaum mehr. Denkt Euch nur, ich gehe meines Weges, an nichts Arges denkend, da springt mir dieses Frauenzimmer auf den Hals, und will mich um keinen Preis loslassen. Ich wollte sie bis zum nächsten Dorfe tragen, und dort auf irgend eine Art sie an Mann bringen, aber ich vermag es nicht mehr, meine Füße beginnen zu sinken.“

„Nun wartet ein Weilchen, ich werde Euch von der Zudringlichen losmachen, aber nicht auf lange, weil ich dann wieder die Schafe hüten muß. Die Weghälfte etwa will ich sie tragen.“

„Ei, da werde ich froh sein.“

„Hörst Du, hänge Dich an mich,“ schrie der Schäfer der Käthe zu.

Kaum hatte Käthe dies vernommen, ließ sie den Teufel los, und erfaßte den zottigen Pelz. Nun hatte der schlanke Schäfer eine hübsche Last zu tragen, die Käthe und den gewaltigen Pelz! Und dessen ward er bald genug überdrüssig; da sann er nach, wie er der Käthe los werden könnte. Aber wie? Wenn er so den Pelz sammt ihr ausziehen könnte! Langsam versuchte er, ob es ginge, eben als er bei einem Teiche angelangt war. Und siehe! er zieht eine Hand heraus, Käthe weiß nichts, er zieht die andere heraus, Käthe weiß

noch immer nichts, er löst das erste Bändchen vom Knopfe los, er löst das zweite los, das dritte und pumps — Käthe liegt sammt dem Pelze im Wasser.

Der Teufel war dem Schäfer nicht nachgegangen, sondern saß auf der Erde und hütete die Schafe, schauend, wann der Schäfer mit Käthe zurückkehren werde. Er mußte nicht lange warten. Den nassen Pelz auf der Schulter, eilte der Schäfer zu der Wiese, da er dachte, der Fremde werde schon beim Dorfe und die Heerde allein sein. Als sie zusammen trafen, schaute Einer auf den Andern. Der Teufel staunte, daß der Schäfer ohne Käthe zurückkomme, und der Schäfer, daß der Herr dort noch sitze. Nachdem sie in's Reine gekommen waren, sagte der Teufel zum Schäfer: „Ich danke Dir, Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, denn ich hätte mich sonst vielleicht bis zum jüngsten Tage mit Käthe schleppen müssen. Ich werde Dich nie vergessen, und werde Dich einmal reichlich belohnen. Damit Du aber wissest, wem Du aus der Noth geholfen hast, so sage ich Dir, ich sei der Teufel." Das sagte er und verschwand. Der Schäfer war eine Weile verblüfft, dann sagte er zu sich selbst: „Wenn alle Teufel so dumm sind, wie der da, so ist es gut."

In dem Lande, wo der Schäfer lebte, regierte ein junger Fürst mit zwei Statthaltern, welche aber alle äußerst übel wirthschafteten. Im ganzen Lande verfluchten die Leute den Fürsten und seine Statthalter. Einmal berief der Fürst einen Sterndeuter und befahl ihm, sein und seiner beiden Statthalter Schicksal in den Sternen zu lesen. Der Sterndeuter gehorchte und

forschte in den Gestirnen nach, welch ein Ende das Leben dieser drei Ruchlosen haben werde.

„Verzeihe, fürstliche Durchlaucht," sagte er, als er seine Forschung vollendet hatte, „Dir und Deinen Statthaltern droht eine solche Gafahr, daß ich mich scheue, sie auszusprechen."

„Sprich nur, mag was immer zum Vorschein kommen! Du aber mußt hier bleiben, und wenn Deine Worte nicht in Erfüllung gehen, kommst Du um den Kopf."

„Ich unterwerfe mich gerne Deinem Gebote. Höre denn: ehe das zweite Mondviertel da ist, holt Deine beiden Statthalter der Teufel, in der und der Stunde, an dem und dem Tage, und beim Beginn des Vollmondes kommt er auch um Dich, fürstliche Durchlaucht, und bringt Euch alle drei lebendigen Leibes in die Hölle."

„In's Gefängniß führt diesen lügnerischen Betrüger!" befahl der Fürst, und die Diener thaten nach seinem Geheiße. Aber im Herzen war dem Fürsten nicht so zu Muthe, wie er sich den Schein gab; die Worte des Sterndeuters erschütterten ihn, wie die Stimme des Weltgerichtes. Zum ersten Male ward sein Gewissen rege! Die zu Tode erschreckten Statthalter rafften alle ihre Reichthümer zusammen, fuhren hinaus auf ihre Güter und ließen ihre Burgen von allen Seiten verrammeln, damit der Teufel sie nicht holen könnte. Der Fürst kehrte aber allgemach auf den rechten Weg zurück und hoffte, es dürfte vielleicht doch nicht das schreckliche Geschick in Erfüllung gehen.

Von diesen Dingen hatte der arme Schäfer keine Ahnung; Tag für Tag weidete er seine Heerde, und kümmerte sich nicht im Geringsten darum, was in der Welt sich zutrug. Eines Tages steht unverhofft der Teufel vor ihm und spricht zu ihm also: „Schäfer, ich bin gekommen, Deinen Dienst Dir zu vergelten. Nach dem ersten Mondesviertel soll ich die ehemaligen Statthalter in die Hölle tragen, weil sie die armen Leute bestahlen und dem Fürsten schlechten Rath ertheilten. Aber weißt Du was, da ich sehe, daß sie sich bessern werden, so lasse ich sie da, und dabei will ich zugleich auch Dich belohnen. An dem und dem Tage verfüge Dich in das erste Schloß, wo eine große Menge von Leuten versammelt sein wird. Wie im Schloße ein großer Lärm laut wird, die Diener das Thor öffnen, und ich den Herrn hinausführe, da tritt an mich heran und sage: „Entferne Dich augenblicklich, sonst wird es Dir schlecht gehen!“ Ich werde Dir gehorchen und gehen. Aber hernach lasse Dir von dem Herrn zwei Säcke Goldes geben und falls er sie nicht geben wollte, so sage nur, Du werdest mich rufen. Von ihm begib Dich zu dem zweiten Schloße, thue dort ein gleiches und verlange einen gleichen Lohn. Mit dem Golde wirthschafte jedoch wohl und gebrauche es zum Guten. Zur Vollmondszeit muß ich den Fürsten selbst holen, aber ich möchte Dir nicht rathen, auch ihn befreien zu wollen, sonst mußt Du die eigene Haut hergeben.“ So sagte er und entfernte sich.

Der Schäfer merkte sich jedes Wort. Als das erste Mondviertel um war, kündigte er den Dienst auf

und verfügte sich in das Schloß, wo einer der beiden Statthalter wohnte. Er kam dort eben zur rechten Zeit an. Die Leute standen da in großen Haufen und sahen zu, bis der Teufel den Herrn forttragen würde. Da erhebt sich im Schloße ein verzweiflungsvolles Schreien, das Thor öffnet sich und der Schwarze schleppt den erdfahlen und halbtodten Herrn heraus. Da tritt der Schäfer aus der Menge hervor, nimmt den Herrn bei der Hand und schiebt den Teufel mit den Worten zur Seite: „Entferne Dich, sonst wird es Dir schlecht gehen!" Augenblicklich verschwindet der Teufel, und der entzückte Herr küßt dem Schäfer die Hand und frägt ihn, welch' eine Belohnung er verlange. Als der Schäfer sagte, daß er zwei Säcke Goldes haben wolle, befahl der Herr, man möge ihm so viel unverzüglich überreichen.

Zufrieden schritt der Schäfer zu dem zweiten Schloße, und verrichtete hier alles so glücklich, wie bei dem ersten. Es versteht sich von selbst, daß der Fürst zeitlich genug von dem Schäfer hörte; denn er fragte ohnehin beständig nach, wie es mit den Herrn ausgefallen sei. Nachdem er dies Alles vernommen hatte, schickte er einen Wagen mit vier Pferden um ihn und als man ihn brachte, bat er ihn inständig, er möge sich auch seiner erbarmen und ihn aus den höllischen Klauen erretten.

„Mein Gebieter," entgegnete der Schäfer, „Euch kann ich es nicht versprechen; es handelt sich da um mich. Ihr seid ein großer Sünder, aber wenn Ihr Euch vollständig bessern, gerecht, gütig und weise Euer Volk regieren wollet, wie es sich für einen Fürsten geziemt, so

möchte ich den Versuch machen, und sollte ich selbst an Eurer Stelle in die brennende Hölle gehen."

Der Fürst sagte wahrhaften Sinnes Alles zu, und der Schäfer ging fort, nachdem er versprochen hatte, sich am bestimmten Tage einfinden zu wollen.

Mit Angst und Schrecken erwartete man überall den Vollmond. Wie sehr man anfänglich dem Fürsten sein Geschick gönnte, so sehr bedauerte man ihn jetzt, denn von der Zeit an, wo er sich gebessert hatte, konnte sich Niemand einen braveren Fürsten wünschen. Die Tage rinnen schnell dahin, mag sie der Mensch mit Freud' oder Leid zählen! Ehe sich der Fürst dessen versah, war der Tag vor der Thür, an dem er von allem, was ihn freute, Abschied nehmen sollte. Im schwarzen Anzuge, todtenblaß saß der Fürst da, und erwartete entweder den Schäfer oder den Teufel. Plötzlich öffnet sich die Thür, und der Schwarze steht vor ihm.

„Mach dich bereit, Herr Fürst, die Stunde ist um, ich bin da, um Dich zu holen."

Ohne ein Wort zu erwidern, erhob sich der Fürst, und schritt mit dem Teufel in den Hofraum, woselbst eine unzählige Menschenmenge stand. Da drängt sich durch den Haufen der Schäfer ganz erhitzt, läuft geraden Weges auf den Teufel zu, und ruft schon in der Ferne: „Fliehe, fliehe, sonst wird es Dir schlecht ergehen."

„Wie kannst Du Dich erdreisten, mich aufzuhalten? Weißt Du nicht, was ich Dir gesagt habe?" flüsterte der Teufel dem Schäfer zu.

„Du Narr, mir ist es nicht um den Fürsten, sondern um Dich zu thun. Käthe lebt und frägt nach Dir!"

Wie der Teufel von der Käthe reden hörte, war er wie weggeblasen und ließ den Fürsten in Ruhe. Der Schäfer lachte ihn im Geiste aus, und war froh, mittelst dieser List den Fürst gerettet zu haben. Dafür machte ihn der Fürst zu seinem ersten Minister, und liebte ihn wie seinen eigenen Bruder. Er hatte sich aber auch wirklich gut berathen, denn der arme Schäfer war ein treuer Rathgeber und redlicher Beamte. Aus den zwei Goldsäcken behielt er keinen Kreuzer für sich, er half damit Jenen, welche von den Statthaltern ausgesaugt worden waren.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort V

Prinzessin Goldhaar. Nach K. J. Erben 13

Die schwarze Prinzessin. Nach Božena Němcová . . . 24

Sušmanda. Nach Jakob Malý 41

Der wilde Mann. Nach Franz Rubeš 50

Das weise Urtheil. Nach J. Košin z Radostova . . 77

Vogelkopf und Vogelherz. Nach Božena Němcová . . . 90

Die goldene Handmühle. Nach W. S. Krolmus . . . 111

Der Schwarzkünstler und sein Diener. Nach Jakob Malý . 116

Der Feuervogel und der Feuerfuchs. Nach K. J. Erben 131

Die Wundersalbe. Nach J. Košin z Radostowa . . 152

Der weiße Bär. Nach M. Mikšíček 160

Der Kater, der Hahn und die Sense. Nach Božena Němcová 176

Der Wassermann. Nach J. K. Tyl 187

Die Frau des Wassermannes. Nach M. Mikšíček . . 202

Die Hausthiere und die Räuber. Nach Jakob Malý . . 208

Seite

Bolemir. Nach J. Košin z Radostova 213
Gut, daß es den Tod auf Erden gibt! Nach K. J. Erben 242
Der goldene Berg. Nach Božena Němcová 248
Die treulosen Genossen. Nach Jakob Malý 271
Die drei Spinnerinen. Nach K. J. Erben 278
Nesyta, der Nimmersatte. Nach Božena Němcová . . . 288
Der Froschkönig. Nach J. Košin z Radostova . . 303
Der Lange, der Breite und der Scharfsichtige. Nach K. J. Erben 325
Vom Hähnchen und Hennchen. Nach V. S. Krolmus . 341
Mikeš, der Furchtlose. Nach Božena Němcová . . . 346
Die falschen Brüder. Nach J. Košin z Radostowa . 368
Die drei Tauben. Nach Jakob Malý 407
Oheim Zauberer. Nach M. Mikšíček 426
„Töpfchen, koch!" Nach K. J. Erben 436
Sonnenkönig, Mondkönig, Windkönig. Nach Bož. Němcová 440
Der Igel als Bräutigam. Nach J. Košin z Radostova 458
Von den drei verwunschenen Hunden. Nach Božena Němcová 468
Bumbrlíček. Nach J. Košin z Radostova . . . 494
Die Prinzessin mit dem Goldstern auf der Stirn. Nach Božena Němcova 502
Die dankbaren Thiere. Nach Božena Němcová . . . 519
Pipán. Nach M. Mikšíček 526
Die Blume der fünf Brüder. Nach Karl Amerling . 537
Die schlaue Prinzessin. Nach Božena Němcová . . . 545
Die Seejungfrau. Nach J. K. Tyl 555
Die goldenen Schlösser. Nach Božena Němcová . . . 567

Seite

Die drei Goldhaare des Děd-Vševěd. Nach K. J. Erben 587
Mariška. Nach Božena Němcová 600
Budulinek. Nach Josef St. Menšík 634
Die drei Schwestern. Nach Božena Němcová 638
Käthe und der Teufel. Nach Božena Němcová 656